
BEIHEFTE ZUM ORBIS LINGUARUM



Neisse
Verlag

LINGUISTISCHE TREFFEN IN WROCLAW

Germanistische Linguistik *extra muros*
Aufforderungen

Herausgegeben von
Iwona Bartoszewicz • Martine Dalmas • Joanna Szczek • Artur Tworek



Germanistische Linguistik extra muros
– Aufforderungen

Linguistische Treffen in Wrocław
vol. 5

Germanistische Linguistik extra muros – Aufforderungen

herausgegeben von
Iwona Bartoszewicz / Martine Dalmas / Joanna Szczek / Artur Tworek



Neisse
Verlag

Wrocław – Dresden 2010

Beihefte zum ORBIS LINGUARUM

Herausgegeben von Edward Białek und Eugeniusz Tomiczek

Band 86

Germanistische Linguistik extra muros – Aufforderungen

Linguistische Treffen in Wrocław, vol. 5

Herausgegeben von

Iwona Bartoszewicz, Martine Dalmas, Joanna Szczęk und Artur Tworek

Gutachter

Iwona Bartoszewicz

Burkhard Schaefer

Joanna Szczęk

Umschlaggestaltung

Paulina Zielona

DTP-Gestaltung

Paweł Wójcik

Niniejsza publikacja ukazała się dzięki wsparciu finansowemu Université Paris-Sorbonne (Paris IV) oraz Rektora Uniwersytetu Wrocławskiego, Dziekana Wydziału Filologicznego i Dyrektora Instytutu Filologii Germańskiej

Dieses Werk ist durch die Université Paris-Sorbonne (Paris IV) sowie den Rektor der Universität Wrocław, den Dekan der Philologischen Fakultät und den Direktor des Instituts für Germanische Philologie finanziell gefördert worden

© Copyright by Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe
Wrocław – Dresden 2010

ISSN 1426-7241

ISBN 978-83-7432-636-0

ISBN 978-3-940310-98-9

Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe
ul. Kościuszki 51a, 50-011 Wrocław, tel. +48 71 342 20 56, fax +48 71 341 32 04
e-mail: oficyna@atut.ig.pl, www.atut.ig.pl

Neisse Verlag, Neustädter Markt 10, 01097 Dresden,
Tel. 0351 810 7090, Fax 0351 810 7346,
www.neisseverlag.de, mail@neisseverlag.de

Inhalt

VORWORT	7
ANSPRACHEN.	9
TEXTE.	13
LÍVIA ADAMCOVÁ	
Stand, Perspektiven und Entwicklungstendenzen der germanistischen Linguistik extra muros	15
BURKHARD SCHAEDEER	
<i>Vorschwebte uns die goldene Legende</i> : Stand, Probleme und mögliche Entwick- lungen der Germanistischen Linguistik an Deutschlands Universitäten.	21
ERWIN TSCHIRNER	
Korpuslinguistik und Fremdsprachenunterricht	29
MARTINE DALMAS	
Topikalisierung als Mittel zur Textstrukturierung	45
DMITRIJ DOBROVOL'SKIJ	
Syntax und Semantik der Idiome.	55
MAREK LASKOWSKI	
Korrelationen zwischen Partikeln, Phraseologie und Parömiologie	63
JANUSZ POCIASK	
<i>Greifen Sie mal wieder nach den Sternen!</i> Formale und semantisch-pragmatische Aspekte der Verwendung von Phraseologismen in Horoskopen	71
DOROTA MISIEK	
Usueller und kreativer Gebrauch der Idiome in Presseberichten und Pressekommentaren	81
MARTA SOBOCIK	
Spiel- und Sportmetaphern in politischen Meinungsartikeln der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“.	89
MAŁGORZATA GUŁAWSKA-GAWKOWSKA	
Somatische und emotionale Konzepte in der deutschen und polnischen Phraseologie am Beispiel des Konzeptes WUT	97
MARZENA GUZ	
Das Fest in deutschen und polnischen Sprichwörtern	105

HANNA STYPA	
Symbole in deutschen und polnischen Phraseologismen mit Tierbezeichnungen im Komponentenbestand	113
ROMAN OPIEŁOWSKI	
Transsemiotische Interaktionen von Sprache und Bild	121
MAGDALENA ŻYŁKO-GROELE	
Lexik und lexikalische Strukturen zur Rekonstruktion und Interpretation musikalischer Werke in Musikkritiken der „Neuen Zeitschrift für Musik“ 1985-1997	129
AGNIESZKA STAWIKOWSKA-MARCINKOWSKA	
Zum Spannungsfeld zwischen der Rechts- und Gemeinsprache unter dem Aspekt der Semantik und Kollokation	135
ANNA MAŁGORZEWICZ	
Entwicklung der translatorischen Kompetenz in der philologischen Ausbildung, illustriert am Beispiel eines postgradualen Aufbaustudienganges .	141
PATRICIA HARTWICH	
Zur Entwicklung der translatorischen Kompetenz im Fremdsprachenunterricht	149
MACIEJ PŁAWSKI	
A fructibus eorum cognoscetis eos (Matth. VII, 16) – einige Gedanken zur Übersetzungsqualität	157
ANNA PIECZYŃSKA-SULIK	
Fachlexik in der literarischen Übersetzung	165
BIANKA BURKA	
Zur Funktion fremdsprachiger Einschübe in der Sprache interkultureller literarischer Texte	173
ARTUR STOPYRA	
Zur Problematik des Übersetzens der liechtensteinischen Literatur	181
TANJA ŽIGON	
Herausforderungen beim Übersetzen handschriftlicher historischer Dokumente des 18. Jahrhunderts aus dem Deutschen ins Slowenische	189
ELISABETH LANG	
Plurizentrik als Übersetzungsproblem.	197
MAGDALENA JUREWICZ	
Aposiopese oder unabsichtlicher Abbruch? Einfluss abgebrochener Äußerungen auf die Dolmetschleistung bei konsekutiv gedolmetschten Gesprächen	205
Podiumsdiskussion:	
Welchen Referenzrahmen braucht die germanistische Translationsdidaktik?	213

Vorwort

Mit diesem Band, der als Ergebnis der Zusammenarbeit mit dem Institut für Germanistische Philologie der Universität Paris IV Sorbonne entstanden ist, möchten die Herausgeber der Serie „Linguistische Treffen in Wrocław“ eine sehr wichtige Gruppe von Texten sprechen lassen, welche die Atmosphäre der zweiten internationalen Linguisten-Konferenz im September 2008 „Germanistische Linguistik **extra muros**“ perfekt wiedergeben.

Unsere Absicht war es, die während der Tagung geäußerten Meinungen zu Rolle, Aufgaben und Entwicklungstendenzen der Auslandsgermanistik zu dokumentieren. Wir sind allen Referenten, Diskutanten und Teilnehmern dieser Tagung sehr dankbar, dass sie sich während dieser Septembertage in Wrocław um die Bestimmung der Perspektiven der linguistischen Forschung und Lehre bemüht haben, wovon die in diesem Band veröffentlichten Beiträge zeugen. In diesem Zusammenhang sind folgende wichtige Themenbereiche zu erwähnen: Korpuslinguistik, Lexikologie und Phraseologie, Textlinguistik, Fachsprachenproblematik, translatorische Kompetenzen, Übersetzungsanalysen. Die „Germanistische Linguistik **extra muros**“ konzentriert ihre Aufmerksamkeit nicht nur auf die kontrastive Untersuchung verschiedener Teile von Sprachsystemen des Deutschen und anderer Sprachen, sondern stellt auch Fragen nach den Verwendungsmöglichkeiten des auf diesem Wege erworbenen Wissens, das wir als Forscher und Praktiker mit Gewinn immer noch zu vervollständigen hoffen. Die Translatork profitiert ebenfalls davon als Disziplin, die sich um das Erkennen und Lösen verschiedener Probleme intensiv bemüht, die die Versuche immer schon begleitet haben, Grenzen zwischen durch Sprachen konstruierten Welten zu überschreiten. Aus eben diesem Grund haben wir der translatorischen Problematik in diesem Buch einen besonderen Rang eingeräumt, indem der Verlauf der Podiumsdiskussion zum Thema Translationsdidaktik dem Leser präsentiert wird.

die Herausgeber

Ansprachen

Sehr geehrter Herr Professor Tomiczek, liebe Frau Professor Bartoszewicz, liebe Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren,

Begrüßungsreden gehören zum Ritual, und Rituale sind schön, wenn sie kurz sind: Also, werde ich mich kurz fassen!

- Als Sprechakt ist eine Begrüßungsrede wichtig, denn sie macht aus den ange-reisten Gästen mitwirkende Teilnehmer, aktive Tagungsteilnehmer...
- Als Texte sind Begrüßungsreden nur zum Teil spannend, denn sie sind thematisch stark festgelegt und nur die Gegenstände und die Akteure variieren. Zu den festen Topoi gehören Freude, Ehre und Dank.
- Also kann ich jetzt nicht anders als mich freuen, mich geehrt fühlen und mich bedanken. Ich tue es sehr gern, und zwar aus verschiedenen Gründen:
 - Ich freue mich, dass es zu diesem Treffen gekommen ist und dass die germanistische Sprachwissenschaft **extra muros** im Mittelpunkt steht!
 - Ich fühle mich natürlich sehr geehrt, hier zu sein und dass meine Universität mit der traditionsreichen Universität Breslau auch auf diese Weise kooperieren kann.
 - Deshalb möchte ich mich ganz herzlich bedanken bei meiner Kollegin, Frau Professor Iwona Bartoszewicz, die die Idee dieser Tagung gehabt hat und sie mit viel Engagement umgesetzt hat. Mein Dank geht auch an alle KollegInnen und DoktorandInnen, die bei der Organisation mitgewirkt haben und diese drei Tage noch mitwirken werden.

Das Programm ist vielseitig und reichhaltig. Ich wünsche Ihnen allen viele Anregungen und Inspirationen, und vor allem viel Spaß: beim Zuhören, beim Mitdenken und Mitdiskutieren und nicht zuletzt bei allen geselligen Stunden, die wir in diesen drei Tagen gemeinsam verbringen werden.

Martine Dalmas

Texte

Stand, Perspektiven und Entwicklungstendenzen der germanistischen Linguistik extra muros

In meinem Statement werde ich auf Problemkreise Bezug nehmen, die zu meinen Forschungsschwerpunkten gehören und mit denen ich vertraut bin; andererseits möchte ich kurz auf den Stand der Germanistik in der Slowakei eingehen.

1. DaF und Auslandsgermanistik

1.1.

Als Studienfach ist DaF heute an vielen Universitäten des deutschen Sprachraums und in der Slowakei etabliert. Die Zahlen der Studierenden und AbsolventInnen nehmen zu, die Berufsaussichten sind sehr gut. Insbesondere die internationalen Hochschulabschlüsse Bachelor und Master, die durch die meisten Hochschulgesetze der Lissabon-Abschlüsse der EU-Länder rechtlich abgedeckt sind, bieten dem Fach mit seiner internationalen Ausrichtung interessante neue Perspektiven. Zwischen 1996-1999 fand in der Zeitschrift „Deutsch als Fremdsprache“ eine Strukturdebatte statt, die die zentralen Probleme und Fragestellungen des Faches zum Thema hatte, offen legte. Es handelt sich um: die Frage nach dem Wissenschaftsanspruch des Faches, die Frage nach dem Verhältnis des Faches zu den verschiedenen Bezugswissenschaften, die Frage der Differenzierung aller Teilbereiche des Faches.

Trotz dieser ausschöpfenden Debatte in der „DaF“-Zeitschrift blieben einige Fragen offen, die aus meiner Sicht für die wissenschaftliche Weiterentwicklung und Etablierung des Faches von größter Wichtigkeit sind und die ich hier in diesem Statement aufgreifen will. Es geht um:

- die Abgrenzung der Fächer: DaF, Fremdsprachenphilologie, Auslandsgermanistik; also Fächer aus Inlands- und Auslandsperspektive, die unsere Plenardiskussion in Wrocław betreffen,
- DaF und Sprachlehr- und -lernforschung,
- DaF und Angewandte Linguistik,
- interkulturelle Linguistik/Germanistik und Erwerb interkultureller Kompetenzen.

Die „Auslandsgermanistik“ selbst war wesentlich seltener Gegenstand international beachteter fachlicher Diskussionen. Sie setzt sich mit Fragen ihrer Identität, ihrer Kompetenzen, Strukturen und Inhalte auseinander. Diese Debatten werden vermehrt in engeren Kreisen ausgetragen; selten wird bei solchen Anlässen der Begriff „Auslandsgermanistik“ reflektiert oder akzeptiert, möglicherweise auch wegen der Fragwürdigkeit bzw. der Angemessenheit der Bezeichnung (vgl. Hessky 2003). Die Formulierung DaF ist eindeutig und bedarf keiner weiteren Erläuterung. Ob man DaF lehrt und lernt, ob in Deutschland oder im Ausland, handelt es sich um den Spracherwerb von Lernenden mit einer beliebigen anderen Muttersprache. Den Begriff „Auslandsgermanistik“ findet man dagegen in keinem repräsentativen Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Es handelt sich dabei um eine „Germanistik im Ausland“, eine Bezeichnung mit vagem, verschwommenem Inhalt, worunter jeder etwas anderes versteht. Besser wäre es von DaF aus der Binnenperspektive vs. Außenperspektive zu sprechen. Man könnte demnächst den Begriff „Auslandsgermanistik“ durch „Germanistik in der Slowakei, Russland, Polen etc.“ ersetzen. Hessky (2003) spricht von einer „Eurogermanistik“ in nicht allzu ferner Zukunft und beruft sich auf Krumms (1995) Behauptung, dass eine verstärkte und ernsthafte partnerschaftliche Kooperation zwischen DaF und „Auslandsgermanistik“ entwickelt und verwirklicht werden sollte.

1.2.

Ein heftig diskutierter und umstrittener Bereich des Faches-DaF ist die **Phonetik und Phonologie des Deutschen**. Alle behaupten, dass sie zur Lehreraus- und -fortbildung gehört, trotzdem wird sie nur fragmentarisch behandelt oder ignoriert. Dabei handelt es sich meines Erachtens um ein interdisziplinäres Fachgebiet, das grundlegende Bedeutung für das Lehren und Lernen der deutschen Aussprache hat. Da die Phonetik und Phonologie eine enge Beziehung zur Sprechwissenschaft, Rhetorik, Sozial- und Verhaltenswissenschaften haben, untersuchen sie die Handlungsfähigkeit, die kommunikative Kompetenz der Lernenden für eine optimale Interaktion in der Kommunikation. Bekannt ist die Tatsache, dass die Ausspracheabweichungen und die damit verbundenen Probleme in der auditiven Wahrnehmung die Verständigung erschweren können. Wegen der Aussprachevielfalt, der man im Alltag der deutschsprachigen Länder begegnet, werden die Lernenden ungenügend auf die Sprachpraxis vorbereitet. Die meisten Lehrenden im Ausland orientieren sich an der bundesdeutschen Aussprachenorm, weil sie diese während ihres Studiums vermittelt bekamen (zumindest in der Slowakei), für den rezeptiven Bereich genügt es aber nicht. Zu all den genannten Problemfeldern (auch aus der Perspektive der Mehrsprachigkeit) kann und wird die deutsche Phonetik auch künftig ihren Beitrag leisten.

1.3. Mehrsprachigkeit und mündliche Kommunikation im Studium DaF

Deutsch ist aus verschiedenen Gründen eine sehr wichtige Fremdsprache in der Slowakei. Es fallen daher oft Missverständnisse und Probleme in der Kommunikation

mit der anderen Kultur auf. Auf Konferenzen und in Fachzeitschriften hat daher die interkulturelle Kommunikation (Linguistik/Germanistik) seit gut 20 Jahren ihren festen Platz, die Suche nach Kultur- und Sprachunterschieden und daraus resultierenden internationalen Missverständnissen ist in vielen Bereichen schon überdimensional. Viele Staaten haben durch sprachliche und kulturelle Anpassung an ihre Kunden und Märkte große Erfolge erzielt. Längst weiß man, dass Sprachkenntnisse allein nicht ausreichen, um international/multikulturell und damit auch interkulturell bestehen zu können. Um erfolgreich zu arbeiten, muss man über Sprache, Kultur, Denkweise und dadurch bestimmte Handlungsschemata Bescheid wissen. Erfolgreich kommunizieren heißt, durch die Berücksichtigung der Denk- und Handlungsweise des Kommunikationspartners bei der eigenen Textproduktion Missverständnisse und Kommunikationsstörungen zu vermeiden, ohne die individuelle, eigenkulturelle Identität aufzugeben. Wenn jemand Deutsch als Fremdsprache lernt, ist dafür meist eine Bedingung, dass Deutsche seine Sprache nicht beherrschen. Man muss sich aber vergewissern, ob der Deutsche richtig aufnehmen kann, was man sagt. Der Deutsche wird vieles zunächst so aufnehmen, wie er es aus seinem Kultur-Kontext heraus verstehen kann. Gerade hier ergeben sich z.B. auch für die Slowaken Differenzen. Sieht man sich in der Slowakei als „Herz“ oder „Mittelpunkt Europas“, gilt die Slowakei im „Westen“ als Osteuropa oder sogar dem Balkan zugehörig. Wichtig erscheint mir daher in diesem Zusammenhang über Textkompetenz (fremde Texte verstehen, eigene Texte produzieren) und kulturelle Kompetenz zu verfügen.

1.4 Fremdsprachenlehren und -lernen

Neuere Forschungen konzentrieren sich meines Erachtens auf folgende Punkte: Erforschung der theoretischen Grundlagen der Fremdsprachenlernprozesse; Lösung der Dichotomie gesteuerter vs. ungesteuerter Erwerbsprozess; sprachkontrastive Analysen beim Fremdsprachenlernen; landeskundlich-kulturwissenschaftliche Ausrichtungen; interkulturelles Lernen; Erforschung der lernpsychologischen, kognitiven und sozialen Bedingungen von Mehrsprachigkeit; die Rolle neuer Medien im Unterricht; neue Methoden der Vermittlung von Fertigkeiten.

1.5. Deutsch als plurizentrische Sprache

Deutsch als Fremdsprache-Lerner und Germanisten im Ausland haben heutzutage mit begrifflichen Grundlagen und Aspekten zur Problematik der Lernbarkeit von Deutsch als Zweitsprache im plurizentrischen Sprachraum zu tun. Bedingt durch die historische Entwicklung besteht der deutschsprachige Sprachraum bekanntlich aus mehreren kulturellen und politischen Zentren, Regionen, in denen die deutsche Standardsprache in verschiedenen Varietäten zu hören, zu lesen und zu sprechen ist. Dazu kommen noch die vielfältigen deutschen Dialekte, die aber nicht zum Standard gehören. Sie erleben eben ihr „Comeback“, zumindest im süddeutschen Sprachraum. Die bundesdeutsche

Variante wird aufgrund der größeren geographischen Verbreitung und der größeren Sprecherzahl als „richtiger“ empfunden. In der Slowakei basiert zumal der traditionelle Deutschunterricht vorwiegend auf „Teutonismen“. Neben der *Sahne* steht das Wort *Schlagobers* und *Rahm/Nidel*; neben *Rinderbraten* der *Rindsbraten* usw. Wenn die deutsche Sprache nun so vielfältig ist, stellt sich die Frage, welche Varietät unterrichtet werden soll. Im Ausland lernen die Menschen DaF, weil sie die deutsche Kultur kennen lernen möchten oder weil sie sich berufliche Vorteile von Deutschkenntnissen versprechen. Die damit verbundene Plurizentrik ist zu einem prägenden Element der deutschen Sprache geworden. Daher ist es notwendig und ratsam, im DaF-Unterricht mit authentischem Material aus verschiedenen Regionen zu arbeiten. Die Lernenden sollten insbesondere hinsichtlich Lexik, Aussprache, Intonation, Grammatik so sensibilisiert sein, dass sie Strategien zum Umgang mit den deutschen Varietäten entwickeln können. Es ist nicht immer einfach zu realisieren, weil im Ausland wenige Deutschlehrer und Germanisten alle Varietäten des Deutschen beherrschen bzw. unterscheiden können. Die Lernenden sollen aber mit der sprachlichen Realität zurechtkommen, die Wahrnehmungstoleranz soll in erster Linie gefördert werden. Das Ziel ist, die allgemeine Rezeptionsfähigkeit zu verbessern. Von plurizentrischen Autoren entwickelte Lehrbücher sollen ein differenziertes Bild des deutschen Sprachraums zeigen – stehen heute aber selten zur Verfügung.

2. Germanistik in der Slowakei

Im Jahre 1989 kam es zu einer politisch-wirtschaftlichen Umstrukturierung in der Slowakei. Sie hatte bedeutungsvolle Folgen auch für den Fremdsprachenunterricht. Die Grenzen wurden aufgehoben, die Menschen konnten plötzlich frei die vorher verbotene westliche Welt kennen lernen – das Fremdsprachenlernen erlebte einen „Boom“. Die neue Lebenssituation brachte viele offene Fragen mit sich, z.B.:

- a. Wie soll sich die slowakische Germanistik weiterentwickeln?
- b. Soll man mehr Deutschlehrer oder mehr Dolmetscher/Übersetzer ausbilden?
- c. Wie soll das Philologiestudium auf die neuen Verhältnisse reagieren?
- d. Welche Absolventen braucht der neue Arbeitsmarkt in der Slowakei?
- e. Wer soll die neuen Curricula, Lehrbücher etc. an Universitäten ausarbeiten?
- f. Mit welchen Institutionen sollen die Universitäten dabei kooperieren? (vgl. Kozmová/Pongó 2004).

Neunzehn Jahre nach dem Umbruch hat sich vieles geklärt. Es steht fest: Das Interesse am Deutschlernen und Germanistikstudium wächst, bilinguale Gymnasien wurden gegründet, neue Standards, Prüfungen wurden erarbeitet. Zu den wichtigsten Partnern

wurden das Goethe-Institut, das Österreich-Institut, das Slowakische methodische Zentrum, Fachberater, Lektoren usw. Der Deutschlehrer- und Germanistenverband wurde 1992 gegründet, der außer Kongressen auch finanzielle Mittel für die Unterstützung der Deutschlehrer zur Verfügung stellte und stellt, internationale Projekte wurden gefördert, das Philologiestudium gewinnt immer mehr an Attraktivität.

Die Germanistik als Wissenschaft schaut in der Slowakei (und in der ehemaligen Tschechoslowakei) auf lange Tradition zurück. Wenn man nur an die Traditionen der Prager Schule denkt, wird klar, dass die Germanistik und das Fremdsprachenlernen hier einen fruchtbaren Boden hatten. Es wurden allmählich mehrere Lehrstühle für Germanistik gegründet, neue Universitäten und Hochschulen eingeweiht, Lehrermobilitäten ermöglichten den besseren Zugang zur Fachliteratur und zum Erfahrungsaustausch, ausländische Germanistik-Professoren wurden vermehrt in die Slowakei eingeladen, neue Partnerschaften mit (west-)deutschen Universitäten entstanden.

Man kann aus heutiger Sicht feststellen, dass die deutsche Sprache und das Germanistikstudium in der Slowakei und an den slowakischen Universitäten seinen festen Platz haben, wo vor allem DeutschlehrerInnen, DolmetscherInnen und ÜbersetzerInnen ausgebildet werden. Die Zahl der Studenten ist stabil, obwohl an einigen Schulen Englisch an die erste Stelle gerückt ist. Aus historisch-kulturellen Gründen gewinnt das Deutsche in der Slowakei immer mehr an Bedeutung. Die Absolventen unserer Universitäten werden am Arbeitsmarkt gefragt, nicht zuletzt auch wegen ihrer Fachsprachenkenntnisse. Es gibt (fast) keine Grund-, Mittel- oder Hochschule in der Slowakei, wo kein Deutschunterricht angeboten würde. Einen wesentlichen Beitrag leisten dabei auch die Germanisten/Hochschuldozenten, die ihre Absolventen qualitativ besser für die Schulpraxis und für die Firmen vorbereiten.

Literatur:

- HESSKY R., 2003, Deutsch als Fremdsprache und Auslandsgermanistik, in: Altmayer K./Forster R. (Hg.), Deutsch als Fremdsprache: Wissenschaftsanspruch – Teilbereiche – Bezugsdisziplinen, Frankfurt am Main, S. 87-108.
- KOZMOVÁ R. / PONGÓ Š., 2004, Quo vadis, slowakische Germanistik?, in: Kozmová R./Pongó Š. (Hg.), Zeitschrift für germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft in der Slowakei, S. 6-14.
- KRUMM H.-J., 1995, Fremdsprachenbedarf, Bildungsplanung und Lehrerausbildung. Perspektiven für die Reform der Deutschlehrerausbildung, in: Popp H. (Hg.), Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag, München, S. 743-755.

*Vorschwebte uns die goldene Legende: Stand, Probleme
und mögliche Entwicklungen der Germanistischen Linguistik
an Deutschlands Universitäten*

1. Eigentlich ist es um die Germanistik an deutschen Universitäten gut bestellt

Nähme man die Zahl der Professuren und Promotionen, Projekte und Publikationen als Gradmesser für den derzeitigen Zustand der Germanistischen Linguistik an Deutschlands Universitäten, käme man notwenig zu dem Schluss, dass es um sie nie besser bestellt war als heute. Auch dies ließe sich als Indiz für ein derzeitiges Wohlergehen der Germanistischen Linguistik anführen, dass nämlich die Erforschung und Beschreibung der deutschen Sprache zu keiner Zeit intensiver und erfolgreicher betrieben wurde als in den letzten Jahrzehnten.

2. Doch der schöne Schein trügt

Trotz ihrer Erfolge ist die Zukunft der Germanistik und damit auch der Germanistischen Linguistik düster; und zwar deshalb, weil die Zukunft der deutschen Universitäten düster ist. Grund für die pessimistische Prognose ist nicht so sehr die andauernde Unterfinanzierung von rd. 2,6 Milliarden pro Jahr und die für alle Beteiligten gleichermaßen unerträgliche Relation von rd. 2 Millionen Studierenden zu rd. 21.000 Professorinnen und Professoren und die daraus resultierende unzureichende wissenschaftliche Betreuung der Studierenden und die permanente Überbelastung des universitären Personals, sondern der massive Eingriff der Politik in das Universitätswesen.

3. Eingriff der Politik Nr. 1:

Verordnet wurde die Teilnahme am Bologna-Prozess

Den Universitäten wurde die Teilnahme am sog. Bologna-Prozess nicht, wie es das Schlussprotokoll vorsieht, empfohlen, sondern von den jeweils zuständigen Ministerien der Bundesländer verordnet. Verordnet wurde damit die Ersetzung der bisherigen Studiengänge mit den Abschlüssen Magister, Diplom, Staatsexamen durch sog. gestufte

Studiengänge mit den Abschlüssen Bachelor und Master. Unter dem Vorwand, Vergleichbarkeit zu ermöglichen, sind diese Studiengänge gleichförmig standardisiert, und unter dem Vorwand, ein zügiges Absolvieren zu sichern, hochgradig verschult. Es kann nicht verwundern, wenn ein solches Studium jene Studierenden erzeugt, über die sich die Lehrenden beklagen. Dabei verhalten sich diese Studierenden so, wie es die Idee vom effizienten Einsatz der eigenen Energien verlangt: angepasst, unselbständig, aufs Sammeln von Kreditpunkten konzentriert, auf einen zügigen Abschluss hin orientiert und Relevanz des Lehrangebots für die berufliche Praxis einfordernd, von der naturgemäß heute niemand zu sagen weiß, wie sie in fünf oder zehn Jahren aussieht.

4. Die Bachelorstudiengänge sollen für eine unbekannte Praxis praxisbezogen sein

In den Bachelorstudiengängen mit germanistischen Inhalten werden – so heißt es – praxisrelevante grundlegende fachliche und methodische Kompetenzen vermittelt. Sie sollen – so heißt es nahezu unisono in allen Studienordnungen – dazu qualifizieren, Berufe in den Bereichen Verlag und Theater, Presse und Rundfunk, Fernsehen und neue Medien, Öffentlichkeitsarbeit und Werbung, Kulturmanagement und Unternehmenskommunikation auszuüben. Nicht nur, dass der Bedarf an Personal in diesen Bereichen begrenzt ist, es gibt auch eigene berufsspezifische Ausbildungen dieser Art, ganz abgesehen davon, dass für Absolventinnen und Absolventen von Fachhochschulstudiengängen (und ein solcher ist ein Bachelorstudiengang von sechs Semestern) nur minder bezahlte Beschäftigungen in Frage kommen. Der „Vertiefung des Wissens“ soll der Masterstudiengang dienen, der zwei bis vier Semester umfasst und an einen erfolgreich (d.h. mindestens mit der Note „gut“) absolvierten Bachelorstudiengang angeschlossen werden kann. Durch die erzwungene Einführung der Bachelorstudiengänge an den Universitäten wurde auch eine bis dahin erfolgreiche Aufgabenverteilung zwischen den eher theoretisch-wissenschaftlich ausgerichteten Universitäten und den eher praktisch-wissenschaftlich ausgerichteten Fachhochschulen aufgegeben. Bedenkt man, dass das Bachelorstudium die Regel und das Masterstudium die Ausnahme ist, dass zudem die Gehälter der Universitätsprofessoren auf Fachhochschulniveau abgesenkt wurden und die Habilitation durch die Einrichtung der Juniorprofessuren abgeschafft werden soll, lässt sich an den Fingern einer Hand ausrechnen, dass die Universitäten in ihrer Mehrzahl zu Fachhochschulen werden, während eine kleine Zahl im Rahmen von „Exzellenzinitiativen“ um den staatlich verliehenen Titel einer „Eliteuniversität“ und damit verbundenen Sondermitteln in Milliardenhöhe konkurrieren darf.

5. Die Erwartungen an die Bachelorstudiengänge haben sich nicht erfüllt

Die Erwartungen der Politiker und ihrer willigen Vollstrecker an die Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen, nämlich eine europaweite Angleichung der Stu-

dienabschlüsse, höhere Mobilität der Studierenden, kürzere Studienzeiten und weniger Studienabbrüche, haben sich nicht erfüllt. Englische und andere ausländische Universitäten erkennen deutsche Bachelorabschlüsse nicht an. Die Studienzeiten sind nicht kürzer, die Studienabbrüche nicht weniger geworden. Ein Wechsel des Studienortes ist nahezu unmöglich, weil unter dem Zwang, eigene Profile zu entwickeln, kein Bachelorstudiengang dem anderen inhaltlich gleicht. Früher studierte man Germanistik und durfte sicher sein, dass jede Universität die an anderen Universitäten erbrachten Leistungsnachweise ohne Abstriche anerkannte. Davon kann keine Rede mehr sein, weil es keine inhaltliche Vergleichbarkeit der einzelnen Studiengänge mehr gibt.

6. Die Studierenden glauben nicht, dass ihnen ein Bachelorstudium etwas nützt

Und wie schätzen die Studierenden selbst ihr Bachelorstudium ein? Eine Umfrage unter 8000 Studierenden ergab, dass nur 12% glauben, dass ihnen der Bachelorabschluss „etwas nützt“; 50% meinen, dass die Bachelorausbildung „kein wissenschaftliches Studium“ ist (General-Anzeiger Bonn, 28.10.2008). Es werde „Häppchenwissen“ verabreicht, meint der Rektor der Universität Bonn, der Germanist Jürgen Fohrmann: „Für die Geisteswissenschaften ist dieses Kästchenwissen in abprüfbarer Form das intellektuelle Aus“ (General-Anzeiger Bonn, 28.10.2008). Dass man hierfür auch noch Studiengebühren zahlen soll, sieht eine zunehmende Zahl von Studierfähigen nicht mehr ein, wie eine vom Bundeswissenschaftsministerium in Auftrag gegebene, nach ihrem Abschluss aber unter Verschluss gehaltene Untersuchung ergab. Nach dieser Studie verzichteten 18.000 Abiturienten auf ein Studium. Damit wird auch das durch Teilnahme am Bologna-Prozess angestrebte Ziel einer höheren Zahl an Studierenden verfehlt. Hinzu kommt, dass – wie die bisherige Erfahrung zeigt – kaum jemand mit Bachelorabschluss den Master anstrebt, außer jenen, deren Studienziel das Lehramt ist.

7. Eingriff der Politik Nr. 2:

Die Hochschulen werden zu Unternehmen umgebaut

Ohne dass sich nennenswerter Widerstand regte, wurden von den Bundesländern neue Hochschulgesetze beschlossen, die einen radikalen Umbau der Universitäten begründen. War universitäre (und übrigens auch schulische) Bildung bisher öffentlich, kostenfrei und auf eine möglichst gute Bildung jedes einzelnen ausgerichtet, so wird sie nunmehr privat, kostenpflichtig und so angeboten, dass sie vor allem den jeweiligen Bildungseinrichtungen und ihren Betreiber einen ökonomischen Gewinn verspricht. Oberstes Ziel des bisher auf fachliche Selbststeuerung und auf wissenschaftliche Wahrheitssuche ausgerichteten Universitätswesens ist nunmehr vornehmlich ökonomischer Art. Während ehemals jede Universität darauf achtete, dass bei Berufungen qualitativ hochwertige und anspruchsvolle Forschung und Lehre den Ausschlag gaben, achtet sie

heute auch darauf, dass Kandidatinnen und Kandidaten in der Lage sind, die Finanzen der Hochschule zu mehren. Ist das erwiesen, dürfte solche Fähigkeit gewiss positive Auswirkungen beim (jetzt möglichen) Aushandeln des professoralen Gehalts haben.

8. Die Freiheit der Hochschulen bedeutet Rückzug des Staates aus der Verantwortung

Unter der Devise, sie müssten endlich autonom werden, wurden die Universitäten in eine Freiheit entlassen, die nicht etwa jene Freiheit ist, die das Grundgesetz (Artikel 5, Ziffer 3) als Freiheit der Lehre und Forschung zusichert, sondern die Freiheit des Staates von der Verantwortung für die Universitäten. Der Staat teilt die (tendenziell abnehmenden) Finanzen als sog. Globalhaushalt zu; die Universitäten haben sie selbst zu verwalten und durch sog. Drittmittel zu ergänzen. „Wettbewerb“ heißt die Zauberformel, die Studierende und Geld bringen soll. Will eine Hochschule (was nach dem im Bundesland Nordrhein-Westfalen geltenden sog. „Universitätsfreiheitsgesetz“ schon heute möglich ist) dem Bankrott entgehen, muss sie längerfristig nicht nur die Studiengebühren kräftig anheben, sondern sich zudem um außeruniversitäre Einnahmequellen kümmern. Schon die Akkreditierung eines einzigen Studiengangs wie auch seine Reakkreditierung nach jeweils fünf Jahren durch eine sog. (übrigens private) Akkreditierungsagentur kostet die betreffende Fakultät bzw. den betreffenden Fachbereich 10.-15.000 Euro.

9. Die Hochschulen sind zunehmend außengesteuert

„Unternehmen Universität“ ist der Titel einer 2004 erschienenen „Festschrift zum 75. Geburtstag des Bayreuther Unternehmers Senator e.h. Gerhard Markgraf“, verfasst von Prof. Dr. Wolfgang A. Hermann, Präsident der Technischen Universität München, die als Vorbild für den neuen Typ der Universität als Unternehmen gilt. Propagiert wird in dieser Schrift – wie in einer Reihe weiterer Publikationen – die Umwandlung der Universitäten in profitorientierte Unternehmen und eine damit einhergehende Hierarchisierung der Entscheidungsbefugnisse. An der Spitze der Hochschulen stehen sog. Hochschulräte, die (bestehend aus acht bis zehn vom Ministerium eingesetzten Mitgliedern) wenigstens zur Hälfte mit externen Personen (bevorzugt aus der Wirtschaft) zu besetzen sind, von denen eine den Vorsitz zu übernehmen hat. Die Hochschulräte sind nicht nur Dienstvorgesetzte des universitären Personals und wählen Rektor und Rektorat, sondern besitzen zudem weitreichende Entscheidungs- und Mitwirkungsrechte, während gleichzeitig den gewählten Gremien der universitären Selbstverwaltung eben diese Rechte genommen wurden. Angesichts des Umstands, dass die Hochschulräte nicht gewählt und damit auch nicht demokratisch legitimiert sind, gibt es im Grunde keine Person und kein Gremium mehr, das für Fehlentscheidungen zur Rechenschaft

gezogen und verantwortlich gemacht werden kann. Durch die Reform der Hochschulstrukturen wurde den Universitäten die Autonomie genommen und gleichzeitig ein System der Unverantwortlichkeiten geschaffen.

10. Die Bertelsmann-Stiftung diktiert die Hochschulentwicklung

Das in der neuen Hochschulwirklichkeit inzwischen heimisch gewordene Vokabular wie *Outputorientierung, Evaluation, Ranking, Controlling, Qualitätsmanagement, Benchmarking, global player, best practice* usw. und die damit signalisierte Praxis ist den Deutschen schon aus der Sozial- und Gesundheitspolitik vertraut. Auch die Fahnenwörter der neoliberalen Marktideologie gehören derweil zum Repertoire der Hochschulpolitiker: *Globalisierung, Standort, Wettbewerb, Flexibilität, Kundenorientierung, Nachhaltigkeit* und *Synergie*. Die neuen Hochschulgesetze der Bundesländer wurden durch die Bertelsmannstiftung initiiert und ihr „Centrum für Hochschulentwicklung“ (CHE) ausformuliert. Durch seine Stiftung bleiben dem Weltkonzern Steuern in Millionenhöhe erspart, die er in zunehmendem Maße in den privaten Bildungsmarkt investiert, der im Zuge der wesentlich von ihm beeinflussten Bildungsreformen entsteht. Dass und in welcher Weise Bildung in Gänze privatisiert werden soll, hat der Chef des CHE, Detlev Müller-Böling, in seiner Schrift „Die entfesselte Hochschule“ in aller Klarheit vorgestellt (Gütersloh: Bertelsmann 2000). Entsprechend dem Leitbild von der „unternehmerischen Hochschule“ wird das Hochschulstudium nach diesen Vorstellungen zur „kostenpflichtigen Investition in die persönliche Zukunft“ (Hermann 2004:1).

11. Werden Planziele nicht erreicht, drohen Sanktionen

Was von den Hochschulen zu tun und zu lassen ist, wird zwischen Ministerium und Hochschulräten verabredet und in sog. Ziel- und Leistungsvereinbarungen, die planwirtschaftlich anmuten, festgelegt. So sind die Hochschulen ständig damit beschäftigt, das Erreichen der vorgeschriebenen Ziele zu planen, Geld einzutreiben und in regelmäßigen Abständen über das Maß, in dem die Ziele erreicht wurden, zu berichten, wobei die Berichterstatter vor allem die Kunst der Selbstanpreisung und Überbietungsrhetorik beherrschen müssen. Werden die Planziele nicht erreicht, drohen Sanktionen. Professorinnen und Professoren, zu deren Aufgaben neben der ständig anschwellenden Lehre eigentlich auch die Forschung gehört, sind nicht nur mit den oben genannten Aufgaben, sondern auch mit der Begutachtung einer Flut von Hausarbeiten und Prüfungen beschäftigt, so dass für die Forschung keine oder in jedem Fall nicht ausreichend Zeit bleibt. Mit dem Blick auf die Germanistik und andere geisteswissenschaftliche Fächer fragen die universitären Unternehmer längst nicht mehr nur hinter vorgehaltener Hand: Wozu soll auch eine Forschung dienen, die keine marktfähigen profitablen Produkte erzeugt?

12. Verehrtes Publikum, jetzt kein Verdruss ...

Nimmt man hinzu, dass in den Fächerlisten zahlreicher deutscher Universitäten das Fach Germanistik gar nicht mehr auftaucht, liegt der Schluss nahe, dass es um die Existenz einer Germanistik, die diesen Namen noch verdient, an Deutschlands Universitäten schlecht bestellt ist. Unter der Prämisse, dass es kein Zurück in die von manchen nostalgisch verklärten Zeiten der Ordinarienuniversitäten geben kann und geben soll, lassen sich in der gegenwärtigen Situation drei Szenarien vorstellen, die die Hochschulen wieder in den Stand setzen könnten, die Freiheit der Forschung und Lehre wahrzunehmen, demokratisch verfasste Stätten der Entwicklung und Pflege der Wissenschaften zu sein und eine öffentliche, kostenfreie und auf eine möglichst gute Bildung jedes einzelnen Studierenden ausgerichtete Lehre anzubieten: (1) Angesichts von Finanz- und Wirtschaftskrisen und dem zunehmenden Zweifel an der Selbstregulierungsfähigkeit des Marktes ist allenthalben der Ruf nach der „ordnenden Hand des Staates“ zu vernehmen. So könnte der Staat, so könnten zumindest einzelne Bundesländer sich besinnen und auf einen weiteren Rückzug aus dem Bildungswesen verzichten, vielmehr selbst wieder die Verantwortung für dessen Gedeihen übernehmen. (2) Die Hochschulen spielen das Spiel nicht mehr mit, nehmen die neoliberale Umstrukturierung der Hochschule nicht länger hin und geben sich auch nicht mit kosmetischen Reparaturen zufrieden, sondern werden von bloßen Vollstreckern außeruniversitärer Institutionen wieder zu universitären Akteuren innovativer Entwicklungen. Dazu ist es zuallererst notwendig, die Selbstverwaltungsgremien der Hochschulen paritätisch zu besetzen, demokratisch zu organisieren und mit Entscheidungsbefugnissen auszustatten. (3) Ausländische Universitäten, allen voran diejenigen in Europa, so auch diejenigen in Polen, nehmen die Beschlüsse von Bologna als das, was sie sind, nämlich als Empfehlungen, behalten die in hohem Ansehen stehenden Magister- und Diplomstudiengänge bei, geben ihre bewährten demokratischen Universitätsverfassungen nicht auf und werden zu Vorbildern einer zukunftsweisenden europäischen Hochschulentwicklung.

Nachtrag: *Der einzige Ausweg wär aus diesem Ungemach ...*

Zu der Zeit, als der oben stehende Text zum Druck eingereicht wurde, herrschte noch Ruhe an den deutschen Universitäten. Im Wintersemester 2009/10 aber begehrten die Studierenden auf – so vernehmlich wie seit 30 Jahren nicht mehr. Sie zogen protestierend durch viele Universitätsstädte, bestreikten Vorlesungen, besetzten Hörsäle. Sie stellten Forderungen zur Verbesserung der Studiensituation und ihrer materiellen Lage. Gefordert wurden: Bildung statt Ausbildung, also ein Studium, das das Prädikat „wissenschaftlich“ verdient; selbstbestimmtes statt verschultes Studium, also Freiräume für eigene wissenschaftliche Interessen; kostenloses statt kostenpflichtiges Studium, also Abschaffung der Studiengebühren; Förderung aller statt Auslese weniger. Gefordert wurden auch mehr Stellen für Lehrpersonal, mehr Geld für die materielle Ausstattung der Universitäten und „mehr Mitbestimmung“.

Die politisch Verantwortlichen zeigten sich einsichtig und bekannten, es hätte bei der Umstellung auf die neuen konsekutiven Studiengänge „handwerkliche Fehler“ gegeben. Die zuständige Bundeswissenschaftsministerin stellte eine Erhöhung der Bafög-Sätze in Aussicht und empfahl den Universitäten, ihre Finanzautonomie zu nutzen und einen Teil der eingenommenen Studiengelder für die Einrichtung von zusätzlichen Professuren zu verwenden. Gleichzeitig erklärte sie im Einvernehmen mit den Wissenschaftsministern der Bundesländer und der Hochschulrektorenkonferenz, man werde auf keinen Fall den eingeschlagenen Weg der Bologna-Reform verlassen, wohl aber „handwerkliche Fehler“ der Umsetzung der Reform korrigieren. In diesem Zusammenhang sollten die Universitäten die Bachelorstudiengänge in inhaltlicher Hinsicht überprüfen und sie eventuell stofflich „entschlacken“. In formaler Hinsicht sollten sie eine generelle Verlängerung der Bachelorstudiengänge auf acht Semester zu erwägen.

Da bisher nicht gefordert und durchgesetzt wurde, was allein Abhilfe schaffen könnte, nämlich – wie oben geschrieben steht – die Rückkehr des Staates in die Verantwortung für die Universitäten, die Re-Demokratisierung der universitären Verfassung und die paritätische Mitbestimmung, fuhren die Universitäten fort, zur Beruhigung der Gemüter „regelmäßig zu evaluieren“, hier und da „nachzubessern“ und „das Qualitätsmanagement auszubauen“. So blieb letztlich alles beim Alten, d.h. so, wie es schon vor den Protesten war.

Literatur

- BOLLENBECK G. / WENDE W. (Hg.), 2007, Der Bologna-Prozess und die Veränderung der Hochschullandschaft, Heidelberg.
- BRECHT B., 1967, Der gute Mensch von Sezuan: Parabelstück, in: Gesammelte Werke in 20 Bänden. Bd. 4, Frankfurt am Main, S. 1487-1607.
- BRÖCKLING U. (Hg.), 2004, Das Glossar der Gegenwart, Frankfurt am Main.
- HASS U. / MÜLLER-SCHÖLL N., 2008, Was ist eine Universität? Schlaglichter auf eine ruinierte Institution, Bielefeld.
- HÖRISCH J., 2006, Die ungeliebte Universität. Rettet die Alma mater!, München.
- KAUBE J. (Hg.), 2009, Die Illusion der Exzellenz. Lebenslügen der Wissenschaftspolitik, Berlin.
- KEUPP H., 2007, Unternehmen Universität. Vom Elfenbeinturm zum Eventmarketing, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 10, S. 1189-1198.
- KNOBLOCH C., 2008, Das Neukademische – Anmerkungen zur Sprache der unternehmerischen Hochschule, in: Aptum 2, S. 1-24.
- KNOBLOCH C., 2010, *Wir sind doch nicht blöd!* Die unternehmerische Universität, Münster.
- LIESSMANN K.P., 2006, Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft, Wien.
- LOHMANN I. / RILLING R. (Hg.), 2002, Die verkaufte Bildung – Kritik und Kontroversen zur Kommerzialisierung von Schule, Weiterbildung, Erziehung und Wissenschaft, Opladen.
- SAMBALE J. / EICK V. / WALK H. (Hg.), 2008, Das Elend der Universitäten. Neoliberalisierung deutscher Hochschulpolitik, Münster.
- SCHAEDER B. / RAPTI A., 2008, UNILEX: Universitätswörterbuch für in- und ausländische Studierende, Siegen.

- WERNICKE J. / BULTMANN T. (Hg.), 2007, Netzwerk der Macht – Bertelsmann: Der medial-politische Komplex aus Gütersloh, Marburg.
- ZEUNER B., 2007, Die Freie Universität Berlin vor dem Börsengang? Bemerkungen zur Ökonomisierung der Wissenschaft, in: PROKLA 148, S. 325-350.

Korpuslinguistik und Fremdsprachenunterricht

In der Wissenschaft gibt es zwei grundsätzlich unterschiedliche Ansätze, um Erkenntnisse zu gewinnen, den Rationalismus und den Empirismus (Lemnitzer/Zinsmeister 2006). Rationalisten gehen davon aus, dass die Vernunft alleine, ohne auf die Sinne angewiesen zu sein, Erkenntnis von der Welt gewinnen kann. Erkenntnis wird mittels deduktiver Verfahren aus ersten Prinzipien abgeleitet, wobei die Wahrheit dieser Prinzipien nicht bezweifelt wird (Specht 1979). Eine grundsätzlich rationalistische Wissenschaft ist die Mathematik, in der Sprachwissenschaft ist es z.B. die generative Grammatik. Empiristen postulieren, dass Erkenntnis von der Wirklichkeit nur durch Erfahrung möglich ist. Erkenntnis basiert auf dem sinnlich Wahrgenommenen, auf unmittelbar gegebenen und dadurch unbezweifelbaren Elementen (Gawlick 1980). Grundsätzlich empirische Wissenschaften sind die Naturwissenschaften, in der Sprachwissenschaft gehört dazu die Korpuslinguistik.

Vergleicht man die generative Grammatik mit der Korpuslinguistik, treten deutliche Unterschiede zu Tage. Die generative Grammatik postuliert als oberstes Prinzip für Spracherwerb und Sprachbenutzung eine angeborene Wissensgrundlage in Form eines kognitiven Moduls – die Language Faculty oder das Sprachmodul. Ziel der Forschung ist es, die linguistische Kompetenz des Menschen zu beschreiben und zu erklären. Grammatische Prinzipien werden durch Introspektion abgeleitet. Als Grundlage dienen neben der rationalistischen Deduktion Grammatikalitätsurteile auf der Basis meist selbstkonstruierter, kontextloser Sätze. Die Korpuslinguistik befasst sich mit beobachtbaren Daten authentischer Sprachverwendung. Durch die meist rechnergesteuerte Analyse sehr großer Mengen von authentischen Texten werden typische Muster erfasst – grammatischer, semantischer und lexikalischer Art, insbesondere usuelle Wortverbindungen. Ziel ist eine performanzorientierte Sprachbeschreibung.

Die generative Grammatik geht von einer strengen Trennung von Grammatik und Lexik aus und stellt die Kreativität der Sprache in den Mittelpunkt, die freie Generierung von Sätzen und damit das von Sinclair (1991) so genannte Open-Choice Prinzip. Die Korpuslinguistik geht von einem fließenden Übergang zwischen Grammatik und Lexik aus und postuliert: „Syntax is driven by lexis“ [...] Syntactic structures and lexical items are co-selected. Particular syntactic structures tend to

co-occur with particular lexical items and lexical items seem to occur in a limited range of structures” (Francis 1993). Im Mittelpunkt steht die Usualität und damit das Idiom Prinzip (Sinclair 1991), die Formelhaftigkeit der Sprache. Während sich die generative Grammatik vordringlich mit der Sprachfähigkeit des Menschen befasst, mit abstrakten grammatischen Prinzipien, die für alle natürlichen Sprachen gelten, befasst sich die Korpuslinguistik mit Einzelsprachen bzw. dem Vergleich zweier oder auch mehrerer Einzelsprachen.

Ich werde im Folgenden argumentieren, dass korpuslinguistische Ansätze für die Beschreibung ebenso wie für die Didaktik und Methodik des Deutschen als Fremdsprache ein größeres Potenzial haben als rationalistische Ansätze wie z.B. der generative Ansatz. Ich werde versuchen, dies an drei übergreifenden Themen festzumachen: die Formelhaftigkeit der Sprache, Häufigkeitseffekte und die Frage nach der Autonomie der Syntax. Zuvor möchte ich allerdings aus einer fremdsprachendidaktischen Perspektive die Vorteile einer korpusbasierten Beschreibung des Deutschen kurz zusammenfassen (s. dazu auch Fandrych/Tschirner 2007).

Korpusbasierte Ansätze aus der Sicht der Fremdsprachendidaktik

Die Korpuslinguistik befasst sich mit der Erforschung möglichst großer, repräsentativer Mengen von Sprachdaten. Ziel ist die Beschreibung einer Einzelsprache. Der Fokus liegt auf Performanzdaten, wobei quantitative Informationen eine zentrale Rolle spielen. Diese Performanzperspektive ist die große Stärke korpuslinguistischer Untersuchungen. Anstelle selbstkonstruierter isolierter Sätze verwendet sie echte Beispiele in ihren jeweiligen Kontexten und fördert damit die Authentizität und die Natürlichkeit der Beispiele.

Die Performanzperspektive bewirkt weiterhin eine Textfokussierung, eine Fokussierung auf die Bedeutung und Verwendung von Wörtern im Kontext. Dies ist wichtig, da Wörter, besonders häufige Wörter, komplexe Bedeutungsstrukturen haben, die sich ohne Kontext nicht oder kaum erfassen lassen. Desweiteren führen korpusbasierte Untersuchungen oft zu anderen Darstellungen grammatischer Phänomene als sie in Grammatikbüchern angeboten werden, vor allem was ihre Verwendung, Bedeutung und Gewichtung angeht. Schließlich lassen sich über Korpusuntersuchungen Register- und Textsortenunterschiede herausarbeiten, die für die Natürlichkeit und Idiomatizität fremdsprachlicher Produktionen wichtig sind.

Ein wichtiges Kriterium der Korpuslinguistik ist die erschöpfende Untersuchung der vorhandenen Datengrundlage. Dabei werden Aussagen über die Häufigkeit lexikalischer Einheiten und grammatischer Strukturen und ihre Kombinationsmöglichkeiten getroffen, die von einem Muttersprachler, rein auf der Basis seiner Intuition, so nicht getroffen werden können. „The human being, contrary to popular belief, is not well organized for isolating consciously what is central and typical in the language; any-

thing unusual is sharply perceived, but the humdrum everyday events are appreciated subliminally” (Sinclair/Renouf 1988).

Performanzperspektive, Häufigkeit, das Zentrale und Typische, das Authentische und Natürliche, Textsorten- und Registerunterschiede: das sind wichtige Stichwörter sowohl für die Korpuslinguistik wie auch für die Fremdsprachendidaktik und die Darstellung einer Sprache aus der Fremdperspektive. Im Folgenden möchte ich nun auf eine der zentralen Beobachtung eingehen, die sich in den letzten 20 Jahren aus der Erforschung von Lernersprachen und der Beschäftigung mit der Lernerperspektive ergeben haben, nämlich die Formelhaftigkeit der Sprache.

Formelhaftigkeit der Sprache

Bereits Pawley/Syder (1983) postulierten, dass Muttersprachler beim Sprechen nicht jede Äußerung komplett neu generieren, sondern auf eine Vielzahl von Versatzstücken zurückgreifen, auf Hunderttausende von lexikalisierten Phrasen, Sätzen und Teilsätzen, die sie im Laufe von vielen Jahren als Ganzes gespeichert haben und als Ganzes abrufen können. Dies ermöglicht es ihnen, fließend zu sprechen, und dies ist die Erklärung dafür, dass Muttersprachler idiomatisch sprechen sowie erkennen, wenn dies jemand tut bzw. nicht tut.

Formelhafte Sprache ist ein Oberbegriff für Phänomene, die von Kookkurrenzen über Kollokationen und Phraseologismen bis hin zu Sprichwörtern und Redensarten reichen. Eine formelhafte Sequenz ist nach Wray/Perkins (2000:1) „a sequence, continuous or discontinuous of words or meaning elements, which is, or appears to be, prefabricated: that is, stored and retrieved whole from memory at the time of use, rather than being subject to generation or analysis by the language grammar“. Formelhaftigkeit ist demnach daran ersichtlich, dass keine Regeln angewendet werden. Die – im Normalfall – mündliche Produktion erfolgt schnell und phonologisch kohärent, d.h. ohne Pausen und ohne Zögern, was darauf hindeutet, dass die formelhafte Wortverbindung als ganze Einheit aus dem mentalen Lexikon abgerufen wird.

Weitere Merkmale formelhafter Sequenzen sind ihre Invarianz, ihr Grad formaler Fixiertheit, und ein deutlich häufigeres Auftreten. „Usuelle Wortverbindungen sind über das Einzelwort hinausgehende sprachliche Erscheinungen, die als komplexere Einheiten reproduziert werden können und deren Elemente einen höheren Wahrscheinlichkeitsgrad des Miteinandervorkommens besitzen, als das bei okkasionellen Wortverbindungen der Fall ist“ (Steyer 2000). Hinzu kommt, vor allem bei idiomatischen Redewendungen, ein gewisser Grad an semantischer Undurchsichtigkeit.

Die Verwendung formelhafter Sprache hat vor allem zwei Funktionen: eine psycholinguistische und eine soziolinguistische. Zum einen erleichtert Formelhaftigkeit das fließende Sprechen und die Möglichkeit der Konzentration auf Inhalte und soziale

Aspekte und nicht auf die grammatische Regelsuche und Regelanwendung. Für den muttersprachlichen Hörer hat dies den Vorteil, dass sich die Vorhersagbarkeit des Gehörten erhöht. Zum anderen werden über formelhafte Wendungen soziale Informationen wie Gruppenzugehörigkeiten weitergegeben und wahrgenommen.

Auch in Lernaltersprachen treten formelhafte Sequenzen auf, als Routinierung häufiger Verbindungen ohne Reflexion der inneren Struktur. Im Gegensatz zum muttersprachlichen Erwerb, in dem zuerst vor allem formelhaft, dann vor allem analytisch, dann wiederum holistisch gelernt wird, bis im Alter von ca. 8 Jahren ein Gleichgewichtszustand zwischen analytischer und holistischer Sprachverwendung erreicht wird, wird im Fremdspracherwerb formelhafte Sprache eher selten als Lernstrategie genutzt. „There is very little evidence that adult learners naturally extrapolate grammatical or lexical information from larger strings“ (Wray 2000).

Die fehlende Formelhaftigkeit wird von Yorio (1989) als nicht-phonologischer Akzent bezeichnet. Er wirkt sich u.a. dadurch aus, dass Lerner seltener als Muttersprachler von typischen Wortverbindungen Gebrauch machen, dass, wenn sie auftreten, es sich um andere handelt als die, die Muttersprachler verwenden würden, dass sie nicht mit derselben Häufigkeit wie bei Muttersprachlern verwendet werden, dass sie in anderen syntaktischen Strukturen auftreten als bei Muttersprachlern und dass sie unterschiedliche pragmatische Funktionen haben.

Altenberg/Granger (2001) verglichen zum Gebrauch des englischen Verbs *to make* Daten aus Lernerkorpora mit denen von Muttersprachlern und stellten fest, dass in Lernertexten Phraseologismen wie *make a decision*, *make a claim*, *make an effort* viel seltener verwendet wurden als in muttersprachlichen Texten. Aufgrund zahlreicher Studien, die den unzureichenden Gebrauch formelhafter Sprache bei Fremdsprachlern feststellen, fordern Altenberg/Granger (2001) und andere, dass Lerner gezielt auf formelhafte Verwendungsweisen, insbesondere häufiger Wörter, hingewiesen werden müssen.

Als Beispiel dafür, wieviel Muttersprachler über die Verwendungsweise ihrer Wörter wissen – und wieviel Nichtmuttersprachler nicht wissen, wenn man sie nicht darauf hingewiesen hat – beziehe ich mich auf eine Studie, die sich mit den als Synonyma bezeichneten Adjektiven *ewig* und *unendlich* befasst (Meißner 2008)¹. Die zwei wichtigsten Forschungsfragen waren: 1. Werden die Hauptbedeutungsvarianten der Adjektive *ewig* und *unendlich* in der Reihenfolge ihrer Häufigkeit von den wichtigsten DaF-Großwörterbüchern und anderen wichtigen Wörterbüchern erfasst? 2. Welche

¹ Vgl. auch eine Abschlussarbeit im Aufbaustudiengang Deutsch als Fremdsprache an der Universität Leipzig von Meißner C., 2006, Die Kontroverse um eine gebrauchorientierte Beschreibung des Sprachsystems mit Hilfe der Korpuslinguistik – unterschiedliche Perspektiven aus Theorie und Praxis dargestellt am Beispiel der Synonyme *ewig* und *unendlich*.

kontextsensitiven Bedeutungsvarianten weisen diese Adjektive auf und wie hoch ist der Anteil solcher Varianten? Dazu wurden alle Belegfälle im Herder/BYU-Korpus und im DWDS-Korpus ermittelt und ausgewertet. Das Herder/BYU-Korpus (Tschirner/ Jones 2005) entstand aus einer Zusammenarbeit zwischen dem Herder-Institut der Universität Leipzig und der Brigham Young University in Provo, Utah. Es ist eine repräsentative Textsammlung der gesprochenen und geschriebenen Sprache der deutschsprachigen Länder seit 1990 und umfasst ca. 4,2 Mio. laufende Wörter. Das DWDS-Korpus ist das Kernkorpus des Digitalen Wörterbuchs der Deutschen Sprache der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Der Teil, der für diese Studie verwendet wurde, umfasst 10 Mio. laufende Wörter, nämlich die Texte, die in den Jahren 1990-2000 verfasst wurden.

		<i>ewig</i>			<i>unendlich</i>
	Belege	550		Belege	276
			1	räumlich ohne Grenze	6%
1	zeitlich ohne Ende/ Grenze	61%	2	zeitlich ohne Ende/ Grenze	7%
2	(emot.) sehr lange	9%			
3	sich immer wiederholend	1%	3	sehr	57%
			4	mathematisch	20%
	feste Verbindungen	24%		feste Verbindungen	4%
				hohe Anzahl	5%
				fotografisch	1%

Tab. 1: Häufigkeit der Bedeutungsvarianten von *ewig* und *unendlich* im Herder/BYU- und im DWDS-Korpus (14,2 Mio. Tokens)

Tabelle 1 zeigt in der zweiten Zeile die Anzahl der Belege aus beiden Korpora: *ewig* kommt mit 550 Belegen zirka doppelt so häufig vor wie *unendlich* mit 276 Belegen. In den Spalten 1 und 2 sieht man die Reihenfolge der Bedeutungsvarianten von *ewig* in den Wörterbüchern und Spalte 3 zeigt die Häufigkeitsverteilung der Belegfälle. Die erstgenannte Bedeutung in den Wörterbüchern, ‚zeitlich ohne Ende/Grenze‘ ist mit 61% auch die häufigste unter den Belegfällen. An zweiter Stelle der Häufigkeitsskala mit 24% steht allerdings die Verwendung von *ewig* in festen Verbindungen z.B.: *das ewige Leben, das ewige Licht, die ewige Ruhe, ewig und drei Tage, immer und ewig*. Auf solche festen Verbindungen wird nur in zwei der acht untersuchten Wörterbücher hingewiesen. Die in den Wörterbüchern an zweiter Stelle genannte Bedeutung ‚sehr lange‘ ist mit 9% vergleichsweise selten, die an dritter Stelle genannte Bedeutung ‚sich immer wiederholend‘ ist mit 1% sehr selten.

Die Spalten 4 und 5 zeigen die Reihenfolge der Bedeutungsvarianten von *unendlich* in den Wörterbüchern und die Spalte 6 zeigt die Häufigkeitsverteilung unter den Belegfällen. Hier wird ein eklatanter Unterschied zwischen den Wörterbüchern und der aktuellen Verwendung von *unendlich* sichtbar. Während die in Wörterbüchern zuerst genannten Bedeutungen ‚räumlich ohne Grenze‘ und ‚zeitlich ohne Ende/Grenze‘

verhältnismäßig selten sind, 6% bzw. 7%, ist die dritte Bedeutung, ‚sehr‘, mit 57% für mehr als die Hälfte der Belegfälle verantwortlich. Selbst die Bedeutung, die in Wörterbüchern an vierter und letzter Stelle steht, nämlich die mathematische Bedeutung, die bei de Gruyter, Duden und Wahrig sogar fehlt, ist mit 20% deutlich häufiger als die erstgenannten Bedeutungen. Dazu gibt es in den Korpora Belegfälle, die nicht wesentlich seltener sind als die Standardwörterbuchbedeutungen, nämlich 5% und 1%, die aber in keinem Wörterbuch auftauchen. Dazu gehört die Bedeutung ‚hohe Anzahl‘, z.B. *Die Wunder, die Kunststoff ermöglichte, schienen unendlich zu sein*, und es gehört dazu die fotografische Bedeutung, z.B. *Der Schärfbereich ist in vier Stufen wählbar: 0,8 m, 1,5 m, 3 m und unendlich*. In festen Verbindungen tritt *unendlich* eher selten auf. Die Forschungsfrage 1: Entspricht die Reihenfolge der Bedeutungen in Wörterbüchern ihrer Auftretenshäufigkeit im wirklichen Leben? sollte in diesem Fall wohl eher mit **nein** beantwortet werden.

Die zweite Frage nach der Kontextsensitivität soll an den häufigsten Varianten beider Adjektive erläutert werden, nämlich der Bedeutung ‚zeitlich ohne Ende‘ von *ewig* und der Bedeutung ‚sehr‘ von *unendlich*.

<i>ewig</i>	wörtlich	ironisch	darunter: <i>nicht ewig</i>	insgesamt
Belege	76	256	36	332
Prozent	23%	77%	11%	100%

Tab. 2: Wörtliche und kontextsensitive Bedeutungen von *ewig* in der Bedeutung von ‚zeitlich ohne Ende‘ im Herder/BYU- und im DWDS-Korpus

Wie Tabelle 2 zeigt, nimmt die wörtliche Bedeutung knapp ein Viertel der Belegfälle ein, 77% der Verwendung von *ewig* ist ironisch gemeint, z.B. *ewiger Zweitligist*. In der Verneinung *nicht ewig* wird das Adjektiv fast nur ironisch verwendet und erhält die Bedeutung ‚eher kurz‘, z.B. *Trödel nicht so herum! Unser Sauerstoffvorrat reicht schließlich nicht ewig*.

Eine andere Art semantischer Selektionspräferenzen zeigt die Verwendung des Adjektivs *unendlich* in der Bedeutung ‚sehr‘, die mit 57% die mit Abstand häufigste Verwendung dieses Adjektivs ist.

	Beispiele	Tokens	Lexeme	Tok %	Lex %
menschl. Eigenschaft	<i>müde, einsam, reich</i>	50	42	34	47
Abstrakta	<i>schwierig</i>	25	23	17	26
Raum	<i>groß, lang, weit</i>	26	12	18	13
Zeit	<i>langsam</i>	12	6	8	7
Menge	<i>viel</i>	35	6	24	7
Insgesamt		148	89	100	100

Tab. 3: Semantische Selektionspräferenzen des Adjektivs *unendlich* in der Bedeutung ‚sehr‘ im Herder/BYU- und DWDS-Korpus

Betrachtet man jedes Lexem einzeln (letzte Spalte der Tabelle 3), so verstärkt das Adjektiv *unendlich* in 47 Prozent der Belegfälle eine menschliche Eigenschaft wie *müde*, *einsam* oder *reich*. Die andere Hälfte der Belegfälle unterteilt sich in einige wenige weitere Kategorien, nämlich Abstrakta wie *schwierig*, ein weiteres Viertel, und Adjektive oder deadjektivische Substantivableitungen des Raumes wie *groß*, *lang*, *weit*, *Größe*, *Weite*, der Zeit wie *langsam*, und der Menge wie *viel*.

Diese Daten zu den oft als synonym gehandelten Adjektiven *ewig* und *unendlich* sollten nicht nur an einem Beispiel die Formelhaftigkeit der Sprache zeigen, sondern auch Hinweise auf das Wissen geben, das Muttersprachler über die Wörter ihrer Sprache angesammelt haben, das es ihnen ermöglicht, idiomatisch zu sprechen, und das nur über Korpusanalysen erfassbar ist. Im Folgenden wende ich mich nun meinem zweiten Thema zu, der Häufigkeit von Wörtern und ihr Einfluss insbesondere auf das Leseverständnis.

Häufigkeit

Häufigkeitseffekte spielen eine große Rolle im Spracherwerb, sowohl im Erstspracherwerb als im Fremdspracherwerb. Häufigere Wörter und Strukturen werden schneller und fehlerfreier erkannt, früher von Kindern erworben und sie sind weniger von Störungen bei Aphasie betroffen. Im Fremdspracherwerb beeinflussen sie den Lexikerwerb wie den Aufbau fremdsprachlicher Phonologie und Syntax. Eine Frage, mit der man sich schon seit geraumer Zeit beschäftigt hat, ist, wie viele Wörter man beherrschen muss, um unbekannte Texte relativ zügig lesen zu können.

	1000	2000	3000	4000	5000
Englisch	72%	79,7%	84%	86,7%	88,6%
Deutsch	72,8%	78,6%	81,7%	83,6%	85%

Tab. 4: Textdeckung der häufigsten 1000 bis 5000 Lexeme im amerikanischen Englischen und im Deutschen

Wie Tabelle 4 zeigt, erfassen im amerikanischen Englischen die häufigsten 1000 Lexeme ca. 72% der laufenden Wörter eines Textes, die häufigsten 2000 ca. 79,7%, die häufigsten 3000 ca. 84%, die häufigsten 4000 ca. 86,7% und die häufigsten 5000 ca. 88,6% (Kučera/Francis 1967). Nach einer Auszählung basierend auf dem Herder/BYU-Korpus (Tschirner/Jones 2005) erfassen im Deutschen die häufigsten 1000 Wörter ca. 72,8% der laufenden Wörter eines Textes, die häufigsten 2000 ca. 78,6%, die häufigsten 3000 ca. 81,7%, die häufigsten 4000 ca. 83,6% und die häufigsten 5000 ca. 85%.

Entgegen den Annahmen der Lesedidaktik der 70-er und 80-er Jahre des letzten Jahrhunderts haben empirische Untersuchungen ergeben, dass nicht nur 60-70 Prozent der laufenden Wörter eines Textes bekannt sein müssen, um ihn zu verstehen, sondern 95% und mehr (Nation 2001). Um Wörter aus dem Kontext erraten zu können und

um unbekanntes Vokabular auf implizite Art und Weise zu lernen – wichtige Ziele der fremdsprachlichen Lesedidaktik – müssen sogar mindestens 97% der laufenden Wörter eines Textes verstanden werden (Nation 2001). Nach Laufer (1997) benötigt man für das Englische einen Wortschatz, der mindestens die 5000 häufigsten Lexeme umfasst, um einen durchschnittlichen Zeitungstext oder Fachaufsatz relativ zügig lesen und verstehen zu können, eine Studie aus den Niederlanden postuliert für akademische Texte sogar einen Mindestwortschatz von 10.000 Lexemen (Hazenberg/Hulstijn 1996).

Wie groß muss der Wortschatz im Deutschen sein, um für unterschiedliche Textsorten die nötige Textdeckung zu erreichen? Um diese Frage zu beantworten, wurden ca. 10% der Texte des Herder/BYU-Korpus getrennt nach Textsorten analysiert. Für jeden Einzeltext wurde ermittelt, welcher Prozentsatz seiner laufenden Wörter (Tokens) über die häufigsten 1000, 2000, 3000 und 4000 Lexeme des Deutschen abgedeckt wird.

Textsorte	Texte	Tokens	Prozent
Gesprochene Sprache: Interviews (BYU-Korpus)	32	53.508	8%
Zeitungstexte (Kommentar, Politik): Frankf. Rundschau, Süddeutsche, Welt	84	50.372	5%
Belletristik: Anspruchsvolle Literatur, Abenteuer, Bestseller, Gesellschaft	22	219.499	20%
Fachtexte: Fachzeitschriften, Uni-Einführungen	10	105.453	10%

Tab. 5: Subkorpus aus Herder/BYU-Korpus zur Erfassung der Textdeckung der häufigsten 4000 Wörter des Deutschen

Tabelle 5 zeigt die ausgewählten Textsorten, die Anzahl der Texte, die Anzahl der Tokens in diesen Texten und die Größe der Subkorpora im Vergleich zum Gesamtkorpus der jeweiligen Textsorte im Herder/BYU-Korpus in Prozent. Für die gesprochene Sprache wurden ca. 8% der Texte des Herder/BYU-Korpus der gesprochenen Sprache gewählt, für die Zeitungssprache ca. 5% des Zeitungskorpus, allerdings nur aus den Bereichen Politik und Kommentar der Frankfurter Rundschau, der Süddeutschen Zeitung und der Welt. Für die literarische Sprache wurden ca. 20% des Literaturkorpus untersucht und für die Fachsprache ca. 10% des Fachtextkorpus und zwar Fachzeitschriften und Uni-Einführungen, also die anspruchsvolleren Texte des fachsprachlichen Korpus.

	1000	2000	3000	4000	+ Namen
Gesprochene Sprache	85,2	89,2	90,9	91,9	93,1
Bestseller	77,8	83,0	85,3	87,1	
Abenteuerromane	73,2	79,0	81,9	83,6	
Gesellschaftsromane	73,7	79,0	81,9	83,8	
Anspruchsvolle Literatur	73,8	79,4	82,0	83,9	
Belletristik (Durchschnitt)	74,5	80,0	82,7	84,5	88,6
Zeitungstexte	67,4	73,9	77,3	79,4	86,9

Uni-Einführungen	68,9	75,9	79,6	81,9	
Fachzeitschriften	66,3	73,5	77,4	79,6	
Fachtexte (Durchschnitt)	67,6	74,7	78,5	80,7	82,8

Tab. 6: Textdeckung ausgewählter Textsorten des Herder/BYU-Korpus durch die häufigsten 4000 Wörter des Deutschen

Tabelle 6 zeigt die Ergebnisse der Textdeckungsstudie zu ausgewählten Textsorten des Herder/BYU-Korpus. Die häufigsten 2000 Wörter des Deutschen decken ca. 90% der Tokens in Texten der gesprochenen Sprache ab. Die häufigsten 4000 Wörter decken knapp 85% der Tokens belletristischer Texte ab, mit den darin enthaltenen Namen kommt man auch auf knapp 90%. Für Zeitungstexte und Fachtexte genügen die häufigsten 4000 Wörter jedoch nicht. Bei Zeitungen kommt man damit auf knapp 80%, mit Namen auf ca. 87%, und bei Fachtexten kommt man selbst mit Namen nur auf ca. 83%.

Erinnern wir uns: Studien zum Englischen haben gezeigt, dass zügiges, verständnisvolles Lesen erst möglich ist, wenn mindestens 95% der Tokens bekannt sind. Fügt man den häufigsten 4000 Wörter des Deutschen die im Durchschnitt in den untersuchten Texten vorhandenen Eigennamen hinzu, so kommt man in der gesprochenen Sprache schon relativ nahe an diese 95% heran. Bei belletristischen Texten und bei Zeitungstexten genügen die häufigsten 4000 Wörter nicht ganz und bei Fachtexten fehlt noch Einiges. Diese Zahlen deuten darauf hin, dass Wortschatzgröße eine eminent wichtige Rolle beim Lesen spielt.

Haben fortgeschrittene Lerner den zum Lesen nötigen Wortschatz? In einer Studie an der Universität Leipzig wurde ermittelt, wie groß der Wortschatz von Anglistikstudierenden zu Beginn ihres Studiums und nach acht Jahren Englischunterricht in der Schule ist. Das Resultat: 78% hatten einen Lesewortschatz von 2000 Wörtern, 28% von 3000 Wörtern und 21% von 5000 Wörtern (Tschirner 2004). Damit hatte nur jeder Vierte/jede Vierte den für ein Studium minimal notwendigen Lesewortschatz. Diese Ergebnisse weisen darauf hin, dass wir nicht nur vieles nicht wissen, was Häufigkeitseffekte beim Fremdsprachenlernen angeht, sondern auch, dass dieses Wissen viel Potenzial für die Fremdsprachendidaktik enthält. Im Folgenden greife ich nun meinen dritten und letzten Punkt meines Beitrags auf, nämlich die Frage nach der Autonomie der Syntax.

Autonomie der Syntax

Im Gegensatz zur generativen Grammatik wird in der Korpuslinguistik davon ausgegangen, dass zwischen Inhalts- und Funktionswörtern kein qualitativer Unterschied besteht, da beide durch typische Muster, in denen sie auftreten, charakterisiert werden und in diesen Mustern grammatische und lexikalische Elemente untrennbar vereint sind. Wie wir gesehen haben, weisen Lexeme Selektionspräferenzen und -beschränkungen auf. Dies müsste der Grammatik zugeordnet werden, wenn man nach Morris

(1938) die Grammatik als die Wissenschaft bezeichnet, die sich mit dem Verhältnis der Zeichen zueinander, mit ihrer Form und ihrer Reihenfolge, befasst. Wie wir im Folgenden sehen werden, sind die grammatischen Möglichkeiten von Wörtern ungleich verteilt, so dass man auch von der Lexik in der Grammatik sprechen sollte. Dass dies lange Zeit nicht erkannt wurde, lässt sich vor allem darauf zurückführen, dass Muttersprachlerintuition nur bedingt mit der tatsächlichen Sprachverwendung übereinstimmt, und dass in Grammatikdarstellungen immer wieder die gleichen auffälligen klassischen Beispiele und Belege verwendet werden, die in einem kollektiven Beispielgedächtnis von Forschern und Lexikographen enthalten sind. Diese Armut an Beispielen wird vor allem in Einführungen zur Generativen Linguistik deutlich, in denen es die Autoren oft noch nicht einmal notwendig finden, anstelle der englischen Beispielsätze deutsche zu verwenden.

Eine Zusammenstellung der häufigsten einheitenbildenden Kollokationen des Herder/BYU-Korpus ergibt eine hohe Anzahl von Präpositionalphrasen. Die häufigste Kollokation *zum Beispiel* würde mit ihrer Häufigkeit von 769 pro eine Million Tokens auf Platz 160 der häufigsten Wörter des Deutschen kommen. *In der Regel* käme mit 97 Okkurrenzen auf Platz 881, *auf jeden Fall* auf Platz 1317 und *in der Stadt* auf Platz 1803. Insgesamt kommen in den Präpositionalphrasen, die unter die häufigsten 4000 Wörter kommen würden, zehn unterschiedliche Präpositionen vor. Die Präposition *in* hat dabei mit 58% der Mehrwortausdrücke den Löwenanteil, die Präposition *auf* kommt auf 18%, die Präpositionen *an* und *mit* auf jeweils 5%.

Interessant ist die Verwendung des Kasus bei den drei Wechselprepositionen *an*, *auf* und *in*. Die Präposition *an* regiert in allen vier Fällen den Dativ: *am Ende* (Häufigkeit: 98 pro 1 Mio. laufende Wörter), *an der (Uni)versität* (51), *an dieser Stelle* (20) und *am nächsten Tag* (19). Die Präposition *auf* regiert in knapp der Hälfte der Fälle den Dativ, immer mit einer lokalen Bedeutung – *auf dem Boden*, *auf dem Tisch*, *auf dem Weg*, *auf der Straße*, *auf der Bühne*, *auf der anderen Seite* – während sie, wenn sie den Akkusativ regiert, meist eine nicht-lokale, übertragene Bedeutung hat – *auf den ersten Blick*, *auf jeden Fall*, *auf keinen Fall*, *auf die Frage*, *auf diese Weise*. Nur in zwei Fällen wird eine grammatische Wahl sichtbar, wobei die Häufigkeiten bei *Weg* in Richtung Dativ tendieren und bei *Tisch* in Richtung Akkusativ. Die Präposition *in* wiederum tendiert in häufigen Mehrworteinheiten eindeutig in Richtung Dativ, nämlich in 93% aller Fälle, wobei die drei Akkusativeinheiten eine Richtungsperspektive beinhalten – *in die Hand*, *in die Stadt*, *in die Schule* – während die Dativeinheiten neben der lokalen Perspektive häufig eine temporale oder übertragene Bedeutung haben. Bei den zwei Substantiven, die sowohl mit dem Dativ wie mit dem Akkusativ auftreten – *Hand*, *Stadt* – überwiegt der Dativ bei *Hand* im Verhältnis von ca. 2 : 1 und bei *Stadt* von ca. 3 : 1.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommen Folsom (1984) und Jones (2000). Folsom analysierte 8727 Vorkommen der Wechselprepositionen im schriftlichen LIMAS-Korpus

und Jones untersuchte die Wechselpräpositionen in einem 700.000 laufende Wörter umfassenden mündlichen Korpus.

	<i>in</i>	<i>an</i>	<i>hinter</i>	<i>unter</i>	<i>vor</i>	<i>zwischen</i>	<i>neben</i>	<i>über</i>
Folsom	86,4%	77,9%	89,4%	90,5%	92,5%	96,8%	97,3%	9%
Jones	90%	62,9%	84%	88%	98,5%	99,5%	97%	0,1%

Tab. 7: Häufigkeit der Dativrektion in Prozent bei Wechselpräpositionen in schriftlichen (Folsom 1984) und mündlichen (Jones 2000) Korpora

Wie Tabelle 7 zeigt, wird der Dativ bei Folsom und Jones nach *in* in 86,4% bzw. 90% aller Fälle verwendet und nach *an* in 77,9% bzw. 62,9% aller Fälle. Eine noch größere Dativlastigkeit weisen *hinter* (89,4% bzw. 84%), *unter* (90,5% bzw. 88%), *vor* (92,5% bzw. 98,5%), *zwischen* (96,8% bzw. 99,5%) und *neben* (97,3% bzw. 97%) auf, während *über* vor allem eine Adjektivpräposition zu sein scheint. Mit dem Dativ kommt sie in schriftlichen und mündlichen Korpora nur in 9% bzw. 0,1% der Fälle vor.

Sinclair/Renouf (1988:148) stellen die folgenden Kriterien für einen Wortschatzlehrplan auf: „the commonest word forms in the language, their central patterns of usage, and the combinations which they typically form“. Würde man diese Kriterien auf die erwähnten Wechselpräpositionen übertragen und würde man unter „häufigste Wortformen“ und „zentrale Verwendungsmuster“ die gewählte Häufigkeit von 4000 akzeptieren, müsste man *in* und *an* als Dativpräpositionen einführen, die ähnlich wie andere Präpositionen auch mal einen anderen Kasus regieren können, bei denen es aber nur in seltenen Fällen eine echte Wahl gibt.

Wenn man beim Spracherwerb von einem Einheitenlernen ausgeht, also einem Speichern von Wortketten, die bei einer genügend hohen Anzahl gleicher oder ähnlicher Wortketten Anlass zur Grammatikkonstruktion geben, d.h. zum Aufbau intuitiver, mentaler, prozeduraler Grammatikregeln, dann könnte man solche im natürlichen Sprachgebrauch häufig vorkommenden Einheiten nutzen, um durch ihren Einsatz (und ggf. ihre Analyse) im Unterricht diesen Grammatikerwerb zu fördern bzw. zu beschleunigen.

Ich habe in meinem Beitrag versucht zu zeigen, wie wichtig Häufigkeitseffekte für das Lehren und Lernen von Fremdsprachen sind und dass viele dieser Effekte erst jetzt untersucht werden können, da wir die dafür notwendigen Datenmengen in digitaler Form und die dafür notwendigen Softwareprogramme haben. Ich habe versucht, dies an drei wichtigen Themen der Korpuslinguistik zu zeigen: der Formelhaftigkeit der Sprache, der Wichtigkeit von Häufigkeitsverteilungen und der nicht vorhandenen Trennbarkeit von Grammatik und Lexik. In einem kurzen Ausblick möchte ich nun zuletzt noch auf ein großes Problem in der Wortschatzdidaktik des Deutschen hinweisen, nämlich der fehlenden wissenschaftlichen Untermauerung der Auswahl der Inhalte.

Ausblick: Grund- und Aufbauwortschätze des Deutschen als Fremdsprache

Ich habe im Vorhergehenden argumentiert, dass ein Wortschatz von mindestens 4000 Wörtern von großer Bedeutung für das Lesen in der Fremdsprache ist und darüber hinaus für den weiterführenden impliziten Wortschatzerwerb, der vor allem über das Lesen stattfindet. Wichtig dabei ist, dass es sich bei diesen Wörtern um die häufigsten 4000 Wörter des Deutschen handelt und nicht um x-beliebige, z.B. die Wörter von 16.000-20.000, die zusammen weniger als 1 Prozent zur Textdeckung beitragen. Grund- und Aufbauwortschätze des Deutschen enthalten meist 4000 Wörter, so z.B. der Grund- und Aufbauwortschatz Deutsch von Langenscheidt (in der aktuellsten Version „Basic German Vocabulary“ von 1991). Ein Vergleich dieses Wortschatzbüchleins mit dem „Frequency Dictionary of German“ von Routledge (Jones/Tschirner 2006) ergibt gravierende Unterschiede, die insbesondere darauf zurückzuführen sind, dass „Basic German Vocabulary“ nicht auf einer empirisch erfassten Häufigkeitsliste beruht, sondern auf einer Kombination und intuitiven Weiterentwicklung der Listen von Kaeding (1897), Meier (1967), Ortmann (1975) u.a.

Ungefähr ein Drittel (32%) der Wörter in „Basic German Vocabulary“ gehört nicht zu den häufigsten 4000 Wörtern des Deutschen². Tabelle 8 stellt anhand von drei willkürlich gewählten Bereichen dar, in welche Tausendergruppe nach Jones/Tschirner (2006) die ersten 15 Wörter, die von „Basic German Vocabulary“ jeweils zur Gruppe 1-2000 der jeweiligen Liste gezählt werden, gehören.

	Körperpflege	Gegenstände	Religion
1000		<i>Ding, Gerät, Sache, Gegenstand</i>	<i>glauben, Gott, Kirche</i>
2000	<i>Bad, sauber</i>	<i>gebraucht</i>	<i>christlich, Religion</i>
3000	<i>Fleck, putzen, reinigen</i>	<i>Griff, Kette, Messer</i>	<i>Bibel, Christ, Seele, Gewissen, Glaube</i>
4000	<i>schmutzig</i>	<i>Kiste</i>	<i>beten, Priester</i>
5000	<i>Creme</i>		
6000	<i>Dusche</i>	<i>Geschirr, Schachtel, Pfanne</i>	<i>Gebet, Sünde, Gottesdienst</i>
7000	<i>duschen, Kamm, Handtuch, Schmutz, kämmen</i>	<i>Schere</i>	
10000		<i>Klingel, Nadel</i>	
15000	<i>abtrocknen, Bürste</i>		

Tab. 8: Vergleich „Basic German Vocabulary“ 1-2000 mit Jones/Tschirner (2006)

Insgesamt sind in diesen drei Bereichen nur ein Drittel der Wörter (25 von 75) der „Basic German Vocabulary“ Liste 1-2000 unter den häufigsten 2000 Wörtern des Deutschen, ein weiteres Drittel (25) fällt unter die häufigsten 4000 Wörter und das letzte

² Der Klappentext gibt an, dass das Wörterbuch 4000 Wörter enthält, in Wirklichkeit sind es aber nur 3593. Die untersuchten Verhältnisse beziehen sich also nur auf diese knapp 3600 Wörter.

Drittel (25) gehört nicht zu den häufigsten 4000 Wörtern des Deutschen. Man kann sicherlich argumentieren, dass alle Wörter, die in „Basic German Vocabulary“ enthalten sind, nützliche Wörter sind, die gelernt werden sollten. Dies ist wahrscheinlich auch der Fall. Das Problematische ist aber der Umkehreffekt, nämlich wie viele der häufigsten 4000 Wörter nicht aufgenommen werden konnten, weil weniger häufige Wörter aufgenommen wurden. Dabei handelt es sich um fast 40 Prozent der häufigsten 4000 Wörter des Deutschen. Tabelle 9 zeigt eine Auswahl der häufigsten 1000 Wörter des Deutschen, die nicht in „Basic German Vocabulary“ enthalten sind.

Verben	<i>aufnehmen, betreiben, darstellen, durchführen, erscheinen, gewinnen, leisten, reagieren, richten, stammeln, umfassen, vergehen, verwenden, weisen, wirken</i>
Substantive	<i>Angabe, Ansatz, Beitrag, Bewegung, Ebene, Einsatz, Halt, Internet, Konzept, Kraft, Medien, Rahmen, Region, Universität, Verbindung</i>
Adjektive	<i>aktuell, erneut, kulturell, natürlich, speziell, toll, unmittelbar, vorhanden, weltweit</i>
Andere Wortarten	<i>daraus, mittlerweile, somit, stets, überhaupt, zuvor</i>

Tab. 9: Auswahl der häufigsten tausend Wörter, die nicht in „Basic German Vocabulary“ enthalten sind.

Eine Untersuchung, die sich mit dem „Grundwortschatz Deutsch“ von Klett (1966) befasste, kam zu ähnlichen Ergebnissen³. Die Schnittmenge zwischen den 2060 Lexemen des Grundwortschatzes mit den häufigsten 2056 Wörtern des Häufigkeitswörterbuchs von Routledge ist knapp 56%, d.h. 44% der Wörter des „Grundwortschatz Deutsch“ sind nicht unter den häufigsten 2056 Wörtern des Deutschen und 44% der häufigsten 2056 Wörter des Deutschen sind nicht im „Grundwortschatz Deutsch“ enthalten.

Auch ein Vergleich mit „Profile Deutsch“ kommt zu keinem anderen Ergebnis. Die Schnittmenge zwischen den 2089 Wörtern der Niveaustufen A1-B1 (produktiv) und dem „Frequency Dictionary“ von Routledge ist 60%, d.h. 40% dieser Wörter gehören nicht zu den häufigsten 4000 Wörtern des Deutschen. Das wirklich Problematische ist hier allerdings wieder der Umkehrschluss. 55% der häufigsten 1000 Wörter ist nicht in den „Profile Deutsch“ Listen für A1-B1 (produktiv) aufgenommen. Dazu gehören Wörter wie: *Idee, Künstler, Vorstellung, Bewegung, Form, Werk, Medien, Rahmen; auftreten, beteiligen, betreiben, klingen, stimmen, beschäftigen, umfassen; rund, breit, eng, unmittelbar, bewusst, gering, deutlich, notwendig und plötzlich*. Betrachtet man die häufigsten 2000 Wörter des Deutschen, so sind 61% dieser Wörter nicht in „Profile Deutsch“ A1-B1 (produktiv) enthalten.

Wenn man nun davon ausgeht – und die Wirklichkeit des Lehrwerkschreibens sieht in der Tat so aus – dass die Wortschatzvorgaben von „Profile Deutsch“ von aktuellen

³ Vgl. Vortrag von Lipinski S./Ebert A./Horn F. zum Thema „Grundwortschatz Deutsch“ im Seminar Korpuslinguistik (Herder-Institut, Universität Leipzig) am 27.1. 2005.

Lehrwerken des DaF übernommen werden, dann wird noch einmal sehr deutlich, wie wichtig korpuslinguistische Untersuchungen für das Lehren und Lernen von Deutsch als Fremdsprache geworden sind.

Literaturverzeichnis

- ALTENBERG B. / GRANGER S., 2001, The grammatical and lexical patterning of make in native and non-native student writing, in: Applied Linguistics 22, S. 173-195.
- Basic German Vocabulary, 1991, Berlin.
- FANDRYCH CH. / TSCHIRNER E., 2007, Korpuslinguistik und Deutsch als Fremdsprache. Ein Perspektivenwechsel, in: Deutsch als Fremdsprache 44, S. 195-204.
- FOLSOM M., 1984, Prepositions with the dative or accusative in written and spoken German, in: Pfeffer A. (Hg.), Studies in descriptive German grammar, Heidelberg, S. 19-32.
- FRANCIS G., 1993, A corpus-driven approach to grammar, in: Baker M./Francis G./Tognini-Bonelli E. (Hg.), Text and Technology, in: Honour of John Sinclair, Amsterdam, S. 137-156.
- GAWLICK G., 1980, Geschichte der Philosophie in Text und Darstellung. Bd. 4: Empirismus, Stuttgart.
- GLABONIAT M. / MÜLLER M. / RUSCH P., 2002, Profile Deutsch, Berlin.
- Grundwortschatz Deutsch, 1966, Stuttgart.
- HAZENBERG S. / HULSTIJN J., 1996, Defining a minimal receptive second language vocabulary for non-native university students: An empirical investigation, in: Applied Linguistics 17, S. 145-63.
- JONES R., 2000, A corpus-based study of German accusative/dative prepositions, in: Dodd B. (Hg.), Working with German corpora, Birmingham, S. 116-142.
- JONES R. / TSCHIRNER E., 2006, A frequency dictionary of German. Core vocabulary for learners, London.
- KAEDING F.W., 1897/98, Häufigkeitwörterbuch der deutschen Sprache. Band 1, 2, Steglitz bei Berlin.
- KUČERA H. / FRANCIS W.N., 1967, A computational analysis of present-day American English, Providence.
- LAUFER B., 1997, The lexical plight in second language reading: Words you don't know, words you think you know, and words you can't guess, in: Coady J./Huckin Th. (Hg.), Second language vocabulary acquisition, Cambridge, S. 20-34.
- LEMNITZER L. / ZINSMEISTER H., 2006, Korpuslinguistik: Eine Einführung, Tübingen.
- MEIER H., 1967, Deutsche Sprachstatistik, Hildesheim.
- MEISSNER C., 2008, Eine gebrauchtorientierte Beschreibung des Sprachsystems mit Hilfe der Korpuslinguistik – das Beispiel der Synonyme *ewig* und *unendlich*, in: Deutsch als Fremdsprache 45, S. 8-13.
- MORRIS CH., 1938, Foundations of the theory of signs, Chicago.
- NATION P., 2001, Learning vocabulary in another language, Cambridge.
- ORTMANN W.D., 1975, Hochfrequente deutsche Wortformen, München.
- PAWLEY A. / SYDER F., 1983, Two puzzles for linguistic theory: Native-like selection and native-like fluency, in: Richards J./Schmidt R. (Hg.), Language and communication, London, S. 191-226.
- SINCLAIR J., 1991, Corpus, concordance, collocation, Oxford.
- SINCLAIR J. / RENOUF A., 1988, A lexical syllabus for language learning, in: Carter R./McCarthy M. (Hg.), Vocabulary and language teaching, London, S. 140-160.

-
- SPECHT R., 1979, *Geschichte der Philosophie in Text und Darstellung*. Bd. 5: Rationalismus, Stuttgart.
- STEYER K., 2000, Usuelle Wortverbindungen des Deutschen. Linguistisches Konzept und lexikographische Möglichkeiten, in: *Deutsche Sprache* 28, S. 101-125.
- TSCHIRNER E., 2004, Der Wortschatzstand von Studierenden zu Beginn ihres Anglistikstudiums, in: *Fremdsprachen Lehren und Lernen* 33, S. 114-127.
- TSCHIRNER E. / JONES R., 2005, *Das Herder/BYU-Korpus der deutschen Gegenwartssprache im deutschen Sprachraum [Intranet]*, Leipzig (Herder-Institut).
- WRAY A., 2000, Formulaic sequences in second language teaching: Principle and practice, in: *Applied Linguistics* 21, S. 463-489.
- WRAY A. / PERKINS M., 2000, The functions of formulaic language: An integrated model, in: *Language and Communication* 20, S. 1-28.
- YORIO C., 1989, Idiomaticity as an indicator of second language proficiency, in: Hyltenstam K./ Obler L. (Hg.), *Bilingualism across the lifespan*, Cambridge, S. 55-72.

Topikalisierung als Mittel zur Textstrukturierung

1. Informationsstruktur

Als Äußerung besitzt jeder Satz eine mehr oder weniger auffällige Informationsstruktur. D.h., er enthält in seiner Form Spuren der kommunikativen Situation sowie der Redeabsicht. Mit anderen Worten: Informationsstruktur geht in die grammatische Struktur ein. Bei längeren Texten werden Sätze zu Einheiten „zusammengepackt“, die je nach den Autoren unterschiedlich genannt werden (Pakete oder Sequenzen). Solche Textbausteine entstehen zwar aufgrund ihrer inneren semantischen Homogenität, dennoch werden meistens auch ihre Grenzen markiert. Während es in der dialogischen Interaktion Gliederungssignale gibt, die auch als Hinweise fungieren (u.a. zum „turn“-Wechsel), stellt sich bei nicht-dialogischen Texten die Frage nach den spezifischen Signalen: Zu welchen Mitteln greift der Sprecher/Schreiber, um die Textstruktur bzw. den Stellenwert seiner Sprechakte (Aussagen) anzuzeigen?

Die Textstrukturierung kann auf unterschiedliche Weise markiert werden: Neben den prototypischen lexikalischen Mitteln mit verbindender Funktion (Konnektoren bzw. Textadverbien) verfügt der Schreiber über grafische Zeichen (Sternchen, Gedankenstriche usw.) und typografische Mittel (u.a. Absätze, Fettdruck). Dem Schreiber wie dem Sprecher stehen aber auch syntaktische bzw. topologische Mittel zur Verfügung, deren Hauptfunktion zwar nicht die Textstrukturierung ist, die aber – vor allem bei bestimmten Textsorten – die Gliederung des Textes unterstreichen. Zu diesen Mitteln gehört die Topikalisierung.

2. Das Vorfeld als strategischer Ort

Als linkes „Außenfeld“ kann das Vorfeld als besonders exponierte Stelle betrachtet werden: Es dient u.a. zur Wiederaufnahme, d.h. zur Verbindung oder zur Trennung. Abgesehen von den Fällen, wo da nur ein Hinweisschild (sprich: Konnektor) steht, darf man sich die Frage stellen: Wer wird an die Front geschickt? Und vor allem: Was wird topikalisiert und warum?¹

¹ Ich beschränke mich hier auf das Vorfeld im engen Sinne und lasse bewusst die Problematik des „Vorvorfelds“ beiseite.

Als prosodisch markierte Voranstellung einer Komponente, einer Phrase oder gar eines ganzen Syntagmas (vgl. Bresson 1993:74)² zeichnet sich Topikalisierung durch ein Schema mit einem Akzent oder mit zwei Akzenten aus³. Im ersten Fall wird das topikalisierte Element fokussiert, im zweiten Fall wird eine andere Konstituente fokussiert, die die Hauptinformation der Aussage enthält. Letzteres wird in folgendem Beispiel (aus einem Internet-Forum) besonders deutlich, wo das ganze Prädikat als Phrasem (Idiom) wiederaufgenommen und topikalisiert wird⁴, um der Korrektur der Agensangabe durch die Fokussierung der einzig relevanten Komponente am Ende der Äußerung (*den usa*) mehr Nachdruck zu verleihen.

- (1) *Zitat: Saddam rüstete zeitgleich zu den UN-Kontrollen per MVW-Programme wieder auf. Die UN-Inspektoren wurden an der Nase herumgeführt, bis die beiden Schwiegersöhne Saddams flohen und der UN umfangreiche Unterlagen zu den Plänen lieferten.*
*Antwort: hussein tat nichts dergleichen, denn immerhin hatte er ja keine mvm – entsprechend kann er sie auch nicht aufgerüstet haben. **an der nase herumgeführt** wurden die un-inspektoren von den usa* (Internet-Forum: tagesschau.de, letzter Zugriff am 02.09.09).

Das nächste Beispiel verhält sich ähnlich und bringt uns noch einen Schritt näher an unseren eigentlichen Untersuchungsgegenstand:

- (2) *Deutschlands Verbraucher und Fachbetriebe des Elektrohandels und -handwerks besinnen sich einer alten Tradition: dem Reparieren von elektrischen Geräten. **Hintergrund** sind jährlich rund 1,8 Millionen Tonnen Elektro- und Elektronikschrott sowie die Tatsache, dass das Geld bei den Konsumenten nicht mehr so locker sitzt. **Verschärft** wird die Situation dadurch, dass seit 24. März 2006 Altgeräte kostenlos zurückgenommen werden müssen. Die zusätzlichen Kosten allein hierfür werden mit 350 bis 500 Millionen Euro pro Jahr veranschlagt. Fachleute schätzen, dass auf Grund der Kostensteigerungen (Altgeräterücknahme, Mehrwertsteuererhöhung, allgemeine Preisanpassungen) der Ladenpreis beispielsweise einer Waschmaschine um bis zu 100 Euro steigen kann. **Profitieren von dieser Situation** können die privaten Haushalte, die ihre defekten Geräte reparieren lassen, anstatt sie voreilig zu entsorgen, und nicht zuletzt diejenigen Fachbetriebe, die fachgerechtes Reparieren von Hausgeräten und Service auf ihre Fahne geschrieben haben* (<http://www.ihr-hausgeraeteprofi.de/html/news.html>, letzter Zugriff am 03.02.09).

² Bresson schreibt: „Topikalisierung ist eine Operation, die darin besteht, gewisse Teile der Äußerung an die erste Stelle zu versetzen und sie mit einem besonderen prosodischen Motiv zu versehen“ (1993:74). Vgl. u.a. auch Löscher 1999.

³ Vgl. hierzu Samson 1989 und 2005, Zemb 1993.

⁴ Vgl. hierzu Dobrovol'skij 2001.

Es werden hier außer einem Nomen in prädikativer Funktion ein Partizip 2 und ein Infinitiv topikalisiert: Deutlich wird, dass jede Topikalisierung im argumentativen Aufbau dieses kurzen Textes mit dem Titel „Deutschland repariert“ einen Schritt markiert.

3. Topikalisierte Verbformen

Im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen stehen Konstruktionen, bei denen das Prädikat topikalisiert wird; dabei handelt es sich in den meisten Fällen um eine nicht-finite Verbform (Infinitiv oder 2. Partizip), aber auch ein ganzes verbales Syntagma kann im Vorfeld stehen⁵. Ziel der Untersuchung ist es, die Rolle dieser Konstruktionen bei der Strukturierung des Textes und ihre Beliebtheit bei bestimmten Textsorten zu erklären.

Wie wir es oben mit den Beispielen (1) und (2) gesehen haben, können Inhalte topikalisiert werden, die nicht (oder meistens nicht) fokussiert werden, sondern nur den Ausgangspunkt der jeweiligen Äußerung bilden. Dies geschieht im Dienste der Fokussierung anderer, relevanterer Inhalte. Die Wahl des Topics hängt von der jeweiligen Redesituation ab: Gewählt werden können im Prinzip nur Sachverhalte, die kognitiv leicht „zugänglich“ sind, d.h. die zum kognitiven Hintergrund⁶ des Emittenten sowie des Rezipienten gehören und über die etwas ausgesagt werden soll. Ihre Voranstellung ist ein Indiz für die hinreichende Informativität des Satzes, d.h. für die Relevanz der Äußerung.⁷ Bei den Konstruktionen „infinite Verbform + Verbzweit“ bzw. „infinite Syntagma + Verbzweit“ wird das Subjekt oder eine andere Konstituente fokussiert. Semantisch kann es dabei um unterschiedliche Informationen gehen: um das Agens oder das Patiens bzw. das Resultat, aber auch um die Angabe eines Ortes, eines Zeitpunkts usw.

Auf der Lokalebene (interphrastisch) hat Topikalisierung eine kohärenzstiftende Funktion, auf der Globalebene (supraphrastisch) hat sie eine gliedernde Rolle. Das Verblexem, das an der Satzspitze steht – ob allein oder von einer anderen Konstituente begleitet – greift etwas wieder auf, was schon explizit da war oder zumindest über eine Inferenz kognitiv zugänglich ist: Die Voranstellung des Prädikats markiert die Bindung an den Vorgängersatz bzw. knüpft direkt oder indirekt an den vorangegangenen Kontext an, und die dadurch entstehende Spannung (der Rezipient wartet auf die Argumente des Prädikats) steigert die Relevanz der neuen Information und unterstützt die Textprogression. Global gesehen, können solche Äußerungen im Text an Schlüsselstellen stehen; insofern tragen sie zur Gliederung bei. Das Verb (oder das Verbalsyntagma) an der Spitze verweist dann auf ein Ereignis, das auf der Textebene eine Sequenz eröffnet

⁵ Hierzu Samson 2005.

⁶ Es kann sich dabei um Informationen aus dem Kontext oder der unmittelbaren Redesituation handeln, aber auch um enzyklopädisches oder Erfahrungswissen.

⁷ Vgl. auch Dalmas 2005.

oder abschließt. Beispiele für die eröffnende Funktion sind (3) und (4), wo der Satz mit dem topikalisierten Partizip am Anfang eines neuen Absatzes steht und in den darauf folgenden Zeilen weiter ausgeführt wird. In (3) geht es um den Bestseller von David Precht „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“, und in (4) geht es um Deutschlands ersten Drei-Sterne-Koch.

- (3) [...] *Damit ist es eines der erfolgreichsten Philosophie-Sachbücher, die es je in Deutschland gegeben hat.*
Nachgeholfen hat wieder einmal Elke Heidenreich mit ihrer TV-Sendung „Lesen!“, die Prechts Werk vor einigen Monaten als Einstieg ins „Glück“ pries (Der Spiegel, 28/2008, 147).
- (4) *Der Österreicher, 1941 in Bad Gastein geboren, ist einer der besten Köche der Welt. Ein Kritiker nannte ihn mal den „Hamlet am Herd“. [...]*
Schwerer Start
Gelernt hat er sein Handwerk bei Spitzenköchen in aller Welt, zum Beispiel beim legendären Paul Bocuse in Lyon! Die ersten Jahre als junger Koch im Münchner Restaurant „Tantris“ sind trotzdem hart für ihn. Niemand weiß Anfang der 1970er-Jahre die „Nouvelle Cuisine“ zu schätzen: Statt Vorgekochtes mit dicken Soßen aufzutischen, serviert Witzigmann nur erstklassige, frische Produkte (BR online, Bayern 3, 24.07.2007, letzter Zugriff am 02.09.09).

Interessant ist in beiden Fällen außerdem die Tatsache, dass das jeweilige Partizip etwas thematisiert, was aus der Situation – und aufgrund des Welt- und Erfahrungswissens – leicht inferiert werden kann. Dies gilt auch für das nächste Beispiel, in dem die Topikalisierung eine Textsequenz abschließt.

In (5) wird das Ende eines Besuchs im Rahmen einer Städte-Partnerschaft schon durch die NP *Ausklang am Abend* thematisiert. Die Topikalisierung des Partizips *verabschiedet* hängt damit zusammen, dass der routinemäßige Akt der Verabschiedung der Gäste durch den Gastgeber zum Skript, d.h. zur kognitiven Struktur eines offiziellen Empfangs, gehört. Das einzig Relevante ist hier nur die Form der Verabschiedung:

- (5) *Ausklang am Abend: Auf der Terrasse eines urigen Gasthauses sind die De Bilter erneut herzliche Gastgeber. **Verabschiedet** werden die Gäste mit einer kleinen Überraschung. Sie nehmen ein Gruppenfoto mit – aufgenommen beim morgendlichen Empfang* (http://www.azonline.de/lokales/kreis_coesfeld/coesfeld/2013_gemeinsam_das_Stadt_Jubilaem_feiern.html, letzter Zugriff am 30.08.2009).

Darüber hinaus kann die wiederholte Topikalisierung ein und derselben Form zur sequenziellen Organisation des Textes dienen, so in Beispiel (6), wo es sich um eine direkte Wiederaufnahme aus dem Vortext mit einer deutlich gliedernden Funktion handelt:

- (6) *Trotzdem waren die Veränderungen, auch für ein Kind, unübersehbar, von der plötzlichen Einheitlichkeit der Fahnen, die nun bei jeder Gelegenheit vor den Fenstern hingen, bis zur inflationären Verwendung des Wortes Verbot. **Verboten** war jetzt diese und jene Zeitung, das Betteln und Hausieren, die Nationalsozialisten Nazis zu nennen, zu Hitler der Hitler oder Herr Hitler zu sagen, eine Marschkolonne mit Fahne nicht zu grüßen oder aber weiterzusagen, was mir mein Freund Hannes erzählte: daß nämlich in der Dörchläuchtingstraße ein Mann, der Gedichte machte (heute weiß ich: es war Erich Mühsam), nachts aus dem Bett geholt, in ein Auto gezerrt und niemals wiedergesehen wurde; [...] **Teilweise verboten**, in amtlichen Bereichen nämlich, war es, in gewohnter Art mit Guten Morgen oder Guten Tag zu grüßen; man mußte dort den neuen, sogenannten Deutschen Gruß gebrauchen, bei dem man, möglichst laut, Heil Hitler sagte und dabei die flache Hand am ausgestreckten Arm in Mützenhöhe hob. Das gab dem Grußakt keinen, wie man wünschte, heldenhaften, sondern eher einen turnerischen Anstrich. Turner aber ist nicht jeder, und so entstanden manchmal, wenn zum Beispiel zwei ergraute Lehrer sich begrüßten, Clownerien, die ich später in der Schule oft genoß (Günter de Bruyn, „Zwischenbilanz“).*

Bemerkenswert ist hier sowohl die Stellung des Schlüsselwortes *Verbot* am Ende eines langen Absatzes als auch dessen zweifache Wiederaufnahme am Anfang der folgenden Abschnitte, wo es um das geht, was verboten wurde, ganz oder nur teilweise. Deutlich wird hier die aktivierende Funktion der Topikalisierung: Wie eine Überschrift in einer Tabelle – etwa oben in einer Spalte – es tun würde, erinnert sie an den Referenten, hier an die Handlung des Verbotens, und die Passiv-Konstruktion stellt das Patiens in den Vordergrund, hier die Bereiche des Alltags, die vom Verbot betroffen sind.

Ist die topikalisierte Verbform selber nicht direkt eine Wiederaufnahme, erfolgt die explizite Anknüpfung an den vorhergehenden Kontext meistens über einen anaphorischen Ausdruck (Pronomen *das* oder eine NP), der das Vorhergehende wenigstens konzeptuell wieder aufgreift wie in (7) und (8).

- (7) *Noch liegt nicht viel Schnee in den Schweizer Alpen. Trotzdem wollen in diesen Tagen mehrere Wintersportorte ihre Saison eröffnen. Dies ist zum Teil problematisch: Die Temperaturen sind für die Jahreszeit zu hoch, als dass Schneekanonen wirkungsvoll eingesetzt werden können. **Profitieren von dieser Situation** können höher gelegene Skigebiete wie zum Beispiel Saas Fee und Zermatt. In beiden Walliser Ski-Destinationen kann man auf den Gletscherpisten auch im Sommer dem Skisport frönen - und zahlreiche Skirennfahrer und Snowboarder bereiten sich dort jeweils auf die Weltcup-Saison vor (Basler Zeitung, 23.11.2006).*
- (8) *Unvermeidlich, könnte Michael Frenzel sagen, wenn man einen Konzern komplett neu ausrichtet. Da gilt es, Mehrheiten zu schaffen, Widerstände zu brechen oder auszuhebeln. Darin ist Frenzel gut. **Gelernt** hat er das in*

der Politik. Neben dem Jura-Studium in Bochum engagierte sich der Juso in der Kommunalpolitik. Schon mit Anfang 20 steigt er im Duisburger Rathaus zum Vorsitzenden des Planungsausschusses auf. Frenzel: „Ich habe mir sehr schnell die Mehrheit organisiert“. Dabei musste er sich gegen die Strukturen eines Ortsvereins durchsetzen, in dem Neuen seiner Ansicht nach der Weg nicht einfach bereitet wurde. „Wie komplexe Entscheidungsprozesse ablaufen, Meinungsbildung, Diskussion und Gruppendynamik, das alles lernt man in der Politik“ (<http://www.ftd.de/karriere-management/management/:michael-frenzel-der-herausgeforderte/1074926712160.html>, letzter Zugriff am 03.09.09).

Sowohl das „Profitieren“ als auch das „Lernen“ werden aus der Situation inferiert, und das, worauf diese Ereignisse sich beziehen, wird anaphorisch durch die NP *diese Situation* und das Pronomen *das* ausgedrückt. Es sind im Kontext „auffällige“ (saliente) Inhalte, über die etwas ausgesagt wird: In den beiden hier zitierten Fällen wird ein Ort – ein geographischer Ort bzw. ein Handlungsbereich – fokussiert.

4. Textsorten

Diese Konstruktion mit der nicht-finiten Verbform im Vorfeld, die oft eine textorganisierende Funktion hat, kommt in einigen Textsorten relativ häufig vor. Es sind stark stereotype Texte, die bestimmte Informationen enthalten müssen, evtl. auch in einer feststehenden Reihenfolge, die der Erwartung des Rezipienten entspricht. In solchen Texten, deren Struktur zum Teil vorhersehbar ist bzw. in denen bestimmte Strukturelemente und Informationen zu erwarten sind, dient die Topikalisierung von Partizipien dazu, die wichtigen Etappen zu markieren.

Der typischste Fall ist wohl der biografische Text; vor allem bei Kurzbiografien werden die Etappen des Lebens oft mit solchen Konstruktionen markiert.

- (9) *Batzman*
mit bürgerlichem Namen Oliver Lysiak. **Studiert** hat er Mediensoziologie. **Gelernt** hat er Journalist. **Gearbeitet** hat er als Redakteur für Radio und TV (<http://www.fuenf-filmfreunde.de/the-story-so-far/>, letzter Zugriff am 30.08.2009).

Während es hier in (9) um den „Inhalt“ der Ausbildung ging, geht es im nächsten Beispiel (10) um die Vielfalt der Orte der Ausbildung und des akademischen Werdegangs. Fokussiert wird hier lediglich der Ort des Studiums bzw. des jeweiligen Diploms:

- (10) **Geboren** ist Hautzinger in Frankenbach bei Heilbronn, **Psychologie studiert** hat er in Bochum [...], **Promoviert** hat er an der Technischen Universität Berlin über ‚Depressive und ihre Sozialpartner‘, **habilitiert** hat er sich in Konstanz

zum Thema ‚Bewältigung von Belastungen‘ (<http://www.uni-tuebingen.de/uni/qvo/at/gesichter/text/hautz.html>, letzter Zugriff am 30.08.2009).

Und in Beispiel (11) sind es die Etappen des Lebens, die in einem kurzen Begleittext zu einem Foto kurz und bündig dargestellt werden:

- (11) *HADNET TESFAI ist Moderatorin und Journalistin. **Geboren** wurde die 28-jährige in Mendefera in Äthiopien. **Aufgewachsen** ist sie im baden-württembergischen Göppingen, **studiert** hat sie an der FU-Berlin. **Ihren ersten Job** hatte sie beim Sender Kiss FM, derzeit moderiert sie bei Radio Fritz und MTV (http://www.multikulti.de/Kennzeichen_B/kennzeichen_b.html, letzter Zugriff am 30.08.2009).*

Die Häufigkeit der Konstruktion hängt mit der Erwartung des Rezipienten zusammen, die sich bei biografischen Texten auf vorgegebene, allgemein gültige Etappen des Lebens stützt. Die Variationsmöglichkeiten bei der Wahl der Verben sind also beschränkt, es können aber evtl. die Akzente unterschiedlich gelegt werden, je nach der Person, um die es geht, und je nach dem Kontext, nach der Perspektivierung der mitgeteilten (fokussierten) Information, d.h. je nach den Kriterien für die Relevanz (z.B. Ausbildung, häufiger Ortswechsel, gesellschaftlicher Aufstieg usw.).

Weitere Textsorten, bei denen topikalisierte Verbformen üblich sind und zur Strukturierung dienen, sind folgende:

- Kochbücher bzw. Ratgeber, die bestimmte Handlungen beschreiben⁸; so in (12) aus einem Gewürzlexikon online
- (12) *Ingwer:*
***Verwendet** wird das Rhizom der schilfähnlichen Staude. Die Liste der bisher entdeckten bioaktiven Wirkstoffe im Ingwer ist lang. [...] (<http://www.kochbuch.info/gewuerzlexikon.html>, letzter Zugriff, am 02.09.09);*
- Stellenangebote, Stellengesuche und auch verschiedene Arten von „Gesuchen“, z.B.
- (13) ***Gesucht** wird eine gelernte oder ungelernete Kraft (<http://jobs.trovit.de/jobs/restaurantfachfrau-servicekraft/3>, letzter Zugriff am 02.09.09),*
- (14) ***Gesucht** wird eine Stelle als Babysitter oder Haushaltshilfe!!! (<http://niedersachsen.kijiji.de/f-Jobgesuche-Heimarbeit-Mini-Nebenjobs-Hannover-W0QQCatIdZ1677QQExpandCatZ1QQLocationZ1105446>, letzter Zugriff am 02.09.09),*
- (15) ***Gesucht** wird eine Persönlichkeit, die auf einem aktuellen Gebiet der Wahrscheinlichkeitstheorie und Mathematischen Statistik durch ihre Forschung*

⁸ Vgl. hier auch Baudot 1992.

international ausgewiesen ist und mit ihrem Spezialgebiet das Forschungsprofil der Fakultät ergänzt und schärft (<http://www.academics.de/action/av/external/show?adId=24858>, letzter Zugriff am 02.09.09),

- (16) **Gesucht** wird eine 2-Zimmer-Wohnung in Germersheim (<http://www.wg-gesucht.de/wohnungen-in-Germersheim-gesucht.1124209.html>, letzter Zugriff am 02.09.09),
- (17) **Gesucht** wird eine nette Frau, gerne auch älter für lockere Treffs ohne Beziehungsstress (http://www.quoka.de/partnerschaften-kontakte/er-sucht-sie-c-cat_53_5301_6010_adresult_33205125.html, letzter Zugriff am 02.09.09);
- auch instruktionelle Texte wie Montageanleitungen; in folgendem Beispiel wird nur die erste Etappe des Montierens mit dem topikalisierten Partizip markiert:
- (18) *Der Faltschiebetürbeschlag Nr. 88 vereinigt die Funktion von Dreh-Schiebetür bis 20 kg. Beim Öffnen faltet sich die Tür in der Mitte und schwingt leicht zur Seite. Der Schrankraum kann bequem genutzt werden und die Türen stehen nur mit halber Öffnungsbreite in den Raum. **Montiert** werden zuerst in einem Flügel der Faltschiebetür die handelsüblichen Automatikscharniere mit 110° Öffnungswinkel. Die andere Türhälfte wird mit Beschlag Nr. 88 in den jeweiligen Profilen Nr. 627 oder 628 eingerastet und geführt* (http://www.uwe-lauterbach.de/deutsch/htm_allgemein/frame_falt.htm, letzter Zugriff am 02.09.09).

In solchen Texten fällt auf, dass die Konstruktion mit der infiniten Verbform an der Satzspitze sich allmählich konventionalisiert. Sie hat sowohl eine textgliedernde Funktion als auch eine entlastende Rolle, indem sie einfach nach vorne nimmt, was hier direkt mit der Textfunktion zusammenhängt und als Anhaltspunkt/Orientierung/„Sockel“ für den Rest des Satzes fungiert. Durch diese Vorwegnahme wird die Informativität der folgenden Konstituenten vorbereitet und ihre Relevanz gestärkt: Diese liefern Informationen über den aktuellen/aktualisierten Sachverhalt, Informationen, von denen der Sprecher meint, dass der Rezipient sie nicht hat („Prinzip der Annahme der Unwissenheit“) und sie braucht.

Ergänzend und abschließend soll noch ein Beispiel (unter vielen ähnlichen!) für die Rolle des Textsortenwissens angeführt werden: Bei der Textsorte Rezension, die sowohl eine informative als auch eine bewertende Funktion hat, wird eine kritische Stellungnahme erwartet und kann (spätestens) im Schlusswort wie folgt formuliert werden:

- (19) **Kritisch anzumerken** bleibt, dass anstelle der API-Transkription „aus Gründen der Lesbarkeit“ eine eigene Umschrift verwendet wird, [...] (Deutsch als Fremdsprache 2, 1992).

5. Fazit

Die Topikalisierung von infiniten Verbformen ist einer der markiertesten Typen von Topikalisierung und hat eine starke textkonstituierende Dimension. Die durch die Vorwegnahme des Prädikats entstehende Spannung dient auf der Ebene des Satzes zur Steigerung der Relevanz der fokussierten Komponente. Auf der Ebene des Textes trägt die Topikalisierung eindeutig zur Kohärenz bei, indem sie sich auf die (direkte oder indirekte) Wiederaufnahme einer kontextuellen Information stützt. Diese beiden Funktionen ermöglichen eine dritte: die Abgrenzung einer Textsequenz oder deren innere Strukturierung. Dass dieses syntaktische Mittel bei stark typisierten Textsorten häufig eingesetzt wird, erklärt sich aus diskursökonomischen Gründen: Als beliebte Vertextungsstrategie eignet sich die stichpunktartige Vorwegnahme des Prädikats besonders gut zur Straffung des Textes und zur Markierung seiner Gliederung, funktional entspricht sie einer Überschrift. Der Einsatz solcher Konstruktionen gerade in Texten mit festem Muster verweist gleichzeitig auf ihre Entlastungsfunktion.

Literaturverzeichnis

- BAUDOT D., 1992, „Gegessen wurde nichts“. La mise en position initiale de la base verbale passive: enchaînement phrastique et mise en relief d'une unité dynamique, in: Nouveaux Cahiers d'allemand 10, S. 207-214.
- BRESSON D., 1993, Prosodie, Syntax und Semantik der Hervorhebung am Satzanfang, in: Marillier J.-F. (Hg.), Satzanfang – Satzende. Syntaktische, semantische und pragmatische Untersuchungen zur Satzabgrenzung und Extraposition im Deutschen, Tübingen, S. 73-83.
- DALMAS M., 2005, Dringend nötig: der Blick über den Satzrand, in: Adamzik K./Krause W.-D. (Hg.), Text-Arbeiten, Tübingen, S. 97-110.
- DOBROVOL'SKIJ D., 2001, Pragmatische Faktoren bei der syntaktischen Modifizierbarkeit von Idiomen, in: Liedtke F./Hundsnurscher F. (Hg.), Pragmatische Syntax, Tübingen, S. 271-308.
- LÖTSCHER A., 1999, Topikalisierungsstrategien und die Zeitlichkeit der Rede, in: Redder A./Rehbein J. (Hg.), Grammatik und mentale Prozesse, Tübingen, S. 143-169.
- SAMSON G., 1989, Rhematische Erstbesetzung: kommunikative Ebene und Textkohärenz, in: Faucher E./Hartweg F./Janitzka J. (Hg.), Sens et Être. Mélanges en l'honneur de Jean Marie Zemb, Nancy, S. 207-225.
- SAMSON G., 2005, L'attaque de l'énoncé assertif en allemand, in: Cotte P./Dalmas M./Włodarczyk H. (Hg.), La linéarisation, Paris, S. 185-206.
- ZEMB J.-M., 1993, Remarques sur l'ouverture X de p, in: Nouveaux Cahiers d'allemand 11, S. 2-14.

Syntax und Semantik der Idiome

1. Zielsetzung

Wir gehen von der Grundannahme aus, dass das syntaktische Verhalten der Idiome durch semantische Faktoren bedingt ist. Andernfalls ist es schwer zu erklären, warum die Muttersprachler intuitiv über das entsprechende Wissen verfügen. Um ein Idiom syntaktisch richtig zu gebrauchen, muss man entweder alle zulässigen syntaktischen Transformationen als gesonderte Einheiten memorisieren (was recht unglaublich erscheint) oder diese Transformationen ableiten können. Die Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte haben gezeigt, dass unter den Faktoren, die mit dem syntaktischen Verhalten der Idiome korrelieren, die sog. **semantische Teilbarkeit der Idiomstruktur** die wichtigste Rolle spielt. Trotzdem bleiben in diesem Bereich viele Fragen offen, weil der Begriff der Teilbarkeit selbst nicht in operationalen Termini definiert ist. Außerdem wird die Teilbarkeit in verschiedenen Konzeptionen unterschiedlich verstanden.

Im Folgenden wird versucht, den Status des Teilbarkeitsbegriffs zu klären und das Zusammenspiel semantischer und syntaktischer Faktoren in kausalen Termini zu beschreiben. Es wird gezeigt, dass die Teilbarkeit in ihrem Wesen auf bestimmte Besonderheiten der zugrunde liegenden Metapher, d.h. auf die Beschaffenheit der inneren Form zurückgeht. In diesem Sinne besteht das Ziel des vorliegenden Beitrags darin, das Phänomen syntaktischer Variabilität der Idiomstruktur auf konzeptuell-semantische Erscheinungen zurückzuführen.

2. Zum Begriff der semantischen Teilbarkeit

Zunächst sei festgehalten, dass die Idiome in Bezug auf die semantische Beschaffenheit ihrer Konstituenten keine homogene Klasse darstellen: Es finden sich sowohl Idiome, die semantisch nicht teilbar sind, als auch Idiome, deren Konstituenten eigene metaphorische Lesarten zugeordnet werden können. Idiome sind in jedem Fall Lexikoneinheiten, d.h. sie werden als mehr oder weniger festgeprägte Elemente der Sprache in die Äußerung eingebettet. In bestimmten Fällen sind sie aber in sinnvolle Bestandteile

zerlegbar und in diesem Sinne sozusagen post factum kompositionell bzw. (in unserer Terminologie) semantisch teilbar.

Ganz allgemein hängt der Begriff der Teilbarkeit mit der Parallelität in der Gliederung der lexikalischen und semantischen Struktur des Idioms und daher mit dem semantischen Status einzelner Konstituenten zusammen (vgl. Rajchštejn 1980). Teilbar sind die Idiome, deren Konstituenten bzw. Konstituentengruppen (d.h. Mehrwort-Segmente wie *grünes Licht* 'Erlaubnis' in *jmdm. grünes Licht geben* oder *der saure Apfel* 'etwas Unangenehmes' in *in den sauren Apfel beißen müssen*) als Träger selbständiger Bedeutungen empfunden werden, d.h. die semantische Struktur dieser Idiome lässt sich in der Weise zergliedern, dass einzelne Konstituenten mit bestimmten Teilen der semantischen Struktur homomorph korrespondieren. Nicht teilbar sind dagegen die Idiome, deren Gliederung in lexikalische Konstituenten keine Parallelen mit der Gliederung ihrer semantischen Struktur aufweist. In diesem Fall sind einzelne Konstituenten des Idioms nicht als Träger selbständiger Bedeutungen interpretierbar. Aus dem Gesagten resultiert die prinzipielle Möglichkeit, die Menge aller Idiome einer Sprache in zwei Untermengen zu unterteilen: die der semantisch **nichtteilbaren** und die der **teilbaren** Idiome. Aus theoretischer Sicht stellen sich in diesem Zusammenhang mehrere Probleme. Erstens fragt sich, was die Kriterien für die Unterscheidung zwischen teilbaren und nichtteilbaren Idiomen sind. Sind hier bestimmte formale Prozeduren denkbar, deren Implementierung es in jedem konkreten Fall gestatten würde, den Status des betreffenden Idioms bezüglich seiner semantischen Teilbarkeit bzw. seines Kompositionalitätsgrades operational zu bestimmen? Zweitens fragt sich, was das Wesen der semantischen Teilbarkeit ausmacht. Auf diese Frage gehen wir nunmehr etwas ausführlicher ein.

3. Zur essentiellen Begriffsbestimmung

Zur Frage nach dem Wesen der semantischen Teilbarkeit und ihrer Korrelation mit der semantischen Motivation sei zunächst Folgendes angemerkt. Wenn (wie oben betont) in der Korrelation „semantische Teilbarkeit – syntaktisches Verhalten“ das erste Glied als primär (d.h. als Ursache) gilt, darf ausgehend vom syntaktischen Verhalten nur operational auf die Teilbarkeit geschlossen werden. Die Wesensmerkmale der semantischen Teilbarkeit von Idiomen müssen aber unabhängig von ihren syntaktischen Eigenschaften erfasst und in semantischen Termini definiert werden. Sonst wäre dieser Begriff zirkulär und für die Theoriebildung überflüssig.

Es gibt Idiome, die keine Zerlegung ihrer Struktur in semantisch relativ selbständige Teile zulassen (1) und solche, deren Konstituenten autonome semantische Repräsentationen zugeschrieben werden können (2).

- (1) *ins Gras beißen* 'sterben' (Duden 11 2002)

- (2) *das eigene/sein eigenes Nest beschmutzen* ‘schlecht über die eigene Familie, das eigene Land o.Ä. sprechen’ (Duden 11 2002)

Die völlige Unmöglichkeit des Teilens in (1) geht einher mit der fehlenden Parallelität zwischen der Gliederung der lexikalischen und jener der semantischen Struktur: Die Bedeutung des Idioms lässt sich nicht auf die Kombination der Bedeutungen der einzelnen Konstituenten zurückführen. Das Formativ des Idioms ist in zwei selbständige Phrasen gegliedert, und zwar in PP *ins Gras* und VP *beißen*, die Bedeutung ist ihrerseits in semantische Komponenten gegliedert (vgl. die traditionelle, obwohl recht anfechtbare Zurückführung der semantischen Struktur von ‘sterben’ auf ‘aufhören zu leben’), zwischen der Gliederung des Formativs und der Gliederung der Bedeutung bestehen jedoch keinerlei Parallelen.

Dem stehen Fälle wie (2) gegenüber, die vor dem Hintergrund ihrer lexikalisierten „Ganzheitlichkeit“ als verhältnismäßig reguläre Kombinationen mehrerer Wörter mit relativ autonomen Bedeutungen interpretiert werden können: Die Gesamtbedeutung des Idioms korreliert mit den Bedeutungen der Konstituenten (*das Nest* bzw. *sein eigenes Nest* ‘die eigene Familie, das eigene Land o.Ä.’ und *beschmutzen* ‘schlecht sprechen über jmdn., etwas’). Die Gliederung der lexikalischen Struktur des Idioms ist mit der Gliederung seiner semantischen Struktur homomorph. Auf der diskursiven Ebene manifestieren sich die relevanten Unterschiede zwischen (1) und (2) in dem unterschiedlichen Grad an lexikalischer Stabilität.

Es fragt sich, was das Wesen der semantischen Teilbarkeit ausmacht. Wie korreliert sie mit der semantischen Motivation bzw. Transparenz? Ein bekannter Versuch, das Wesen der semantischen Teilbarkeit zu definieren, stammt von Rajchštejn (1980) und mündet in die oben erwähnte Feststellung, dass der Begriff der Teilbarkeit mit dem Homomorphismus in der Gliederung der lexikalischen und semantischen Struktur des Idioms zusammenhängt. Diese Definition ist approximativ zufrieden stellend. So beruht die Teilbarkeit des Idioms (2), zumindest bei einer oberflächlichen Betrachtung, auf der Tatsache, dass jeder Konstituente eine unikale wendungsspezifische Bedeutung zugeschrieben werden kann. Wenn man aber die Teilbarkeit ausschließlich in Termini der Relationen zwischen dem Formativ des Idioms und seiner aktuellen Bedeutung definiert, stellen sich erneut alle oben diskutierten Fragen. Wie kommt es zu diesem Homomorphismus? Ist er nicht eher das Ergebnis einer künstlich zurecht gelegten Bedeutungserklärung als eine objektive sprachliche Gegebenheit? Bleibt das Idiom auch dann teilbar, wenn wir ihm eine andere, syntaktisch nicht homomorphe Bedeutungserklärung zuordnen? Woher wissen wir, dass die Konstituenten selbständige Bedeutungen aufweisen, wenn diese Bedeutungen unikal sind, d.h., ähnlich wie in (2), nie außerhalb des Idioms anzutreffen sind?

Eine weitere Definition der semantischen Teilbarkeit stammt von Nunberg: „Let us say that verb phrases ‘refer’ to states and activities, and that transitive verb phrases normally refer

to states and activities that are best identified as ‘open relations’ of the form Rxb, where ‘R’ stands for the relation referred to by the verb, ‘x’ is a variable for the referent of the sentence subject, and ‘b’ stands for the referent of the object NP.^[...] Then we will say that an idiomatic transitive VP is DECOMPOSABLE just in case it is used to refer to a state or activity such that it would be normally believed that an activity could be identified as an open relation Rxb, such that the object NP of the idiom refers to b, and the verb to R” (1978:125). Das Problem liegt hier nicht so sehr darin, dass sich diese Definition nur auf Idiome mit der Struktur VP (V + NP)¹ bezieht, sondern vielmehr darin, dass sie auf eine etwas stärker formale Art grundsätzlich dasselbe aussagt wie die Definition von Rajchštejn (1980). Die Ursachen dafür, dass das VP-Idiom als in V und NP zerlegbar empfunden wird, werden nicht erklärt. Der Hinweis auf die Fähigkeit der Verb-Konstituente, auf das Prädikat und der NP-Konstituente auf sein Argument zu referieren, bedeutet nichts anderes, als dass V und NP innerhalb des Idioms als semantisch autonome Elemente empfunden werden.

Das wichtigste Moment, das in diesen beiden Definitionsversuchen fehlt, ist die **bildliche Bedeutungskomponente**, d.h. die **innere Form des Idioms**. Die wesentlichen Charakteristika der semantischen Teilbarkeit zu erfassen und ohne innere Widersprüche zu beschreiben, ist nur möglich, wenn die aktuelle Bedeutung des Idioms nicht unmittelbar mit dem lexikalischen Bestand, sondern mit der inneren Form des Idioms in Beziehung gebracht wird. Wenn die Struktur der figurativen Lesart des Idioms mit der Struktur der zugrunde liegenden Metapher homomorphe Züge aufweist, handelt es sich um ein semantisch teilbares Idiom. Das ist das Neue an dieser Betrachtungsweise im Unterschied zu allen traditionellen Konzeptionen. Diese Interpretation erklärt auch, warum in vielen Fällen nur eine der Konstituenten als semantisch autonom empfunden wird, vgl. (3).

- (3) *die Katze aus dem Sack lassen* ‘seine wahre Absicht zu erkennen geben, ein Geheimnis preisgeben’ (Duden 11 2002)

Die Konstituente *Katze* referiert auf ‘Informationen über jmds. wahre Absichten’, während es kaum möglich ist, eine semantische Interpretation für die Konstituente *Sack* zu finden. Dies hängt damit zusammen, dass die diesem Idiom zugrunde liegende Metapher eine bestimmte innere Struktur hat, und zwar evoziert die Vorstellung einer „aus dem Sack gelassenen Katze“ eine Reihe von konzeptuell-semantischen Konsequenzen. So folgt aus der im Idiom explizit dargestellten Metapher u.a., dass die zugrunde liegende Situation die folgenden Aktanten hat:

- (a) Agens – die Person, die ‘die Katze aus dem Sack lässt’
- (b) Patiens – ‘die Katze’ und
- (c) Container – ‘den Sack’.

¹ Bei der Beschreibung der syntaktischen Struktur der Idiome werden hier die üblichen Abkürzungen benutzt: V für Verb, VP für Verbalphrase, NP für Nominalphrase und PP für Präpositionalphrase.

Wichtig ist dabei, dass die relevanten Korrespondenzen konzeptueller Natur sind und sich nicht aus dem Wortlaut des Idioms selbst ergeben. Einfach gesagt: Was korreliert, sind nicht die lexikalische Struktur (der Konstituentenbestand) und aktuelle Bedeutung, sondern zwei konzeptuelle Strukturen, nämlich der *source frame* und der *target frame*. Die Aktanten des *target frame* sind:

- (i) Agens – die Person, die ‘das Geheimnis offenbart’
- (ii) Thema – ‘die Informationen, die bis zu einem gewissen Moment von den anderen geheim gehalten wurden’ und
- (iii) Experiencer – ‘diese anderen’.

Beim Mapping ergeben sich bestimmte Korrespondenzen. Das Agens des *source frame* korrespondiert mit dem Agens des *target frame*, das Patiens mit dem Thema, aber der Container des *source frame* korrespondiert nicht mit dem Slot (iii) des *target frame*. Dementsprechend hat auch der Aktant (iii) des *target frame* (Experiencer) keine Korrespondenzen. Das ist eindeutig der Grund dafür, warum das Idiom *die Katze aus dem Sack lassen* keine Adressatenvaleanz hat und warum die Konstituente *Sack* nicht semantisch autonom ist. Das sind (wie alle Zugriffe auf kognitive Strukturen als Erklärungsgrundlage für sprachliche Strukturen) Heuristiken und keine streng kausalen Zusammenhänge. So sind sie auch zu bewerten.

Zu behaupten, dass die Struktur der zugrunde liegenden Metapher eine homomorphe Entsprechung mit der Struktur der aktuellen Bedeutung aufweist, hieße, dass die Aktanten des *source frame* teilweise mit den Aktanten des *target frame* korrespondieren. In diesem Fall handelt es sich um teilbare Idiome. Wenn der *source frame* auf den *target frame* als Ganzes projiziert wird und ihre lexikalisch ausgedrückten Slots in eine nachvollziehbare Beziehung zueinander gesetzt werden können, hat das Idiom als nicht teilbar zu gelten. Trotzdem kann dieses Idiom semantisch motiviert sein.

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass es sich bei der semantischen Teilbarkeit um ein graduierbares Phänomen handelt, das von der absoluten Unmöglichkeit, Idiome zu teilen, bis zu einer klaren Zerlegbarkeit in jeweils einzelne Elemente reicht. Der Grad der semantischen Teilbarkeit ist u.A. in den Fällen höher, in denen sich mehrere semantisch korrelierende Idiome mit identischen lexikalischen Elementen (Idiom-Paradigmata) finden. So ist der Ausdruck *am Ruder sein* ‘an der Macht sein’ schon durch die Existenz der Aktionsart-Varianten *ans Ruder kommen*, *jmdn. ans Ruder bringen*, *am Ruder bleiben* (Duden 11 2002) stärker teilbar als z.B. *die Katze aus dem Sack lassen*².

² Das anscheinend semantisch ähnliche Idiom *die Katze im Sack kaufen* ‘etwas ungeprüft übernehmen, kaufen (und dabei übervorteilt werden)’ ist kein echtes paradigmatisches Korrelat, weil in diesem Idiom der Konstituente *Katze* nicht die gleiche Bedeutung ‘jmds. wahre Absicht’ bzw. ‘ein Geheimnis’ zugeordnet werden kann. Man kann hier kaum von der semantischen Autonomie der Konstituente *Katze* sprechen, es handelt sich vielmehr um die bedeutungstragende NP *Katze im Sack* ≅ ‘etwas möglicherweise Wertloses, was als solches

Denn der autonome semantische Status der Konstituente *Ruder* wird nicht nur durch die entsprechenden metaphorischen Korrespondenzen bestimmt, sondern wird auch durch das wiederholte Auftreten in verschiedenen lexikalischen Konfigurationen bei Erhaltung der gleichen semantischen Funktion unterstützt. Deshalb ist es kaum angebracht, diesen Ausdruck als Idiom zu betrachten. Der Grad an semantischer Autonomie einzelner Konstituenten ist so hoch, dass es ökonomischer ist, diesen Ausdruck als eine „freie“ Kombination des metaphorischen Lexems *Ruder* mit verschiedenen Verben zu beschreiben. Sprachpsychologisch mag die Interpretation des Ausdrucks *am Ruder sein* als Lexikoneinheit gerechtfertigt sein, aus der Sicht der linguistischen Beschreibung ist seine Darstellung als Kombination selbständiger Lexeme auf jeden Fall eleganter. Dagegen scheint der synonymische Ausdruck *das Heft in der Hand haben/behalten* mit seinen Aktionsart- und Konversiv-Varianten *das Heft ergreifen/in die Hand nehmen, das Heft aus der Hand geben, jmdm. das Heft aus der Hand nehmen/winden* doch ein Idiom zu sein, schon deshalb, weil das Wort *Heft* in dieser Bedeutung unikal ist. Im Bereich der Idiomatik haben wir es also mit einem graduellen Kontinuum zu tun: von „monolithen“, semantisch nicht teilbaren Idiomen über teilbare Ausdrücke bis hin zu „freien“ metaphorischen Wortkombinationen.

4. Fazit

Einer alten Phraseologie-Konzeption zufolge ist die Idiombedeutung grundsätzlich nichtkompositionell, bestehen die Idiome nur auf der Ausdrucksebene aus einzelnen Wörtern und unterscheiden sich auf der Inhaltsebene nicht von den Einwortlexemen. Dieser Ansicht zufolge spielen die Konstituenten eines Idioms als selbständige semantische Entitäten keine Rolle, haben keinen Wortstatus, weil Idiome selbst als **long words** interpretiert werden. Diese „nichtkompositionelle“ Idiomatikkonzeption mag überzeugend klingen, denn es gibt viele Idiome, deren semantische Repräsentationen in keiner Weise mit den semantischen Repräsentationen der Konstituenten, aus denen sie bestehen, korrelieren. Wie in diesem Beitrag gezeigt wurde, finden sich aber genügend Idiome, deren Bestandteilen relativ selbständige semantische Repräsentationen zugeordnet werden können. Auf die Frage, ob die Semantik von Idiomen nichtkompositionell ist, muss also eine differenzierte Antwort gegeben werden. Bestimmte Idiome sind wirklich nichtkompositionell in dem Sinn, dass sich ihre Bedeutung in keiner Weise aus den Bedeutungen ihrer Konstituenten ergibt. Andere dagegen sind kompositionell, allerdings nicht in produktiver, sondern in rezeptiver Hinsicht, d.h. bestimmten Konstituenten dieser Idiome können sozusagen post factum relativ autonome Bedeutungen zugeordnet werden, die mit den literalen Bedeutungen dieser Konstituenten nicht identisch sind und sich vielmehr aus der transparenten Strukturiertheit der Gesamtmetapher ergeben.

nicht rechtzeitig erkannt werden kann, da es noch verborgen ist.

Die semantische Kompetenz des Sprechenden gestattet ihm in diesen Fällen, das Idiom als Einheit zu verarbeiten und gleichzeitig seinen Konstituenten (d.h. den Konfigurationselementen dieser lexikalischen Einheit) Einzelbedeutungen zuzuordnen. In diesem Sinne unterscheiden sich die teilbaren Idiome nicht von sonstigen Wortkombinationen, weil die Verarbeitung der Sprache generell in ähnlicher Weise vor sich geht. Auch nichtidiomatische Kombinationen lexikalischer Elemente werden sowohl holistisch (als bedeutungstragende Konfigurationen) als auch elementweise verarbeitet. Bei der Bestimmung des Status eines Idioms in Bezug auf seine Dekompositionalität ist nicht Syntax, sondern Semantik primär. Die semantischen Besonderheiten, die für die Teilbarkeit des Idioms zuständig sind, basieren auf der Struktur der zugrunde liegenden Metapher. Man kann davon ausgehen, dass die Metapher eine innere Struktur hat, und zwar auf beiden Seiten: im Quellenbereich und im Zielbereich. Diese Strukturen können entweder auseinander gehen, dann handelt es sich um nichtteilbare Idiome, oder diese Strukturen können parallel sein: Das führt dazu, dass bestimmte Elemente der Metaphernquelle mit bestimmten Elementen des Zielkonzepts korrelieren, und daraus entsteht der Eindruck, dass die Einzelkonstituenten auch selbst etwas bedeuten. Demnach entscheidet die Bildkomponente über die Teilbarkeit und somit über manche Bereiche der Idiomsyntax. Die Teilbarkeit der semantischen Struktur des Idioms hängt von der Struktur der zugrunde liegenden Metapher ab. Die Metapher bewirkt also sowohl die Motivation des gesamten Idioms als auch seine Teilbarkeit.

Literatur

- Duden 11, 2002, Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten: Wörterbuch der deutschen Idiomatik, Mannheim etc.
- NUNBERG G., 1978, *The pragmatics of reference*, Bloomington.
- РАЈСНШТЕЈН: Райхштейн А.Д., 1980, *Сопоставительный анализ немецкой и русской фразеологии*, Москва.

Korrelationen zwischen Partikeln, Phraseologie und Parömiologie

Sowohl Partikeln (Pl) als auch Phraseologismen (Ph) und Sprichwörter (Sp) bilden charakteristische Komponenten des lexikalischen Systems, deren semantische Struktur erst aus dem Kontext erschließbar ist und eine starke idiomatische, pragmatische und emotionale Ladung besitzt. Der vorliegende Beitrag thematisiert die Korrelationen zwischen Pl, Ph und Sp und überlegenswert erscheint dabei die Rolle und Position der Pl innerhalb der phraseologischen und parömiologischen Konstrukte. Dabei wird versucht, auf semantisch-syntaktische sowie pragmatische Aspekte dieser Problematik einzugehen.

Pl, Ph und Sp bleiben nach wie vor sowohl ein beliebtes wie schwieriges Forschungsobjekt. Obwohl die Zahl kontrastiver Untersuchungen und speziell Anschlagwerke immer wieder wächst, bestehen noch viele offene Fragen in Bezug auf terminologische, typologische, syntaktische sowie semantische Beziehungen zwischen den zu erörternden Phänomenen. Neue Erkenntnisse in der Pragmatik wie in der Informationsstruktur bieten Ansporn, Bedeutung, strukturelle Entitäten von Wechselbeziehungen zwischen ihnen neu zu analysieren. Dabei drängt sich die Frage auf, was zentral bei der Analyse des aufgeworfenen Problems ist. Will man intralinguale Zusammenhänge auf der Ebene der Lexik in eine Korrelation bringen, soll zunächst ihre kurze Charakteristik dargestellt werden. Wesentlich ist dabei die Explikation des Bestandes und die Analyse der kommunikativ-situativen und der textspezifischen Faktoren.

Partikeln sind nichtflektierende Lexeme bzw. Wortarten, die sehr diverse Verwendung im Sprachsystem finden (Bußmann 1999:561). Modalpartikeln sind z.B. morphologisch nicht flektierbar, haben semantisch also nur eine geringe denotative Eigenbedeutung. Vom syntaktischen Gesichtspunkt aus sind sie keine Satzglieder, aber sie haben einen großen kommunikativen Stellenwert und fungieren als Indikatoren für ganze Sprechhandlungen. Diese Behauptung trifft auch auf die phraseologischen und parömiologischen Konstrukte zu (vgl. Diewald 1999, Fleischer 1997:198-205, Helbig/Kötz 1985:15, Thurmair 1989:2). In dieser Hinsicht sind sie den Ph und Sp ähnlich. Die Feststellung *Er war zu müde* wird durch die Modalpartikel *wohl* in eine Vermutung umgewandelt: *Er war wohl zu müde*. Sehen wir noch ein anderes Beispiel, das die Proposition der

Äußerung mit Pl und Ph deutlicher veranschaulicht: *Das Haus neu renovieren? Das ist doch doppelt gemoppelt. Was einmal sehr gut gesagt ist, muss noch einmal in der Optik gesagt werden. Das ist ja doppelt gemoppelt* (Duden 2002:155).

In Anlehnung daran soll in unsere Debatte die nachstehende Überlegung einbezogen werden: „Die reale Welt wird im Bewusstsein des Menschen in Form von Klassen außersprachlicher Phänomene repräsentiert, wobei jede dieser Kategorien mit einem bestimmten sprachlichen Zeichen verbunden ist. Diese Phänomenklassen haben, ebenso wie Wortfelder, keine klaren Grenzen. Sie überlappen sich, und dementsprechend kann mitunter ein und dasselbe Phänomen mit Hilfe von unterschiedlichen Wörtern und Wortgruppen bezeichnet werden“ (Kotorova 2007:39). An dieser Stelle wäre es angebracht zu fragen, welchen Stellenwert die Pl in Mehrwortverbindungen haben. Die deutsche Sprache verfügt über eine große Anzahl von festen formelhaften und routinemäßigen Pl, die mit unterschiedlichen Pl versehen sind und sich in der deutschen Sprachgemeinschaft seit längerer Zeit etabliert haben. Es handelt sich dabei vor allem um Grußformeln, Sprichwörter und idiomatische Wendungen, in denen Pl unterschiedliche illokutive Funktionen innehaben. Es wird daher den Lernern der deutschen Sprache dringend empfohlen, diese festen Sprachmuster sowie deren Gebrauchsregeln wie einzelne Vokabeln oder Wortkomplexe zu erlernen und anzuwenden. Außer Frage steht, dass viele Kommunikationsprobleme sich vor allem bei genauerem Hinsehen deswegen ergeben, weil die erlernten und erwarteten Muster nicht zusammenpassen. Sichtbar wird es z.B. bei ganz banalen Anlässen, seien es Bestellsprache in Restaurants, Bars, Gratulationen, höfliches Nachfragen oder Gesprächseröffnungen und -enden. Um nachzuweisen, dass Ph, Pl und Sp sich in verschiedenen Textsorten ergänzen, korrelieren und abdecken, kann in etlichen Fällen auf die fertigen Textprodukte zurückgegriffen werden: *Kann ich mal eine Maß Bier haben?; Bringen Sie uns mal drei Portionen Beefsteak!; Kann ich Ihnen noch einschenken? – danke, es reicht schon; Das haben sie aber wunderbar gemacht, meine Gratulation!; Könnten Sie mal die Tür schließen? Es zieht hier richtig durch; Hätten Sie denn was dagegen, wenn ich Sie mal gleich zum Mittagessen einlade; Kommen Sie doch rein!; Was wollen Sie denn trinken?* Dies betrifft auch ganz im Allgemeinen gehaltene Kommentare, Empörungs- und Erstaunensausrufe, die man mit diesen formelhaften Redewendungen zu Ausdruck bringen kann, z.B. *Da hört sich doch alles auf!; Dann gute Nacht; Das fehlte gerade noch!; So ist das Leben eben!; Es ist halt/eben so!; Es geht schon (in Ordnung)!; Das ist doch die Höhe!; Komm doch mal her!; Also doch!; Du kannst mir mal im Mondschein begegnen; Du kannst mich mal gerne haben; Das ist doch der Gipfel; Bei dir piepst's wohl; Wie komme ich denn dazu; Ich muss doch sehr bitten; Wo brennt'denn?; Was ist denn los?* (vgl. Fleischer 1997, Laskowski 2004). In den oben angeführten Beispielen ist es ersichtlich, dass die zur Diskussion gebrachten Lexeme dem Sprecher eine schlagfertige Reaktion auf die vorgefundene Situation in einem bestimmten Kontext erlauben und zugleich ihm die Zeit geben, eine abgewogene und adäquate Antwort in Gedanken aufzubauen, um sie demnächst zu äußern. Sie geben auch dem Gesprächspartner ein

Feedback, dass der Sprecher die konkrete Situation richtig eingeschätzt hat, was die Grundlage für ein eventuelles präzisierendes Gespräch darstellen kann. Die kommunikativen Formeln mit Partikeln stehen uns in bestimmten Situationen gebrauchsfertig zur Verfügung (Burger 1998:53, Fleischer 1997:239, 218-221, Stein 1995:232, Wotjak/Richter 1997:9). Man kann im Resultat der Untersuchung zu der Auffassung gelangen, dass innerhalb des phraseologischen Subsystems drei Gruppen zu erwähnen: Ph mit obligatorischen Pl, Ph mit fakultativen Pl und Ph, die als Pl und Pl, die als Ph gelten, auf die wir jetzt kurz eingehen.

Zur ersten Gruppe gehören Ph und Sp mit Pl, die integraler Bestandteil der Mehrwertverbindung sind, z.B.: *oh, aase nicht so mit dem Gänseschmalz!; das hört sich doch alles auf; alle heiligen Zeiten einmal; das fängt ja gut/toll/nett; du stellst dich ja an wie der Ochs beim Seiltantzen; keinen Ton, nicht mal Anton; nur halbe Arbeit machen; Es trifft ja keinen Armen; Das ist ja nicht wie bei armen Leuten; Da hört sich doch alles auf!; Das hört [sich] doch die Gemütlichkeit; Da hört sich doch Verschiedenes; Das ist gar kein Ausdruck; Du bist wohl als Kind zu heiß gebadet worden!; Es ist noch nicht aller Tage Abend; Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche; Arbeit schändet nicht; Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr; Da soll doch ein Donnerwetter dreinschlagen/dreinfahren*. Sprichwörter mit Partikeln als festen Konstituenten können auch als eine geistreiche Pointe eingefügt werden, um eine heiße Situation abzukühlen oder eine ernst erscheinende Lage von ihrer banalen Seite zu zeigen. *Doppelt genäht hält doch gut, oder?; Einen Kuss in Ehren mag ja niemand verwehren; Geld mach doch glücklich!* (eine freie Paraphrasierung); *Woanders wird auch nur mit Wasser gekocht* (vgl. Fleischer 1997, Röhrich/Mieder 1977).

Die zweite Gruppe umfasst Pl, die als Ph und Ph, die als Pl gelten. Bei manchen Wortverbindungen beobachten wir starke Stabilität, was charakteristisches Merkmal der Ph ist. Es gibt nämlich phraseologisierte Partikeln oder partikelhaftige Ph, in denen beide voneinander nicht getrennt werden können. Andernfalls geht die Bedeutung der gesamten Pl verloren. Dabei handelt es sich um einen idiomatisierten Partikelkomplex, der typische Entitäten des Phraseologismus aufweist (vgl. Helbig 1990:183, Zifonun et al. 1997:871). Diese Gruppe vertreten u.a. folgende Beispiele: *einzig und allein* = einzig, *etwa* – *nicht etwa*, *gerade* – *nicht gerade*, *nicht einmal*, *nicht zuletzt*, *nicht einmal*, *bei weitem* (*weitaus*). Die Pl unterliegen ähnlich wie Ph starken grammatisch-logischen Restriktionen. Die Pl *bei weitem* wird beispielsweise vor das Bezugswort gesetzt (Adjektiv, Adjektiv-Adverb oder Adverb im Komparativ oder Superlativ – der Komparativ wird meist gefolgt von *als* + Substantiv – oder *zu* + Adjektiv oder Adverb im Positiv). Sie dient der Steigerung und Intensivierung der im folgenden Adjektiv ausgedrückten Eigenschaft in der Bedeutung *wesentlich*, *viel*, *weit*: *Er ist bei weitem größer als sein Bruder*, *Er arbeitet bei weitem fleißiger als sein Bruder*, *Er besucht seine Eltern bei weitem*, *Sie besucht ihre Eltern bei weitem öfter als seine Großeltern* (vgl. Helbig 1990:235). Obwohl beide Pl *weitaus* und *bei weitem* häufig durch *viel* und *weit* ersetzbar sind, unterschei-

den sie sich von ihnen dadurch, dass sie vor dem Superlativ stehen können: *Er ist bei weitem am besten*, **Er ist viel am besten*, **Er ist weit am besten*. So wie *viel*, aber im Unterschied zu *weit*, stehen *weitaus* und *bei weitem* vor *zu* + Adjektiv: *Das Wetter ist jetzt weitaus/bei weitem zu warm*, *Das Wetter ist jetzt viel zu warm*, **Das Wetter ist jetzt weit zu warm*. Mindestens vor *zu* + Adjektiv oder Adverb unterliegt *weitaus* größeren Verwendungsbeschränkungen als *bei weitem*: **Er ist weitaus zu klug für diese Arbeit*, *Er ist bei weitem zu klug für diese Arbeit*, **Das Mädchen ist weitaus zu zart für diesen Sport*, *Das Mädchen ist bei weitem zu zart für diesen Sport* (Zifonun et al.1997:1211).

Die Reihenfolge der Abtönungspartikeln ist in Partikelkombinationen relativ fest geregelt. Am häufigsten ist die Kombination zweier Partikeln, es können aber auch mehr sein, z.B. *Das ist ja aber doch wohl eigentlich übertrieben*, *Du hast doch wohl nicht etwas Angst?* Doch, bloß nur in konditionalen wenn Sätzen, die durch die Partikeln als Wunschsätze interpretiert werden: *Wenn wir doch/bloß/nur schon zu Hause wären!*; *Er lässt mir einfach keine Ruhe, dass du diese gefährliche Arbeit übernommen hast* (Duden 2002: 630).

Ph mit fakultativen Pl bilden die dritte Gruppe der untersuchten Wortverbindungen, z.B. *dass es [nur so] eine Art hat*, *[immer] nur Bahnhof verstehen*, *[nicht] auf den Bäumen wachsen*, *Das ist [doch] kein Beinbruch*, *Das ist [nicht] mein Bier*, *[aber] ich bitte Sie!* – Ausruf der Entrüstung, des Protestes, *[noch] ein unbeschriebenes Blatt sein*, *Wo brennt [denn]?*, *Das geht [ja] wie's Brezelbacken*, *[aber] sonst geht's dir danke?*, *Das ist [doch/ja/schon] allerhand*, *das ist ein Aufwasch[en]*, *[das ist] schon [längst] um die Ecke*, *Das ist [doch] das Ende von weg!* („das ist unglaublich, unerhört“), *Rom ist [auch] nicht an einem Tag erbaut worden*, *Der Esel nennt sich [selbst] zuerst*, *Das Kind muss [doch] einen Namen haben*, *Das ist [doch] klar wie Kloßbrühe*, *Da kann man sich/kannst du dir [doch] nur an den Kopf greifen/fassen*, *Das es [nur so] kracht* („heftig, sehr stark, intensiv“), *Da/hier gibt es [gar] nichts zu lachen!* (vgl. Duden 2002).

In der Parole, also in der aktualisierten Sprache, realisiert man konkrete sprachliche Ausdrücke, in denen Ph mit Pl erweitert werden können, z.B. *Sauber, fast wie gelect, sieht es in dem riesigen Kuppelbau aus*; *Seine Frau sah immer aus wie Milch und Blut*; *Was ist los mit dir?*; *Du siehst ja aus wie der Tod von Basel*; *Dass er seine Sekretärin auf Reisen mitnimmt, spricht doch Bände*; *Stehen Sie doch nicht so da wie ein Fragezeichen*; *Die an den Chancen Interessierten aber wollen die Risiken nicht sehen und stecken den Kopf in den Sand*. Einige Alltagssituationen verlangen die Pl zur Verstärkung der Aussage zu verwenden, z.B. *Es ist schon nach zehn, Kinder husch, husch, husch ins Körbchen!* Die Pl können die Aussage verstärken, indem sie in der Ergänzung folgen, z.B.: *Wie sagte meine Mutter doch immer: Dreimal umgezogen ist so gut wie einmal abgebrannt*, *Du weißt doch: Borgen bringt Sorgen*, *Hier zeigt es sich wieder einmal: Übung macht den Meister*, *Du weißt doch: Viele Köche verderben den Brei*. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang, dass auch die Imperativformen des Deutschen durch unbetonte und betonte Pl oder Modalwörter oft im phraseologischen Bestand begleitet werden, die

nicht unbedingt in der direkten Nachbarschaft dieser Formen auftreten müssen, z.B. *was lauerst du denn, verdammt noch mal!, Leg dich doch endlich schlafen, Sieh doch mal, was sie für Beine hat, sagte er* (Markiewicz 2000:204).

Die Analyse lässt vermuten, dass zum Ausdruck des Resignativs außer den Imperativformen der 2. Pers.Sg./Pl. ergänzend bestimmte Pl obligatorisch gebraucht werden können. Im Deutschen treten hier aber auch andere Konstruktionen auf, vorwiegend mit finiten Verbformen, darunter mit Modalverben z.B. *Ach, soll's doch der Teufel holen, Du kannst mich mal* (Markiewicz 2000: 201). Ich bin mit Markiewicz's Ansicht konform, dass Resignativ vom Sprecher im Falle vergeblichen Überzeugens des Gesprächspartners von der Schädlichkeit der von ihm intendierten Tätigkeit geäußert wird, z.B. wenn sich der Sprecher umsonst bemüht, den Hörer vor dem Fahren mit der ausgeschlagenen Lenkung zu warnen, kann er seinen Hinweis auf eine Gefahr und zugleich seine Unzufriedenheit folgenderweise ausdrücken: *Na dann brich dir doch den Hals!* Dies lässt den eindeutigen Schluss zu, dass mit dieser Äußerung ein Warnungsversuch vonseiten des Sprechers als notwendige Vorbedingung verlangt wird, der in der Tat nicht direkt an die erwähnte Handlung anknüpft, sondern betrifft eine ganz andere. Auf diese Weise reagiert der Sprecher mit dieser Äußerung und er drückt seine Unzufriedenheit aus, dass auf seine Warnung nicht gehört wurde, dass seine Warnung durch den Hörer nicht befolgt wurde. So bringt er deutlich zum Ausdruck, dass seine Anstrengungen, die Handlung des Adressaten nicht auszuführen, nicht mehr gelten und dass die Handlungsmöglichkeit dem Adressaten selber zur Verfügung gestellt wird.

Für die Zwecke unserer Diskussion können wir uns der These von Zifonun et al. bedienen, nach der Pl wie Ph die Funktion modaler Satzadverbialia übernehmen können. Zu den assertiven Satzadverbialia gehören unter anderem Modalpartikeln (z.B. *bedauerlicherweise, glücklicherweise, zweifellos, zweifelsohne*) und Präpositionalgruppen wie *zum Glück, mit Sicherheit, ohne Zweifel, mit Notwendigkeit* (vgl. Zifonun et al. 1997:1127). Dazu zählt man solche Wortverbindungen wie *Gott sei Dank, zum Glück, mit Sicherheit* zu Modalpartikeln (Clement/Thümmel 1975:51). Zu den Rangierpartikeln gehören darüber hinaus *vor allem, vor allen Dingen, unter anderem, gewissermaßen, in erster Linie* (Clement/Thümmel 1975:85, 91) und als Lokalisationspartikeln gelten solche Wortverbindungen wie: *ab und zu, auf einmal, dann und wann* (Clement/Thümel 1975:17). Die besprochene Partikelgruppe besteht aus zwei Komponenten, die unzertrennlich sind. Sie bilden einen stabilen lexikalischen Kontext. Die Pl, die aus zwei Komponenten bestehen, haben wie Ph ihre eingliedrigen Äquivalente. Die Pl und Ph unterliegen auch konkreten Restriktionen, z.B. *Im Übrigen/überdies ist nicht möglich in Aufforderungen und in Ausrufen, * Sei im Übrigen pünktlich!, * Das ist im übrigen ein Sauwetter!*

Abschließend soll noch der Frage nachgegangen werden, inwiefern die der Analyse unterzogenen Lexeme Ähnlichkeiten und Unterschiede sowie Parallelen zueinander erkennen lassen. Im Ergebnis der Explikation und Exemplifikation der lexikalischen Sphären der Ph, Sp und Pl bin ich zur Schlussfolgerung gekommen, dass auf der

Ebene des untersuchten Gegenstandes mögliche Divergenzen und Konvergenzen zu betrachten sind. Den Ph, Sp und Pl sind folgende Eigenschaften gemeinsam: sie füllen Benennungslücken und haben einen starken pragmatischen Charakter. Sp sind Sätze, Ph können satzgliedwertig oder satzwertig sein, Pl dagegen können Konstituenten der Ph, Sp oder Sätze sein. Ph sind sui generis polylexikalisch, Pl können polylexikalisch sein, sie gestalten eine Aussage farbiger und einprägsamer, sie akzentuieren, betonen und pointieren sie und weisen semantische Idiomatizität und relative semantisch-syntaktische Stabilität auf. Sowohl Ph als auch Pl können homonym sein. Die Sätze mit Pl und Ph entsprechen im Wahrheitswert den Sätzen ohne Pl und Ph. Was die Pl jeweils dem Satz ohne Pl hinzufügen, sind Informationen anderer Art, die sich von Subklasse zu Subklasse der Partikeln unterscheiden, aber nicht die Wahrheitsbedingungen tangieren. Die Pl können wie Ph diverse Bedeutungen zum Ausdruck bringen, z.B. a) Forderungsmodus: *Rufen Sie doch mal die Universität an, die wissen das bestimmt*, b) Wunsch-Modus: *Wenn sie doch endlich käme*, c) Heische-Modus: *Man gebe ruhig etwas Cayenne-Pfeffer dazu*, d) Exklamativ-Modus: *Hat der vielleicht einen langen Bart!* (Zifonun et al. 1997:909). Pl und Ph können als lexikalische Einheiten gespeichert werden, sie eignen sich für wortspielerische Abwandlungen und Bedeutungswechsel, z.B. *Auch ein Rechtshänder kann zwei linke Hände haben, Man kann sich auch barfuss auf die Socken machen, Esel setzen oftmals aufs falsche Pferd, Übrigens sind manche Schlager wirklich der letzte Schrei*. Ansonsten zeigen sie interne und externe Bedeutungen auf. Deswegen sind sie hochfrequent in dialogischen Texten, z.B. Anekdoten: *Der Schauspieler und Theaterleiter Gustav Gründgens war für seinen schneidenden Spott bekannt. Als ihm ein junger Schauspieler vorsprach, störte ihn dessen Arroganz. Deswegen gab er folgendes Urteil ab. „Talent haben Sie, aber ihre Nase ist hinderlich“. „Was ist denn mit meiner Nase?“ - wollte der Bewerber wissen. „Sie tragen sie bei weitem zu hoch“.*

Da Ph und Pl einen festen lexikalisch-logischen Rahmen aufweisen, der sehr variable lexikalische Auffüllung erlaubt (z.B. *das will ich ganz deutlich/unmissverständlich... sagen*) und einen wortspielerischen Charakter haben, wovon viele Witze zeugen können, in denen idiomatische Wendungen in freier Bedeutung verstanden werden, bereiten sie große Translationsprobleme (Burger 1998:53), z.B. *Der Ober zum Bier trinkenden Gast. Warum schließen Sie denn beim Trinken immer die Augen? Der Arzt hat gesagt, ich soll nicht zu tief ins Glas gucken; Zwei Irren kaufen beim Schrotthändler ein Lenkrad und eine Hupe, laufen mit großem Brumm-brumm und Trara an die Tankstelle und verlangen Benzin. Der Tankwart fragt: bei euch ist wohl eine Schraube locker? Darauf der eine Irre böse: - Typisch für die heutige Schundarbeit! Kaum hat man ein neues Auto, schon fangen die Reparaturen an!* (Laskowski 2008:160-161, Wotjak 1999:51-52).

Zum Schluss dieses Beitrags sei noch verdeutlicht, dass nicht nur eine inkorrekte, situationsinadäquate Verwendung, sondern auch ein übermäßiger und übertriebener Gebrauch der in dieser Studie explizierten lexikalischen Einheiten negativ bewertet wird. Darüber hinaus gibt es auch zahlreiche kleine Übergänge in der Emotionalität

der lexikalischen Bildungen, die deswegen vielfach mehrere Interpretationen ihres Gefühlswertes und mögliche Verflechtung, Verzahnung und Inkorporierung einer Klasse in die andere zulassen. Aus diesem Grund kann man die Analyse dieser Thematik als approximativ und auch nicht abgeschlossen betrachten.

Literatur:

- BURGER H., 1998, *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*, Berlin.
- BUSSMANN H., 1999, *Lexikon der Sprachwissenschaft*, Stuttgart.
- DIEWALD G., 1999, Die dialogische Bedeutungskomponente von Modalpartikeln, in: Naumann B. (Hg.), *Dialogue analysis and the mass media*, Tübingen, S. 187-199.
- Duden 11. Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik, 2002, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- FLEISCHER W., 1997, *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*, Tübingen.
- KOTOROVA E., 2007, *Äquivalenzbeziehungen: Wort, Wortgruppe, Wortsystem. Eine vergleichende Studie Deutsch-Russisch*, Marburg.
- HELBIG G. / KÖTZ W., 1985, *Die Partikeln*, Leipzig.
- HELBIG G., 1990, *Lexikon deutscher Partikeln*, Leipzig.
- LASKOWSKI M., 2004, *Semantische und pragmatische Aspekte der deutschen und polnischen Phraseologie*, Zielona Góra.
- LASKOWSKI M., 2008, *Phraseologische Wortverbindungen in der Textsorte Witz*, in: Blanco C.M. (Hg.), *Beiträge zur Phraseologie aus textueller Sicht*, Hamburg, S. 153-173.
- MARKIEWICZ M., 2000, *Der Imperativ im Deutschen und Polnischen*, Kraków.
- RÖHRICH L. / MIEDER W., 1977, *Sprichwort*, Stuttgart.
- STEIN S., 1995, *Formelhafte Sprache. Untersuchungen zu ihren pragmatischen und kognitiven Funktionen im gegenwärtigen Deutsch*, Frankfurt am Main.
- THURMAIR R., 1989, *Modalpartikeln und ihre Kombinationen*, Tübingen.
- WOTJAK B., 1999, *Zu textuellen Vernetzungen von Phraseologismen am Beispiel von Sprachwitzen*, in: Fernández Bravo N./Beh I./Roziar C. (Hg.), *Phraseme und typisierte Rede*, Tübingen, S. 51-62.
- WOTJAK B. / RICHTER M., 1997, *Sage und schreibe. Deutsche Phraseologismen in Theorie und Praxis*, Leipzig u.a.
- ZIFONUN G. / HOFFMANN L. / STRECKER B., 1997, *Grammatik der deutschen Sprache*, Berlin.

*Greifen Sie mal wieder nach den Sternen!*¹
Formale und semantisch-pragmatische Aspekte der
Verwendung von Phraseologismen in Horoskop

Die Textsortenspezifität der festen Wortverbindungen ist in der Fachliteratur mehrmals betont worden. In den textphraseologischen Untersuchungen geht es um das Aufhellen des Zusammenhangs zwischen der Verwendung bestimmter Klassen von Ph [Phraseologismen] und Klassen von Texten sowie um die Herausarbeitung der Unterschiede in der Verwendung der Ph in verschiedenen Texten (vgl. Fleischer 1997:215). Dabei können unterschiedliche Ansätze und Interessen berücksichtigt werden.² Auch dem Gebrauch der Phraseologismen (Ph) in der Kurztextsorte Horoskop ist nachgegangen worden.³ Im Rahmen meiner Untersuchung beschäftige ich mich mit formalen und semantisch-pragmatischen Leistungen der Ph für die Textsorte Horoskop. In meinen Ausführungen gehe ich von einer weiten Auffassung des Begriffs Phraseologismus.⁴ Die Textsorte Horoskop erscheint beinahe in allen Unterhaltungsmagazinen. Eine große Beliebtheit der Pressehoroskope bestätigen repräsentative Umfragen, die vom Allensbacher Instituts für Demoskopie⁵ durchgeführt wurden, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann. Weil die Frauen die größte Gruppe der Horoskopleser sind⁶,

¹ BR 17/2002.

² Ich verweise an dieser Stelle auf Fleischer (1997:264-266), der eine detaillierte Übersicht der textphraseologischen Untersuchungen präsentiert.

³ Zu den Untersuchungen gehört die von Köster (1998) und die von Preußner (2002). An Textkorpora bieten die Autoren interessante Einsichten in den Forschungsgegenstand. Meine Untersuchung unterscheidet sich von den oben genannten im Umfang der untersuchten Ph, in der Quelle des Textkorpus und vor allem darin, dass mich andere Aspekte der textphraseologischen Forschung interessieren. Weil meine Recherchen in einigen Punkten die Ergebnisse der Untersuchungen der erwähnten Autoren bestätigen, werden diese hier, soweit es möglich ist, nicht wiederholt.

⁴ Ich vernachlässige die Diskussion über die Merkmale und Kriterien der Bestimmung der festen Wortverbindungen (Polylexikalität, Stabilität, Reproduzierbarkeit und Idiomatizität) und verweise auf die Fachliteratur, z.B. Burger/Buhofer/Sialm 1982 oder Fleischer 1997.

⁵ Mehr zu Ergebnissen der Umfragen s. Furthmann 2006:109-129.

⁶ Vgl. Furthmann 2006:110. Die Ergebnisse der Umfragen des Allensbacher Instituts für

ist es nicht verwunderlich, dass Horoskope nahezu in jeder Frauenzeitschrift zu finden sind.⁷ Das Korpus meiner Untersuchungen bilden 100 Pressehoroskope, die drei Wochenzeitschriften „FÜR SIE“ – FS (2004, 2005), „Journal für die Frau“ – JF (2005, 2006) und „Brigitte Das Magazin für Frauen“ – BR (2002-2005) entnommen wurden.

Das Horoskop stellt im eigentlichen Sinne eine Darstellung der größten und bekanntesten Himmelskörper unseres Sonnensystems zu einem Zeitpunkt dar. Der Begriff Horoskop hat sich jedoch auch für die Kurztextsorte eingebürgert, in der die Planetenkonstellation gedeutet wird. Bei Horoskopen handelt es sich um eine kommunikative Textsorte. Unter Berufung auf die erwähnten Sternkonstellationen und deren Deutung⁸ wird dem Textrezipienten die Zukunft vorausgesagt. Dadurch soll das menschliche Bedürfnis nach Erkunden der eigenen Zukunft befriedigt werden. Einerseits bieten die Horoskope eine praktische Hilfe bei der Bewältigung der alltäglichen Probleme und andererseits regulieren sie die Erklärung für Erfolge bzw. Misserfolge im täglichen Leben. Die Aufgabe der Horoskopschreiber, jeden Einzelnen individuell anzusprechen und zugleich eine breite Leserschaft zu erreichen, ist keine leichte Aufgabe. Diese Schwierigkeit ergibt sich daraus, dass der Textproduzent sowohl individualisierend als auch generalisierend vorgehen muss, um die Gültigkeit des Textes und dadurch seine Attraktivität für den Leser zu gewährleisten. Die Besonderheit der Textsorte Horoskop liegt in ihrer potenziellen sprachlichen Mehrdeutigkeit, Unbestimmtheit, Vagheit und Allgemeinheit.⁹ Die einzelnen Aussagen werden durch andere Formulierungen relativiert, generalisiert, auf unbekannte Bezugspersonen bezogen oder in einen speziellen Lebensbereich verlegt, um einerseits auf jeden einzelnen Leser zuzutreffen und eine breite Leserschaft anzusprechen. Furthmann spricht von Pseudoindividualisierung, die darin besteht, dass sich der Rezipient trotz der Allgemeinheit der Formulierungen persönlich angesprochen fühlt und etwas Persönliches erfahren möchte. „Die Formulierungen müssen so allgemein wie möglich und so persönlich wie nötig sein, eben darin besteht die Kunst der Horoskopproduktion“ (Furthmann 2006:142).

Die Texte der untersuchten Horoskope sind unterschiedlich lang und nach verschiedenen Referenzbereichen unterteilt, wie Gesundheit, Liebe, Beruf usw., nach Geschlecht des Empfängers (*für ihn, für sie*), nach Tendenzen (*positiv/negativ, gute/schlechte Nachricht*) und anderen Bezugspunkten (*das Ich, das Wir, das Mein*). Durch das Schlagwort in der Initialposition wird das Teilthema des Subtextes (*Gesundheit, Liebe, Beruf*) bestimmt und die inhaltliche Vorinformation (*Auszeit, Selbstzweifel, Skepsis, Bequemlichkeit*)

Demoskopie bestätigt z.T. meine Umfrage, die unter Studenten, Verwaltungsangestellten und wissenschaftlichen Mitarbeitern verschiedener Hochschulen durchgeführt wurde. Die Unterschiede ergeben sich wohl aus der Spezifik der befragten Probandengruppen.

⁷ Ein Beitrag zur Verwendung von Ph in Pressehoroskopen für Kinder und Männer in Vorbereitung.

⁸ Nach dem Motto: Die Zukunft liegt in den Sternen (BR 3/2005).

⁹ Diese Eigenschaften sollen an dieser Stelle hervorgehoben werden, weil sie mit den potenziellen Eigenschaften der Ph im engen Zusammenhang stehen.

zusammengefasst, der Referenzbereich und der Empfänger (*für sie, für ihn, das Ich, das Mein, das Wir*) genannt sowie die Bewertung und Beurteilung der jeweiligen Situation (*positiv/negativ, gute/schlechte Nachricht*) dargestellt. Gegliedert sind die Texte in 12 Subtexte, die den einzelnen Sternzeichen zugeordnet sind. Eine weitere Gliederung der Texte ist sehr unterschiedlich.¹⁰ Die Mehrdeutigkeit und Unbestimmtheit der Horoskope und dadurch eine beliebige individuelle Interpretation durch den Leser wird durch die Verwendung des sprachlichen Materials und durch sprachliche Phänomene gewährleistet. Dazu gehören unbestimmte Bezugspersonen (*man, jemand, eine Sie, ein Er, wenige, die anderen*), Zeitangaben (*in der nächsten Woche, demnächst*), modale Angaben (*vermutlich, wahrscheinlich, vielleicht*) und Modalverben (*könnte, sollte, dürfte* usw.) aber auch grammatische Strukturen wie Passiv- und Infinitivkonstruktionen sowie Formen des Futurs I. Der Eindruck, individuell angesprochen zu werden, wird durch grammatische Strukturen (z.B. Imperativformen, Infinitivkonstruktionen) und durch direkte Adressierung (*Sie* oder *Du*) garantiert. Texte stellen im Sinne der jüngsten textlinguistischen Forschung komplexe sprachliche Handlungen dar. Im Falle der Horoskope sprechen sie Behauptungen, Empfehlungen, Ermutigungen und Voraussagen aus. Will man genau bestimmen, welche der Handlungen der Horoskope dominant ist, so kommt man zum Schluss, dass Horoskope all die genannten Handlungen gleichzeitig implizieren. Ersichtlich wird es am folgenden Beispiel:

(1) **Stier**

Finanziell gehen Sie zur Zeit am Stock. Lassen Sie ihren Kopf nicht hängen. Kommt Zeit, kommt Geld – Beschreibung, Ermutigung, Voraussage (JF 3/2005).

Nach dieser Einleitung komme ich zum Hauptteil meines Beitrags, d.h. zu den einzelnen Fällen der Verwendung von Ph in Horoskopen¹¹. Der kommunikative Erfolg der Horoskope wird unter anderem, wie bereits erwähnt, durch die Verwendung bestimmter sprachlicher Erscheinungen garantiert. Schon ein kurzer Blick in ein Horoskop bestätigt die hohe Frequenz des Vorkommens von festen Wortverbindungen unterschiedlicher Klassen: Idiome, Routineformeln, Zwillingsformeln, feste Phrasen, Sprichwörter, Wellerismen, geflügelte Worte, Streckformen des Verbs und Kollokationen.¹² Wenn man die syntaktische Struktur und die Form der untersuchten Ph im Text ins Auge fasst,

¹⁰ Einige beinhalten am Textanfang oder im Haupttext stehende Äußerungen, wie *die schlechte Nachricht, die gute Nachricht* mit entsprechender Steigerung: *Die noch schlechtere Nachricht, Die nicht so gute Nachricht, die richtig gute Nachricht, Wort zum Sonntag, Hiobsbotschaft* usw., oder schlagzeilenartige Überschriften (*Bequemlichkeit, Spontaneität, Auszeit, Gelingen* usw.), auf die im Haupttext Bezug genommen wird.

¹¹ Aus Platzgründen können nicht alle Beispiele und auch nicht in ihrer ganzen Länge präsentiert werden.

¹² Aufgrund des umfangreichen Materials möchte ich mich nur auf die teil- und vollidiomatische Ph beschränken.

so lässt sich feststellen, dass sie in ihrer unmodifizierten als auch modifizierten Form verwendet werden.

- (2) **Löwe**
Beruf. Ihr Motto: Liebe gut, Job noch besser (BR 4/2005).
- (3) **Steinbock**
Jetzt haben Sie die Qual der Berufswahl. Nehmen Sie Ihr Schicksal in Ihre Hände. Wählen Sie aber nicht falsch! (FS 3/2004).
- (4) **Zwillinge**
[...] Jupiter und Saturn helfen Ihnen, unnötigen Kummer über Bord der Liebe zu werden. Sie müssen nur versuchen, loszulassen (JF 6/2006).

An den Beispielen sieht man, dass durch die Modifizierung (Erweiterung durch substantivisches Attribut) der usuellen Form *die Qual der Wahl haben* bzw. *etw. über Bord werfen* auf einen Referenzpunkt hingedeutet wird. In (2) und (3) ist es Beruf, in (4) Liebe. Auf Grund der Untersuchung ist jedoch festzustellen, dass die formalen Modifikationen der Ph, abgesehen von einigen Beispielen (3% der Belege), eher selten vorliegen. Die meisten Ph werden in ihrer unmodifizierten Form verwendet, was wohl daran liegt, dass die usuellen Formen polythematisch und -situativ sind und dadurch zur Unbestimmtheit und Vagheit beitragen, anders als die Modifikationen, z.B. Expansion, die die Bedeutung einengen, konkretisieren bzw. spezifizieren können und textgebunden wirken. Interessanterweise sind es gerade Sprichwörter, die oft abgewandelt werden, und zwar durch Substitution.

- (5) **Löwe**
Privat: Viele Misserfolge verderben die Laune (BR 14/2005).
- (6) **Skorpion**
Bekanntschaften. Alter Hass rostet nicht (BR 13/2005).
- (7) **Zwillinge**
Es ist nicht alles Liebe, was danach aussieht. Alles braucht halt seine Zeit (FS 23/2004).
- (8) **Schütze**
Neuer Job? Legen Sie sich ins Zeug, denn guter Anfang ist halber Sieg (JF 9/2006).
- (9) **Löwe**
[...] Kontrolle ist gut, aber Vertrauen ist besser (BR 17/2005).

Eine horoskopspezifische Verwendung der Ph ist ihre Häufung. Die gereihten Ph tragen zur Herstellung und Verstärkung der Textkonstitution bei und sichern die thematische Progression. Darüber hinaus dienen sie der Aufmerksamkeitssteigerung.¹³ Hier zwei Beispiele:

- (10) **Steinbock**

¹³ Ich verzichte aus Platzgründen auf die Diskussion der Häufung von Ph.

Ab nächste Woche sind Sie wieder im Spiel. Die Früchte ihrer Arbeit werden Sie auch demnächst ernten. Überlassen Sie es aber nicht dem Schicksal, denn ohne Fleiß kein Preis! (FS 3/2004).

(11) **Wassermann**

Auszeit. Ihnen platzt der Kragen? Sie wissen nicht, wo Ihnen der Kopf steht? Die Kollegen gehen Ihnen auf die Nerven? Kommen Sie aus Ihrem Schneckenhaus heraus! Am besten setzen Sie sich mit einer guten Freundin bei einem Glas Wein zusammen. Es hilft. Machen Sie Ihren Kummer Luft. Falls Sie in Urlaub gehen: Lassen Sie die Abenteuer- Trips. Nehmen Sie lieber einen spannenden Roman mit an den Strand und spannen Sie aus. Gönnen Sie sich eine Verschlaufpause! Sie haben es bitter nötig (BR 3/2005).

Ph sind durch die Möglichkeit gekennzeichnet, sich verschiedenen Kontexten anzupassen. Dies liegt in ihrer semantisch-pragmatischen Eigenart – der Polysituativität. Die semantische Unschärfe und Dehnbarkeit sowie Vagheit (vgl. Palm 1995:16), die vielen Ph eigen zugeschrieben sind, erlauben ihre Anpassung an beinahe jeden Kontext und gewährleisten „die Anschlussfähigkeit an unterschiedliche konkrete Lebenssituationen der Leser“ (Köster 1998:104). Die Interpretation der Aussage und somit die Aktualisierung bzw. Anpassung der Bedeutung kann vom Rezipienten individuell gesteuert werden. Ersichtlich wird dies an folgenden Beispielen:

(12) **Krebs**

Job. Ruhe vor dem Sturm. Passen Sie gut auf! (BR 21/2005).

(13) **Skorpion**

Liebe. Bleiben Sie am Ball. Es lohnt sich (BR 15/2005).

(14) **Stier**

Partnerschaft. Jetzt sind Sie am Zug, greifen Sie nach den Sternen! (BR 19/2005).

(15) **Jungfrau**

Liebe. Was nicht ist, kann ja noch werden. Nächste Woche sind Sie der Schmied Ihres Glückes (BR 18/2005).

Ohne den Referenzbezug (*Partnerschaft, Liebe, Job*) können die Ph beinahe in jeder Situation verwendet werden. Der Rezipient interpretiert die Bedeutung des Phraseologismus für seine „Zwecke“ und entsprechend seinen Lebenssituationen. Der Leser versucht seine Lage und sein Schicksal in der recht mehrdeutigen durch den Phraseologismus hergestellten Situation zu platzieren. Daraus wird ersichtlich, welche Rolle der sprachlichen Vagheit der Ph in der Textsorte Horoskop zukommt. Ein interessantes Beispiel liegt mit (16) vor:

(16) **Zwillinge**

Job. Ein neuer Chef passt Ihnen wie die Faust aufs Auge (BR 5/2005).

In dem Beispiel werden der Referenzbezug und ein neuer Sachverhalt zwar bestimmt, eine eindeutige Interpretation bleibt jedoch aus. Durch den Gebrauch des Ph *etw. passt*

wie die Faust auf Auge, der je nach Kontext in der Bedeutung von *etw. passt* oder *etw. passt nicht* gebraucht wird, wird die Unbestimmtheit der Äußerung noch verstärkt, weil der sprachliche Kontext nicht ausreichend für die Deutung des Sachverhalts ist. Die Mitteilung ist so formuliert, dass sie viele Leser einbezieht, die wiederum die Bedeutung entsprechend ihrem außersprachlichen Kontext und unterschiedlichen Lebenserfahrungen interpretieren.

Sprichwörter, die allgemein bekannte, festgeprägte Aussagen implizieren und Lebensregeln oder -weisheiten in prägnanter, kurzer Form ausdrücken, sind in Horoskopen oft zu finden. Diese festen sich auf das praktische Leben beziehenden Satzkonstruktionen mit lehrhafter Tendenz haben eine hohe didaktische Potenz. Sie stellen Warnung, Empfehlung, Argumentation, Mahnung und Rat dar. Aus dem Grund eignen sie sich für die Textsorte Horoskop, weil man auf der Suche nach Allgemeingültigkeit die Aussagen so formuliert, dass sie allen geläufige und allgemein gültige Lebensweisheiten widerspiegeln, was gerade mit Sprichwörtern treffsicher zu erreichen ist. Die Situationen werden erklärt, eingeordnet, beurteilt und neue Gegebenheiten werden vorausgesagt.

(17) **Schütze**

Privates. Gönnen Sie sich etwas Erholung. Fahren sie ins Grüne. Es gibt nichts Gutes, außer man tut es (JF 12/2006).

(18) **Zwillinge**

Bei Ihnen zu Hause fliegen die Fetzen. Das hat auch gute Seiten: Was sich neckt, das liebt sich (FS 20/2004).

(19) **Schütze**

Singles. Neue Partnerschaft. Nicht gleich aufgeben: Aller Anfang ist schwer (FS 20/2004).

Die Formulierungen und die Aussagen sind darauf angelegt, den Kern der Sache zu treffen und das Kind beim Namen zu nennen. Die auf den ersten Blick bildhaften und aussagekräftigen Formulierungen, die scheinbar keine Leerstellen enthalten, werden vom Rezipienten individuell entsprechend seinen Wünschen und Bedürfnissen ausgefüllt und ausgedeutet. Einerseits eine klare Adressierung und andererseits die Verwendung semantisch unschärfer Ph und vage Formulierungen über die Referenzen (Zeit, Personen) erlauben dem Rezipienten sich dem Dargestellten anzupassen und in das Vorhergesagte einzuordnen. Kann dies jedoch aufgrund der Erfahrungen nicht zutreffen, so muss sich der Leser neu orientieren und dadurch anpassen.

Kommen wir noch kurz zu den Funktionen der Ph in Horoskopen.¹⁴ Köster weist darauf hin, dass „die massive Häufung im Kleintext Horoskop die genaue Bestimmung von Funktionen nicht erleichtert – einige werden schlicht als Leeformeln betrachtet werden müssen“ (1998:106). In Übereinstimmung mit Preußner glaube ich jedoch, dass die zitier-

¹⁴ Eine detaillierte Zusammenstellung von 24 Funktionen präsentiert Preußner (2002:316) und zeigt an Beispielen, welche Funktionen Ph generell in Horoskopen haben können.

te Leerformelhaftigkeit vieler Ph auf ihre textsortenspezifische Funktion hinweist, „denn gerade dadurch, dass bei vielen Ph der Referenzgegenstand so weit gefasst ist, dass er letztlich nicht genauer identifizierbar ist, kann eine optimale Adressatenkompatibilität erreicht werden“ (Preußner 2002:315). Diese scheinbare Leerformelhaftigkeit besteht m.E. auch einerseits darin, dass Ph der Aufmerksamkeitsteigerung und dem Sprachspiel dienen und liegt andererseits in der vagen rezipientenorientierten semantisch potentiell umfangreichen und zugleich leeren mit Ph ausgedrückten Formulierung, die je nach Rezipient selbst präzisiert ausgedeutet wird. Ersichtlich wird es an folgenden Beispielen:

(20) **Skorpion**

Nach Misserfolgen kommen die fetten Tage, vielleicht auch Wochen. Sie haben viel vor. Tun Sie nicht so, als ob Sie nicht wüssten, wo der Barthel den Most holt. Man muss das Eisen schmieden, solange es heiß ist (JF 3/2006).

(21) **Krebs**

Jetzt oder nie! Machen Sie reinen Tisch! Nicht nur in der Beziehung. Zeigen Sie im Job Zähne, auch die scharfen, und machen Sie allen unmissverständlich klar, dass Sie auf Karrierekurs gehen. Ihr Motto für die Woche: Mal gewinne ich, mal verlieren die anderen. Gesundheitlich alles in Butter (FS 23/2004).

(22) **Stier**

Nichts übers Knie brechen. Sie fühlen sich beruflich oder privat an die Kette gelegt und sehnen sich nach mehr Unabhängigkeit. Doch Sie brauchen den sicheren Hafen mehr, als Sie glauben. Und der ist in Ihrer Nähe (JF 21/2006).

(23) **Stier**

Talent ist gefragt! Beweisen Sie, dass Sie sich, falls erforderlich, ins Zeug schmeißen und auf Samtpfoten daherkommen können – aber auch Meisterin darin sind, gute Miene zum bösen Spiele zu machen (JF 23/2006).

Unter semantisch-pragmatischem Aspekt ist es die semantische Unschärfe und Vagheit bei der Bezeichnung der Gegebenheiten die wichtigste Funktion der Ph in der Kurztextsorte Horoskop.

Eine weitere Funktion der Ph (Sprichwörter) ist die bereits erwähnte didaktische Funktion. Mit Hilfe von Ph wird gewertet und charakterisiert und erklärt, argumentiert, belehrt, ermutigt, geraten, empfohlen und ermahnt. Um die Allgemeingültigkeit zu bewahren, wird zusätzlich immer verallgemeinert, abgeschwächt und verschleiert.

(24) **Zwillinge**

[...] Finanzen. Borgen macht Sorgen (BR 11/2005).

(25) **Steinbock**

Beruf. Eigener Herd ist Goldes wert. Machen Sie sich selbständig! Zeug und Mut dazu haben Sie ja (FS 19/2004).

(26) **Krebs**

Keine halben Sachen. Ein Spatz in der Hand...ist auch keine Lösung! (FS 8/2004).

- (27) **Fische**
 [...] *Liebe gut, alles gut* (JF 11/2006).
- (28) **Zwillinge**
Jemand versucht Ihnen ein Bein zu stellen. Aber Sie stehen mit beiden Füßen fest im Beruf. Nicht die Bodenhaftung verlieren. Um Scheinerfolge zu vermeiden, sollen Sie einen kühlen Kopf behalten (FS 2/2004).

Phraseologische Bedeutung lässt sich je nach Leserkontext verschieden modellieren. Diese (natürlich) in bestimmten Grenzen „unklare und plastische“ Bedeutung trägt wesentlich zur Realisierung der Funktion der Generalisierung bei, die „dadurch präsent ist, dass der Phraseologismus die verallgemeinerte Situation bereits enthält“ (Preußner 2002:320). Die generalisierten und dadurch mehrdeutigen Formulierungen lassen sich verschieden interpretieren und individualisieren. Die Aussagen lassen viel Freiheit, sie zu entfalten und beinhalten genug Raum für individuelle Deutung durch den Einzelnen.

Ich fasse zusammen. Die Leistungen der Horoskope ergeben sich in ihrer optimalen Anpassung an die gegebene Kommunikationssituation. Der kommunikative Erfolg der Horoskope liegt darin, dass man aus Horoskopen herausliest, wann man will. Horoskope treffen fast immer zu, weil sie allgemeingültige Aussagen beinhalten. Die semantische Dehnbarkeit und potentielle Polyfunktionalität der Ph ermöglichen die Gewährleistung der Textkonstitution, sowohl der grammatischen als auch thematischen und pragmatischen. Darüber hinaus sind die semantischen Merkmale der Ph entscheidend bei der semantischen Gestaltung der Textsorte Horoskop, weil Phraseologismen wesentlich zum inhaltlich-unterhaltenden Mehrwert der Horoskope beitragen. Das Individuum hat das Gefühl, persönlich angesprochen zu werden und die auf ihn und nur auf ihn zutreffenden Beschreibungen zu lesen, obwohl diese in Wirklichkeit sehr allgemein gefasste generalisierende Formulierungen darstellen und eine Zusammenstellung von Eigenschaften und Angaben beinhalten, die durch die Unbestimmtheit der Referenzgegenstände gekennzeichnet sind und vage bleiben. Diese gezielt allgemein formulierten Aussagen, die das Bedürfnis und die Sehnsucht des Menschen nach der Erkenntnis der Zukunft ausnutzen, erzielen eine Illusion der Wirksamkeit und Gültigkeit der Horoskope.

Literatur

- BACHMANN-STEIN A., 2004, Horoskope in der Presse. Ein Modell für holistische Textsortenanalysen und seine Anwendung, Frankfurt am Main.
- BURGER H. / BUHOFER A. / SIALM A. (Hg.), 1982, Handbuch der Phraseologie, Berlin.
- FLEISCHER W., 1997, Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache, Tübingen.
- FURTHMANN K., 2006, Die Sterne lügen nicht: Eine linguistische Analyse der Textsorte Pressehorooskop, Göttingen.

-
- KÖSTER L., 1997, Phraseologismen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Kontrastives Vorgehen mit Hilfe der Textsorte 'Horoskop', in: *Das Wort. Germanistisches Jahrbuch 1997*, S. 283-308.
- KÖSTER L., 1998, Phraseolexeme in Horoskopen. Funktionale Analyse und didaktische Potenz dieser Textsorte für die Vermittlung von Deutsch als Fremdsprache, in: Wirrer J. (Hg.), *Phraseologismen in Text und Kontext*, Bielefeld, S. 97-120.
- KÖSTER L., 2007, Phraseme in populären Kleintexten, in: Burger H./Dobrovolskij D./Kühn P./Norrick N. (Hg.), *Phraseologie. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung/Phraseology. An International Handbook of Contemporary Research*. 1. Hbd., Berlin/New York, S. 308-312.
- PALM CH., 1995, *Phraseologie*, Tübingen.
- SKOG-SÖDERSVED M., 2004, Aus dem Leben eines Wassermanns – Phraseologismen im Dienste der Horoskope, in: Földes Cs. (Hg.), *Res humanae proverbiorum et sententiarum ad honorem Wolfgangi Mieder*, Tübingen, S. 287-294.

Usueller und kreativer Gebrauch der Idiome in Presseberichten und Pressekommentaren

1.

Aus den Unterschieden in der Funktion der journalistischen Textsorten resultiert auch die Wahl der sprachlichen Mittel, die am besten die jeweilige Funktion des Informierens oder des Meinungsbeeinflussens erfüllen sollen. Zu den sprachlichen Mitteln gehören auch Phraseologismen, deren textbildende Potenzen sich von Einzelwörtern unterscheiden. Zu nennen sind hier solche Eigenschaften der Phraseologismen, wie ihre semantische und syntaktische Teilbarkeit und ihre Expressivität (Fleischer 1982:216). Die „Verwendung bzw. Bevorzugung bestimmter phraseologischer Typen scheint [...] ein klares differentielles Merkmal von Texttypen zu sein“ (Burger et al. 1982:152). Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit der Verwendung der Phraseologismen in Pressekommentaren und Presseberichten. Er ist als Forschungsbericht über die Häufigkeit des Auftretens der Idiome und die Art und Weise ihrer Verwendung in den genannten Textsorten zu verstehen. Mit der textkonstitutiven Funktion der Phraseologismen haben sich u.a. folgende Autoren beschäftigt: Harald Burger (1982, 1998), Barbara Sandig (1988) Klaus Pilz (1991), Janusz Pociask (2007).

1.1.

Den Gegenstand der Untersuchung bilden phraseologische Einheiten, die meistens als Idiome, Phraseme oder Phraseolexeme bezeichnet werden. Diese lexikalischen Einheiten werden auch als Phraseologismen im engeren Sinne bezeichnet (vgl. Palm 1995) und sind charakterisiert durch: Polylexikalität – sie bestehen aus mehr als einem Wort und mindestens eine ihrer Komponenten ist ein Autosemantikon; Umdeutung (Idiomatizität) – ihre Bedeutung kann aus der Bedeutung ihrer Komponenten nicht erschlossen werden; Stabilität – die Elemente eines Phraseolexems sind relativ stabil miteinander verbunden, ein Phraseologismus fungiert als eine lexikalische Einheit, wird als solche auch im mentalen Lexikon gespeichert, woraus solche Eigenschaften wie Lexikalisierung und Reproduzierbarkeit folgen¹. Wird als ein weiteres Kriterium

¹ Zu den Kriterien vgl. auch Fleischer 1982:35ff., Burger 2002:392 und Dobrovol'skij 1995:48.

eingeführt, dass Phraseologismen Synonyme haben, von denen sie sich nicht im Denotat, sondern lediglich durch Expressivität unterscheiden, dann können wir Eigennamen und Grußformeln (wie z.B. *Guten Abend*) ausschließen. Eine strukturell-semantische Eigenart der phraseologischen Synonymie ist die Bedeutungsgleichheit bei strukturverschiedenen und -gleichen Einheiten (vgl. Černyševa 1981², hier nach Hecken 2003).

1.2. Usuelle vs. kreative Verwendung der idiomatischen Einheiten

Als usuelle Verwendung der idiomatischen Einheiten wird ihre Verwendung in Texten verstanden, in denen grammatische Veränderungen an den Komponenten unternommen werden, damit die Kohäsion des Textes hergestellt wird. Mit usuellen Varianten haben wir dann zu tun, „wenn sie in einem lexikographisch erfassten Spielraum erfolgen, in dem die phraseologische Bedeutung nicht verloren geht“ (Pociask 2007:67f., vgl. auch Burger et al. 1982:67), wie es folgende Beispiele ersichtlich machen:

- (1) *Frankreichs Außenminister Douste-Blazy hat angekündigt, dass die französischen Truppen nicht **auf lange Sicht** in Afghanistan bleiben würden* (FAZ 28.04.2007),
- (2) *Auch die Unternehmenssteuerreform **sei noch nicht in trockenen Tüchern**, gab Stoiber zu bedenken* (DW 24.04.2007).

Im Gegensatz zur usuellen Verwendung werden alle Abweichungen³ von der usualisierten Wörterbuchform der Einheit dem Bereich der kreativen Verwendung der idiomatischen Einheiten zugerechnet. Natürlich liegt dabei kein „abweichender“ Sprachgebrauch vor, sondern eine typische Erscheinung der Verwendung einer idiomatischen Einheit (vgl. Barz 1986:322). Die Gründe für die kreative Verwendung idiomatischer Einheiten können verschiedenartig sein. Dies kann einerseits im Interesse der Erhöhung des Rezeptionsanreizes, der Verstärkung von Aussagen, der Informationsverdichtung, des Erreichens eines bestimmten wortspielerischen Effekts liegen und andererseits der Anschaulichkeit, der Expressivität oder auch der Nomination dienen (vgl. Barz 1986:322, Wotjak 1992:101 und Pociask 2007:69).

1.3. Funktion der analysierten journalistischen Texttypen

Berichte informieren über Ereignisse und ihren gesellschaftlichen und politischen Kontext. Kommentare drücken die Meinung des Journalisten aus, sollen zum Nachdenken oder Umdenken bewegen (mehr dazu vgl. Schröder 2003 und Lüger 1995). Die Funktionen der jeweiligen Textsorte werden als Textsortenstil realisiert, also „die

² Černyševa I., 1981, Das phraseologische System und seine semantischen Kategorien (an deutschem Material), in: Jaschke H./Burger H. (Hg.), Reader zur sowjetischen Phraseologie, Berlin/New York.

³ Mit Abweichungen meine ich keinen unabsichtlichen fehlerhaften Gebrauch der idiomatischen Einheiten.

konventionellen Möglichkeiten, eine Textsorte mit ihrem sozialen Zweck und ihrer Struktur zu realisieren“ (Sandig 1988:389).

2. Untersuchung

2.1. Annahmen

Aus der Funktionsanalyse der Textsorten Pressebericht und Pressekommentar, sowie aus der Analyse der textkonstitutiven Funktionen der idiomatischen Einheiten wird geschlussfolgert, dass der Gebrauch der idiomatischen Einheiten in meinungsbetonten Textsorten kreativ ist, d.h. es wird erwartet, dass in den Pressekommentaren mehr Häufungen und Modifikationen, sowie Ambiguierungen auftreten, als in den Presseberichten. Zitate werden dagegen verwendet, wenn die Exaktheit der Informationswiedergabe unterstrichen werden soll, was eher der Funktion der Berichte entspricht. Demgemäß wird auch erwartet, dass idiomatische Einheiten in Redewiedergabe häufiger in Presseberichten festzustellen sind als in Pressekommentaren.

2.2. Methode der Untersuchung

Untersucht wurden insgesamt 130 Artikel (Berichte und Kommentare) aus drei überregionalen Tageszeitungen: „Die Welt“ (DW), „Süddeutsche Zeitung“ (SZ), „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (FAZ), und einer regionalen, nämlich aus „Berliner Zeitung“ (BZ). In den Artikeln wurden die idiomatischen Einheiten festgestellt und qualifiziert. Geprüft wurde, wie viele von ihnen in Zitaten auftreten, ob idiomatische Einheiten modifiziert sind und wie oft Häufungen von idiomatischen Einheiten vorkommen. Die Ergebnisse wurden getrennt für beide untersuchten Textsorten gewonnen und anschließend miteinander verglichen.

2.3. Ergebnisse

2.3.1. Häufigkeit des Vorkommens der idiomatischen Einheiten

In Pressekommentaren treten phraseologische Einheiten viel häufiger auf als in den Presseberichten. Sie bilden in Kommentaren 2%, während in Berichten nur 0,73% der Wörter (vgl. Misiek 2008).

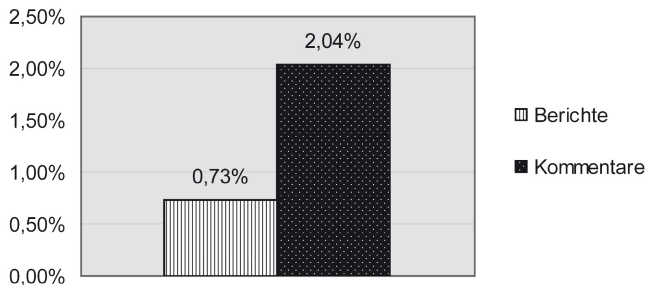
2.3.2. Vorkommen der idiomatischen Einheiten in Redewiedergabe

In Presseberichten treten phraseologische Einheiten sehr oft in Zitaten auf (sowohl als direkte, als auch indirekte Rede). Mehr als jede dritte phraseologische Einheit in Berichten tritt als Redewiedergabe auf, z.B.:

- (3) „Jedes Mal, wenn die Umfragen in den Keller gehen, dann **struckts im Gebälk**“, sagte Söder der WELT (DW 26.04.2007),

- (4) *Auch die Unternehmenssteuerreform sei noch nicht **in trockenen Tüchern**, gab Stoiber zu bedenken* (DW 24.04.2007),
- (5) *in Rekrut habe allerdings „**Rotz und Wasser geheult**“, sagte der Zeuge, der während der Übung nach eigenen Aussagen selbst keine Verletzungen oder starke Schmerzen erlitt* (DW 26.04.2007),
- (6) *Er sieht die Maut als Beitrag zum Klimaschutz: New York sei „**auf Kollisionskurs mit der Umwelt**“* (DW 24.04.2007),
- (7) *Die Bundesregierung wolle, „**nichts über das Knie brechen**“, sagte Regierungssprecher Ulrich Wilhelm* (SZ 24./25.05.2008).

idiomatische Einheiten in deutschen Presstexten



In Pressekommentaren werden idiomatische Einheiten nur selten zitiert (es wurden nur zwei Beispiele bei insgesamt 52 idiomatischen Einheiten gefunden).

2.3.3.

Modifizierte Phraseologismen treten viel häufiger in Pressekommentaren als in Berichten auf. In Kommentaren sind fast 20% der idiomatischen Einheiten modifiziert, während in Berichten nur 3%, z.B.: Grammatische Modifikation (Steigerung einer adjektivischen Komponente von *fest im Sattel sitzen*)

- (8) *Noch Ende vergangener Woche sah es so aus, als **säße** Siemens-Chef Klaus Kleinfeld **fester** denn je **im Sattel*** (BZ 26.04.07),

Expansion von *seinen Fuß irgendwohin setzen* oder von *Kreide fressen*

- (9) *Irakische Sicherheitskräfte hatten Angst, auch **nur einen Fuß in das Viertel zu setzen*** (DW 23.04.2007),
- (10) *Schien es doch zunächst ganz so, als habe **der sächsische Wolf preußische Kreide gefressen*** (DW 24.04.2007),

Kontamination von *für den Fall, dass...* und *auf alle Fälle*

- (11) *Europa muss die Sicherheit besitzen, organischer Teil der atlantischen Welt zu sein – **für jeden Fall der Fälle**. Nur dann lässt sich verhindern, dass Panik ausbricht, wenn der Iran die Bombe hat, al-Qaida Europa aufs Korn nimmt und sunnitische Staaten bei der Atomrüstung nachziehen* (DW 24.04.2007),

Substitution von *im Gebälk knistern/krachen* oder von *die Tür für etwas offen halten/offene Türen einrennen*

- (12) *„Jedes Mal, wenn die Umfragen in den Keller gehen, dann **struckts im Gebälk**“, sagte Söder der WELT* (DW 26.04.2007),
- (13) ***Die Tür zur Debatte war offen**, bevor die CSU **hindurch stürmte*** (SZ 24/25.05.2008), Ambiguierung (Aktualisierung sowohl der idiomatischen Bedeutung als auch der wörtlichen Bedeutung der freien Wortgruppe *heiße Luft*)
- (14) *Oft hört man, es sei fantastisch und zeuge von der Kreativität und Flexibilität des Kapitalismus, wenn jetzt der „Klimaschutz“ in Form von Milliardeninvestitionen in teure „erneuerbare“ Energien und des Handels mit Emissionsrechten für Industriekonzerne, Private-Equity-Firmen und internationale Pensionsfonds zum großen Geschäft wird. (...) Solche Geschäfte mit **heißer Luft** wären das Letzte, das mich von den Vorteilen des Kapitalismus und der liberalen Demokratie überzeugen könnte* (DW 23.04.2007).

2.3.4. Häufungen (Reihungen) der idiomatischen Einheiten

In den analysierten Texten wurden insgesamt neun Häufungen von idiomatischen Einheiten gefunden, davon acht in Pressekommentaren und eine (als Zitat) in einem Bericht aus „Die Welt“ (vgl. *in den Keller gehen* und *im Gebälk knistern/krachen* im Beispiel 12). Bei den meisten handelt es sich um ein Nacheinanderfolgen von idiomatischen Einheiten, ohne dass sie miteinander semantisch oder syntaktisch verbunden sind, z.B. *auf lange/weite/kurze Sicht* und *die Flagge zeigen* in

- (15) *Die US-Raketenabwehr in Europa ist kein militärisches, sondern ein politisches Projekt. Washington fürchtet, die EU werde **auf mittlere Sicht** als Bündnispartner ausscheren, wenn die USA nicht rechtzeitig **die Flagge zeigen*** (DW 26.04.2007),

bei der Stange halten und *jemanden auf jemandes Seite ziehen* in

- (16) *Für die Kandidaten in der Stichwahl um das Amt des französischen Staatspräsidenten gibt es in den nächsten Tagen nur noch ein Ziel: die eigenen Truppen **bei der Stange zu halten** und schwankende Wähler der Mitte **auf ihre Seite zu ziehen*** (FAZ 28.04.2008),

im Eifer des Gefechts und *etw. aus den Augen verlieren* in

- (17) *Man kann nur hoffen, dass sie **im Eifer des Gefechts** nicht die große Reform **aus den Augen verlieren*** (DW 24.04.2007),

zu Werke gehen und Tränen in die Augen treiben in

- (18) *Beide Male **ging** sie ohne eine Spur jener Republiknostalgie **zu Werke**, die selbst Helmut Kohl zuweilen **Tränen in die Augen trieb*** (DW 24.04.2007),

sowie für den Fall, dass.../auf alle Fälle und jdn./etw. aufs Korn nehmen im Beispiel (11).

Manchmal handelt es sich nicht um eine bloße Reihung von idiomatischen Einheiten, sondern um deren semantische, syntaktische bzw. semantisch-syntaktische Verknüpfung. Als Beispiel für eine semantische Verknüpfung von *große Worte (machen)* und *über die/jds. Lippen kommen/gehen* gilt

- (19) *Wie **gingen** der Kanzlerin doch **große Worte flüssig über die Lippen!*** (SD 24./25.05.2008).

Im Beispiel (20) kommt es nicht nur zu einer syntaktischen Verknüpfung von idiomatischen Einheiten (*faules Ei, jdm. etw. unter die Nase reiben, jdm. etw. ins Nest legen*), sondern auch zu einer thematischen, und zwar auf beiden Bedeutungsebenen, d.h. verknüpft wird die phraseologische Bedeutung, aber auch die Bedeutung der freien Wortgruppe, wodurch die Bildlichkeit der Aussage stärker zum Ausdruck kommt:

- (20) *Und wieder dürfte es einige Unionspolitiker geradezu jucken, der SPD und den Grünen **ein faules Eis unter die Nase zu reiben**, das ihnen Schily **ins Nest gelegt hat*** (FAZ 28.04.07).

Und im Beispiel (13) werden beide idiomatischen Einheiten (*die Tür für etw. offen halten* und *offene Türen einrennen*) vor allem syntaktisch verbunden, aber gleichzeitig können wir von einer Kettenbildung sprechen.

3. Resümee

Die durchgeführte Analyse der Presstexte hat gezeigt, dass idiomatische Einheiten – den Erwartungen und Textsortenfunktionen gemäß – nicht nur häufiger in Pressekommentaren als in Presseberichten gebraucht werden, sondern sie werden in Kommentaren auch oft kreativ gebraucht. In Berichten gehören sie aber oft zu Redewiedergabe. In diesem Sinne können wir auch von textsortenkonstitutiver Funktion der Phraseologismen sprechen.

Literaturverzeichnis

- BARZ I., 1986, Probleme der phraseologischen Modifikation, in: *Deutsch als Fremdsprache* 23, S. 321-326.
- BURGER H., 1998, *Phraseologie: Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*, Berlin.
- BURGER H., 1999, *Phraseologie in der Presse*, in: Fernandez Bravo N. (Hg.): *Phraseme und typisierte Rede*, Tübingen, S. 77-90.
- BURGER H., 2002, Die Charakteristika phraseologischer Einheiten: Ein Überblick, in: Cruse D.A. u.a. (Hg.), *Lexikologie: ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen*, Berlin, S. 392-401.
- BURGER H. / BUHOFFER A. / SIALM A., 1982, *Handbuch der Phraseologie*, Berlin/New York.
- DOBROVOL'SKIJ D., 1995, Idiome in Text und mentalem Lexikon, in: Baur R./Chlosta Ch. (Hg.), *Von der Einwortmetapher zur Satzmetapher. Akten des Westfälischen Arbeitskreises Phraseologie/Parömiologie*, Bochum, S. 55-81.
- FLEISCHER W., 1982, *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*, Leipzig.
- HECKEN A.E., 2003, „Weiter im Text“ – zu den kommunikativ-pragmatischen Funktionen von Phraseologismen in Texten. Ein Forschungsüberblick, in: *Ost-West-Linguistik (OWL)*. Band 2 (http://viadrina.eu-frankfurt-o.de/%7Eowl/2_hecken/index.html).
- LÜGER H.-H., 1995, *Pressesprache*, Tübingen.
- MISIEK D., *Phraseologismen in deutschen und polnischen Meldungen, Berichten und Kommentaren. Eine quantitative Analyse*, in: Korhonen J./Mieder W./Pirainen E./Piñel R. (Hg.), *Europhras 2008, Beiträge zur internationalen Phraseologiekonferenz vom 13.-16.08.2008 in Helsinki*, S. 325-333.
- PALM CH., 1995, *Phraseologie. Eine Einführung*, Tübingen.
- PILZ K.D., 1991, *Phraseologie in der (regionalen) Tageszeitung*, in: Palm Ch. (Hg.), *Europhras 90. Akten der internationalen Tagung zur germanistischen Phraseologieforschung*, Uppsala, S. 181-209.
- POCIASK J., 2007, *Zu Status und Funktion der idiomatischen Einheit in Presstexten*, Frankfurt am Main u.a.
- SANDIG B., 1988, *Stilistische Funktionen verbaler Idiome am Beispiel von Zeitungsglossen und anderen Verwendungen*, in: *Europhras 88. Phraséologie Contrastive. Actes du Colloque International*, Klingenthal/Strasbourg, S. 387-400.
- SCHRÖDER T., 2003, *Die Handlungsstruktur von Texten. Ein integrativer Beitrag zur Texttheorie*, Tübingen.
- WOTJAK B., 1992, *Verbale Phraseolexeme in System und Text*, Tübingen.

Spiel- und Sportmetaphern in politischen Meinungsartikeln der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“

1. Einleitung

Metaphern sind ein wichtiges Werkzeug der Journalisten, die mit ihrer Hilfe das politische Leben zu erklären versuchen. Häufig werden sie in politischen Meinungsartikeln eingesetzt, die, in der Fülle von Informationen, mit denen man heutzutage konfrontiert wird, eine immer größere Rolle spielen. Meinungsartikel kommentieren, bewerten und interpretieren, d.h. sie äußern Meinungen. Gegenstand dieses Beitrags bilden Spiel- und Sportmetaphern aus den politischen Meinungsartikeln der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. Zielsetzung der Untersuchung ist, die in dem untersuchten Korpus vorkommenden Spiel- und Sportmetaphern aufzufinden, ihre Funktionen in dem Text zu bestimmen und die Nähe zwischen dem politischen Leben und dem Spiel und Sport zu erklären.

2. Grundzüge der politischen Meinungsartikel und ihr Stellenwert in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“

2.1. „Frankfurter Allgemeine Zeitung“

Die überregionale Tageszeitung „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (FAZ) gehört zu den besten Zeitungen der Welt und nimmt in Weltranglisten großer Zeitungen stets vordere Plätze ein. Der Brite John Sanford beurteilt das Blatt äußerst positiv und ist der Ansicht, bei der FAZ handele es sich um „die prestigereichste Tageszeitung der Bundesrepublik, die infolge ihrer Seriosität und Gründlichkeit internationale Reputation“ (Sanford 1976:211 zit. nach Fischer 1987:30) genieße. Die FAZ sieht sich selbst als ein Meinungsblatt, dessen wichtigste Aufgabe die Bildung der sog. öffentlichen Meinung ist. Um Meinungsbildung zu betreiben, strebt das Blatt eine vorurteilsfreie Darstellung der Tatsachen an. Die FAZ möchte nicht nur Nachrichten vermitteln, sondern auch Ereignisse analysieren und interpretieren (vgl. Dohrendorf 1990:15).

2.2. Merkmale der Meinungsartikel

Meinungsartikel gehören zum festen Bestandteil einer Zeitung. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie eine Stellung zu bestimmten Themen einnehmen. Die meinungsbetonten Darstellungsformen bereiten Ereignisse und Themen für den Leser auf. Sie provozieren ihn zum Nachdenken, zur eigenen Meinungsbildung und liefern ihm Argumente für eine Diskussion. Der Leser wird aber auch mit dem Standpunkt des Journalisten, sogar der ganzen Redaktion bekannt gemacht. Nicht selten versucht der Textproduzent, die von ihm eingenommene Position auf den Rezipienten zu übertragen. (vgl. Pürer 1996:178, Mast 2004:303, La Roche 1999:151). Mast sieht die Meinungsbeiträge als übergeordneten Begriff für wertende Formen der Darstellung an. Zu ihnen zählt sie folgende Textarten: Kommentar, Leitartikel, Glosse, Kritik und Rezension sowie Kolumne und Karikatur (vgl. 2004:303). Da sich das Untersuchungskorpus des folgenden Beitrages aus solchen politischen Meinungsartikeln wie Glosse, Leitglosse und Leitartikel zusammensetzt, werden nur diese meinungsbetonten Darstellungsformen näher vorgestellt.

2.2.1. Glosse

Als Glosse bezeichnet man einen kurzen, pointierten Meinungsbeitrag zu einer Nachricht des Tages. Der Themenkreis der Glosse ist unbegrenzt. Sie behandelt leichte, witzige aber auch ernste, weltpolitische Themen sowie lokale Ereignisse. In einer Glosse werden Randaspekte eines Themas aufgegriffen und als Aufhänger für grundsätzliche Zusammenhänge benutzt. (vgl. Schlüter 1996:156, Mast 2004:306-307, La Roche 199:154-155). Charakteristisch für die Glosse ist der Gebrauch der Ironie. Durch ihren Einsatz drückt der Autor keine ernste Meinung in Bezug auf den Textgegenstand aus, sondern eine „distanzierte-spöttische Modalität“ (Lüger 1995:137). Da die Glossen auch unterhalten, den Adressaten zum Lachen bringen möchten, werden besonders häufig Metaphern und Vergleiche, spöttische Anredeformen, idiomatische Ausdrücke, Sprichwort- und Gemeinplatz-Variationen sowie Wortspiele verwendet (vgl. Lüger 1995:138).

Die Glosse ist ein wichtiger und fester Bestandteil der FAZ. Präzise Informationen über die Bedeutung, die der Glosse in dieser Zeitung zukommt, vermittelte eine Mitarbeiterin der politischen Nachrichtenredaktion der FAZ: „Auf der ersten Seite finden Sie die Leitglosse [...]. Leitglosse und Leitartikel heißen so, weil sie auf der ersten Seite stehen und die beiden wichtigsten Ereignisse des Tages kommentieren. [...] Der Ausdruck Glosse wird bei uns übrigens in seiner ursprünglichen Bedeutung verwendet: Randnotiz, gelegentlich polemischen Inhalts. In anderen Zeitungen würde man Kommentar dazu sagen“¹. Die Glosse erscheint täglich auf der Titelseite der FAZ. Auch auf der letzten Seite des Politikprodukts befinden sich zwei bis drei Glossen. In

¹ Auszug aus der E-Mailkorrespondenz mit einer Mitarbeiterin der politischen Nachrichtenredaktion der FAZ vom 05.04.2006 und 06.04.2006.

ihnen werden „weitere wichtige Themen kommentiert“². Glossen lassen sich ebenfalls in dem Politikteil der Sonntagsausgabe (FAS) der FAZ links in der Rubrik „Meinung“ finden. Die rechts oben auf der ersten Seite der FAZ platzierte Leitglosse zielt darauf, „die Urteils- und Meinungsakzente über das Tagesgeschehen schnell und kräftig zu setzen“ (Fischer 1987:36).

2.2.2. Leitartikel

Nach französischem Vorbild entstand Anfang des 19. Jahrhunderts der Leitartikel – „ein urteilender, reflektierender Beitrag an der Spitze des Blattes, der sozusagen die Grundeinstellung der Zeitung wiedergab“ (Schönbach 1997:15 zit. nach Dohrendorf 1990:119). Der Leitartikel ist eine Stellungnahme zu einer bestimmten Nachricht, zu einem bestimmten Ereignis. Dabei behandelt er Themen, die nicht unbedingt tagesaktuell sind, aber einen klaren Zeitbezug zu Entwicklungen in der Gesellschaft aufweisen (vgl. Pfeil 1977:38, Mast 2004:305-306, Pürer 1996:178-179). Sein Ziel ist es, den Rezipienten zu einer Einsicht, einem Urteil und sogar zu einem entsprechenden Handeln zu bewegen (Schaber/Fabian 1964:9 zit. nach Roloff 1982:72), deshalb ist sein meinungsdeterminiertes Vokabular auffallend. Es werden häufig steigerbare Adjektive, hervorhebende Adverbien sowie umgangssprachliche Wendungen eingesetzt. Um den Rezipienten zum Lesen anzuregen, greifen Autoren öfters auf Sprichwörter, idiomatische Ausdrücke, Metaphern und Vergleiche zurück, die richtig eingesetzt zugleich das Verständnis der vermittelten Meinung fördern können (vgl. Mast 2004:311-312).

In der FAZ nimmt der Leitartikel eine sehr wichtige Position ein. Von seiner Vorrangstellung in der Zeitung zeugt seine Platzierung auf der Titelseite unter der Leitglosse. Damit ist die FAZ eines der wenigen Blätter, das den Leitartikel noch immer auf der ersten Seite veröffentlicht. Auch in der FAS „genau wie auf der ersten Politik-Seite [der FAZ] – nur in umgekehrter Reihenfolge – steht oben als sogenannter Leitartikel das wichtigste Thema vom Tage, darunter dann die Leitglosse“³.

3. Die Metapher in der kognitiven Metapherntheorie

Die kognitive Metapherntheorie erhebt die Metapher über die traditionelle Anschauung, sie sei lediglich ein Stilmittel der poetischen Sprache, hinaus. Ihre wichtigsten Vertreter sind Lakoff und Johnson, die einen Anstoß zu einer genaueren Betrachtung der Metaphern auf der Ebene von Sprache und Kognition geben. Sie sehen die Metaphern nicht als einen außergewöhnlichen Sprachgebrauch an, sondern als einen Teil unserer Alltagssprache: „Unser tägliches Konzeptsystem, nach dem wir sowohl denken als

² Auszug aus der E-Mailkorrespondenz mit einer Mitarbeiterin der politischen Nachrichtenredaktion der FAZ vom 06.04.2006.

³ E-Mailkorrespondenz mit einer Mitarbeiterin der politischen Nachrichtenredaktion der FAZ, vom 07.04.2006.

auch handeln, ist im Kern und grundsätzlich metaphorisch“ (Lakoff/Johnson 2000:11). Dabei werden der Metapher prinzipiell eine Wirklichkeitskonstruierende sowie eine Erklärungs- und Verständnisfunktion zugesprochen: „Das Wesen der Metapher besteht darin, daß wir durch sie eine Sache oder einen Vorgang in Begriffen einer anderen Sache bzw. eines anderen Vorganges verstehen und erfahren können“ (Lakoff/Johnson 2000:13), wobei unsere kulturellen und physischen Erfahrungen eine entscheidende Rolle spielen. Lakoff/Johnson unterscheiden drei Gruppen von konzeptuellen Metaphern: Strukturmetaphern, Orientierungsmetaphern und ontologische Metaphern. In dem vorliegenden Beitrag werden nur die im Textkorpus ermittelten Strukturmetaphern analysiert. Für diese Metapherngruppe ist charakteristisch, dass ganze, komplexe Erfahrungsbereiche durch andere, bekannte Erfahrungsbereiche konzeptualisiert werden.

4. Korpusmaterial

Das Untersuchungskorpus der vorliegenden Fallstudie umfasst 62 politische Meinungsartikel, von denen 58 der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und vier ihrer Sonntagsausgabe der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ entstammen. Das Textmaterial besteht aus Artikeln vom 31.10.2005 bis 14.11.2005. Die ermittelten Meinungsartikel stammen aus 14 verschiedenen Ausgaben der FAZ, darunter zwei FAS-Ausgaben. Jede Ausgabe der FAZ enthält eine Leitglosse sowie einen Leitartikel und zwei bis drei Glossen. Im Unterschied zu der FAZ werden in der FAS keine Glossen publiziert. Der Leitartikel, die Leitglosse als auch die Glossen sind keine individuellen Meinungen der Journalisten, sondern Kollektivmeinungen der FAZ, die die Haltung des Blattes widerspiegeln.

5. Analyse der Spiel- und Sportmetaphern

Die Analyse von politischen Meinungsartikeln der FAZ hat eine Vielzahl von Metaphern ergeben. Für die Beschreibung, Bewertung und Kommentierung von politischen Ereignissen werden häufig Metaphern aus dem Herkunftsbereich SPIEL und SPORT verwendet. Die Erfahrungen aus den kulturellen Bereichen SPIEL und SPORT dienen zur Projektion auf den Zielbereich der POLITIK. Aufgrund der semantischen Nähe der Bereiche SPIEL und SPORT und ihrer Überschneidungen werden sie in der vorliegenden Untersuchung nicht separat, sondern zusammen in einem Kapitel behandelt. Den Spiel- und Sportmetaphern liegt die Vorstellung eines Kampfes/Krieges zugrunde, bei dem einzelne Personen, ganze Formationen gegeneinander antreten, um zu siegen. So stehen auch beim Spiel und Sport der Wettbewerb und das Gewinnen im Mittelpunkt. Auch hier gelten bestimmte Regeln, die von den Teilnehmern befolgt werden sollten. Die Bereiche KAMPF und KRIEG – SPIEL und SPORT beeinflussen die Wahrnehmung des politischen Lebens. Da die Politik auch als ein Kräftemessen verstanden werden kann, bei dem die Politiker ihre Meinung durchzusetzen versuchen, wird dieser Bereich

mit Hilfe von Begriffen aus dem Konzept SPIEL und SPORT strukturiert. Baldauf (1997:186ff.) weist darauf hin, dass durch die Übertragung der Konzepte SPIEL und SPORT auf politisches Handeln, die Öffentlichkeit nur als Zuschauer begriffen und somit an einer Beteiligung an dem politischen Leben ausgeschlossen wird.

Das Metaphernkonzept POLITIK IST SPIEL/SPORT schlägt sich in dem Textkorpus in zahlreichen sprachlichen Instanzen nieder. Ein interessantes Beispiel liefert der folgende Satz:

*Die designierte Bundeskanzlerin **nahm** damit **den Ball auf**, den am Vortag der Bundespräsident ins politische **Spiel** gebracht hatte* (FAZ, 12.11.2005, S. 10)⁴. In diesem *politischen Spiel* treten auf einer Seite die für das Amt des Bundeskanzlers vorgesehene Politikerin Merkel und der Bundespräsident Köhler auf. Es wird auf den Deutschlandbesuch des chinesischen Staatspräsidenten Hu Jintao Bezug genommen, der an diesem *Spiel* auch teilnimmt. Mit der Übertragung von *den Ball aufnehmen* aus dem Bereich SPIEL/SPORT wird die von Köhler eingeschlagene Linie der deutsch-chinesischen Beziehungen gemeint. Hu hörte von Köhler, dass China die Menschenrechte einhalten soll. Diesen Gedanken der als *Ball* metaphorisiert wird, nimmt Merkel auf und ermahnt China zur freiheitlichen Entwicklung. In dem angeführten Textabschnitt erfüllen die Metaphern viele Funktionen⁵. Einerseits erfüllen sie eine ornamentale Funktion, indem sie den Text ausschmücken, andererseits eine wirklichkeitskonstruierende, da sie ein Spielszenario entwerfen, wodurch eine neue Wirklichkeit geschaffen wird. Darüber hinaus unterhalten die Metaphern den Leser, denn eine der Aufgaben eines Spiels ist die Unterhaltung der Zuschauer, womit sie sich in den Charakter einer Glosse einschreiben.

In dem Textkorpus lässt sich ein Beispiel dafür finden, wo mit einer Spielmetapher nicht das Gegeneinander der Teilnehmer ausgedrückt wird, sondern ihre Zusammenarbeit hervorgehoben wird: *Nun kommt es darauf an, was Union und SPD im täglichen **Zusammenspiel** aus diesem Gerüst machen – und wieviel Zeit sie sich und ihrer Kanzlerin dafür geben* (FAZ, 14.11.2005, S. 1). Der Metaphorisierung unterliegen nicht nur einzelne Politiker, die meistens als Mitstreiter konzeptualisiert werden, sondern auch ganze Staatenverbunde: *Kann sich „Europa“ eine so lange **Auszeit** leisten?* (FAZ, 9.11.2005, S. 1). Mit der Bezeichnung *Europa* wird die Europäische Union gemeint, die als eine sich im Spiel befindende Mannschaft konzeptualisiert wird. In Anspielung auf die Krise der EU

⁴ Bei dem Zitieren der Metaphern in ihren sprachlichen Umgebungen wird die Rechtschreibung der FAZ beibehalten. Alle Hervorhebungen in den angeführten Textauschnitten stammen von der Autorin des vorliegenden Beitrages.

⁵ Zu den Funktionen von Metaphern vgl. Bertau 1996, Rigotti 1994 und Schreckenber 1998. Bertau (1996:216-235) unterscheidet zwischen einer phatischen, katachretischen, epistemischen, illustrativen, argumentativen und sozial-regulativen Metaphernfunktion; Rigotti (1994:19-22) zwischen einer ornamentalen, evokativen und konstitutiven Metaphernfunktion; Schreckenber (1998:189) zwischen: einer informativen, meinungsbildenden und unterhaltenden Metaphernfunktion.

wegen der Ablehnung der EU-Verfassung in Frankreich, wird von dem Journalisten die Frage gestellt, ob sich die EU eine Pause bis zum Jahr 2007 erlauben kann, bis es in Frankreich wieder Präsidentschaftswahlen geben wird. Die zitierte Metapher erfüllt in diesem Leitartikel hauptsächlich eine meinungsbildende Funktion und provoziert den Leser zum Nachdenken. Aber auch ihre epistemische Leistung kommt zum Vorschein, denn die Metapher ermöglicht das Erfassen und Verstehen des Funktionierens der EU mit Hilfe von Begriffen, die auf elementaren Erfahrungen des Menschen basieren.

Als eine besonders ergiebige Quelle für Metaphern hat sich das Schachspiel erwiesen. Die Schachmetaphorik eignet sich gut als Metapher für politisches Handeln, weil sie psychische Stärke und eine gut durchdachte Strategie wiedergibt. In dem Untersuchungsmaterial wird aber betont, dass ein Plan nicht immer an das angestrebte Ziel bringt: *Ob die üblichen Placebos – der Austausch eines Regierungssprechers, das **Verschieben** eines Generalsekretärs auf einen Staatssekretärposten, eine **Rochade** bei den Ministern – dann noch eine Wirkung entfalten, ist ungewiß* (FAZ, 14.11.2005, S. 1). Ein weiteres Beispiel macht deutlich, dass bei der in dem Textkorpus eingesetzten Schachmetaphorik eher das Scheitern einer Taktik als ihr Aufgehen in den Vordergrund gerückt wird, womit eine negative Bewertung der Vorgehensweise der Politiker erzielt wird: *Die CSU hatte Stoiber nach der vorzeitigen Auflösung des Bundestages deshalb mehr oder weniger freie Hand gelassen, wie er seine bundes- und landespolitischen **Spielsteine** ordnen wollte. Zum Verhängnis droht ihm zu werden, daß er über Monate nicht davon lassen konnte, sie immer wieder zu **verschieben** – bis zu dem Tag, als er kurzerhand das **Spielbrett** umwarf* (FAZ, 7.11.2005, S. 1). In dem angeführten Textbeleg wird das politische Szenarium als ein Spielbrett dargestellt. Die Konzeptualisierung eines Politikers als Spieler und anderer Politiker aus seiner Partei als Spielsteine illustriert die in einer Partei herrschende Hierarchie, in der nur derjenige, der die wichtigste Position einnimmt, je nach seinem Wunsch, die Plätze der anderen wechseln kann. Auf diese Weise wird von dem Journalisten versucht, der Öffentlichkeit vor Augen zu führen, wie Politik betrieben wird.

Mit den Sportmetaphern wird auch kommentiert, welche Vorbereitungen getroffen werden müssen, um in der Politik aufzusteigen: *Bleibt er [Stoiber] bei seinem unsteten Kurs, könnte [...] die CSU [...] dem Vorsitzenden ihrer Landtagsfraktion, Hermann, der schon erste **Lockerungsübungen** im Stoiber-Mobbing absolviert, ein **Trainingsprogramm** verordnen – zur **Steigerung der Sprungkraft** in Richtung Staatskanzlei* (FAZ, 7.11.2005, S. 1). Interessant scheint auch zu sein, mit welchen Bezeichnungen ein Kreis von Politikern benannt werden kann. Es ist die Rede von einem *Kader* (FAZ, 7.11.2005, S. 1) und von einer *Riege der selbsternannten, potentiellen und tatsächlichen Meinungsführer in Europa* (FAZ, 9.11.2005, S. 1). Festzuhalten gilt, dass die ermittelte Sportmetaphorik sowohl Einzel- als auch Mannschaftsportarten umfasst. In ein und demselben Leitartikel wird sowohl ein Begriff aus dem Bereich Eishockey *politische[r] Befreiungsschlag* als auch aus dem Bereich des Ringens verwendet, wenn es heißt: *Noch ringen die Volksparteien* (FAZ, 2.11.2005, S. 1), womit auch Aggressivität und Härte des politischen Handelns mitzuteilen versucht wird.

6. Schlussfolgerungen

Die Untersuchung der politischen Meinungsartikel hat ergeben, dass die Journalisten der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ bei der Kommentierung und Bewertung der Politik häufig auf Spiel- und Sportmetaphern zurückgreifen. Die Metaphern aus diesen Bereichen sind gut geeignet, um politisches Handeln zu erklären. Die Konzeptualisierung der Politik mit Begriffen aus dem Konzept SPIEL und SPORT ist deshalb möglich, weil Rivalität Politikern und Sportlern gemeinsam ist. Die Spiel- und Sportmetaphorik kommt sowohl in Leitartikeln, Leitglossen als auch in Glossen vor, wo sie zu der Darstellung von innen- wie auch außenpolitischen Ereignissen eingesetzt wird. Die ermittelten Metaphern erfüllen viele Funktionen, wobei sie hauptsächlich der Persuasion und der Meinungsbildung der Öffentlichkeit dienen.

Literaturverzeichnis:

- BALDAUF C., 1997, Metapher und Kognition. Grundlagen einer neuen Theorie der Alltagsmetapher, Frankfurt am Main u.a.
- BERTAUF M., 1996, Sprachspiel Metapher. Denkweisen und kommunikative Funktion einer rhetorischen Figur, Opladen.
- DOHRENDORF R., 1990, Zum publizistischen Profil der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. Computergestützte Inhaltsanalyse von Kommentaren der FAZ, Frankfurt am Main u.a.
- FISCHER H., 1987, Beispielhafter Journalismus: Theodor-Wolf-Preisträger und deren Texte aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Ein Publizistisches Lesekompendium, Stuttgart.
- LA ROCHE W., 1999, Einführung in den praktischen Journalismus. Mit genauer Beschreibung aller Ausbildungswege; Deutschland, Österreich, Schweiz, München.
- LAKOFF G. / JOHNSON M., 2000, Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern, Heidelberg.
- LÜGER H., 1995, Pressesprache, Tübingen.
- MAST C. (Hg.), 2004, ABC des Journalismus. Ein Handbuch, Konstanz.
- PFEIL M., 1977, Zur sprachlichen Struktur des politischen Leitartikels in deutschen Tageszeitungen. Eine quantitative Untersuchung, Göppingen.
- PÜRER H. 1996, Praktischer Journalismus in Zeitung, Radio und Fernsehen. Mit einer Berufs- und Medienkunde für Journalisten in Österreich, Deutschland und der Schweiz, Konstanz.
- RIGOTTI F., 1994, Die Macht und ihre Metaphern. Über die sprachlichen Bilder der Politik, Frankfurt am Main/New York.
- ROLOFF E., 1982, Journalistische Textgattungen, München.
- SCHLÜTER H., 2004, Zeitungsjournalismus: Darstellungsformen, in: Pürer H./Rahofer M./Reitan C. (Hg.), Praktischer Journalismus. Presse, Radio, Fernsehen, Online. Inklusive CD-ROM mit journalistischen Beispielen, Konstanz, S. 139-160.
- SCHRECKENBERG S., 1998, Metaphern und ihre Leistung in politischer Berichterstattung und Kommentar. Analyse von Texten aus El Pais und ABC, in: Gil A./Schmitt C. (Hg.), Kognitive und kommunikative Dimensionen der Metaphorik in den romanischen Sprachen. Akten der gleichnamigen Sektion des XXV. Deutschen Romanistentages, Jena (28.9.-2.10.1997), Bonn, S. 187-213.

Somatische und emotionale Konzepte in der deutschen und polnischen Phraseologie am Beispiel des Konzeptes WUT

Der Beitrag ist ein Ausschnitt aus einer größeren Arbeit mit dem kontrastiv-translatorischen Charakter, in der präsentiert wird, dass sich die kognitiven Untersuchungsmethoden und der Vergleich ausgewählter Konzepte in zwei Sprachen bei der Suche nach adäquaten Entsprechungen im Übersetzungsprozess als sehr behilflich erweisen. Aus in Frage kommenden emotionalen Konzepten eignet sich unter anderem das Konzept WUT, um in zahlreichen Kinegrammen, Metonymien und Metaphern Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen dem Deutschen und Polnischen darzustellen. Für emotionale Konzepte ist die onomasiologische Vorgehensweise reserviert. Die ausgewählten Körperteile werden zwar als Bestandkonstituenten von Somatismen berücksichtigt, sie bilden aber kein Ausgangspunkt für die praktische Untersuchung. Die Bedeutung der ausgewählten Phraseologismen kommt nicht nur aus einsprachigen Wörterbüchern, sondern wird vor allem Parallelbelegen aus den zugänglichen Korpora (Mannheimer Korpus, DWDS-Korpus, PWN- und IPI PAN-Korpora) zusätzlich entnommen. Auf die Präsentation der Belege wird aus Platzgründen verzichtet. Aus dem gleichen Grund wird die Zusammenstellung der wissenschaftlichen Literatur ausgelassen, die eine theoretische Grundlage für diese Ausführungen bildet. Aus dem Text ist ersichtlich, dass es sich in diesem Fall um Werke von Lakoff/Johnson, Burger, Dobrovolskij und Piirainen handelt.

1. Kinegramme im Konzept WUT

Wut ist eine sehr heftige Emotion, die häufig in impulsiven und aggressiven Reaktionen sichtbar und zum Teil mit vegetativen Begleiterscheinungen verknüpft ist. Deswegen sind im Konzept WUT mehrere Kinegramme und symptomatische Metonymien zu nennen. Kinegramme beschreiben Körpervorgänge, die Wut begleiten und ausdrücken. Sie betreffen den Ausdruck der Stirn und des Mundes, werden auch mit Hilfe von Zähnen demonstriert und sprachlich formuliert, und darüber hinaus umfassen sie bestimmte Bewegungen der Füße und Fäuste. Diese konventionellen Verhaltensweisen

sind in beiden Kulturkreisen bekannt, obwohl die sprachlichen Ausdrücke, die mit ihnen zusammenhängen, sehr vieldeutig sein können.

Unter Kinegrammen präsentiert z.B. die Kollokation *die Fäuste ballen – zaciskać pięści* sowohl im Deutschen als auch im Polnischen – unabhängig von der sprachlichen Beschreibung der Gebärde – vor allem die emotionale Bedeutung ‚ohnmächtige, ratlose Wut‘. In beiden Sprachen sind semantische Parallelen zwischen dem besprochenen Kinegramm *die Fäuste ballen – zaciskać pięści* und dem konventionellen Ausdruck für die Geste *den Daumen/die Daumen drücken – trzymać kciuki* sichtbar. Der erste Phraseologismus wird nämlich auch als Zaubergebärde in Wirklichkeit oder in Gedanken ausgeführt, als ob er auf die Realität Einfluss hätte, Unheil abwenden könnte und zu erfolgreichem Handeln verhelfen mochte. Auf diese Weise mischt sich im sprachlichen Bewusstsein die eigentliche Körpersprache als Ausdruck der Gefühle mit der konventionellen Gestik, die verdeckte bzw. symbolische Handlungen bezeichnet, deren Sinn oft im Volksglauben zu suchen ist. Die besprochene Kollokation und zugleich ein Kinegramm *die Fäuste ballen* weist durch den erwähnten Synkretismus im Gebrauch – Ausdruck der Wut und Zaubergebärde – auf Schwierigkeiten in der emotionalen Interpretation der Kinegramme. Sie muss immer im Kontext erfolgen. Das deutsche Kinegramm *die Stirn runzeln bzw. falten oder furchen* signalisiert auch – abgesehen von der körperlichen Lesart – verschiedene Emotionen. Das erwähnte Kinegramm kommt z.B. nicht nur mit der einzigen Umstandsangabe *zornig* vor, sondern auch mit zahlreichen anderen, wie *erstaunt, verwundert, wissend, besorgt, angestrengt, amüsiert, verwirrt* und *angewidert*. Als Hauptemotionen, die mit dieser Bewegung zusammenhängen, gelten zwar Zorn und Verwunderung, aber sie weist ebenso auf Nachdenken, Anstrengung, Verwirrung, Besorgnis, Ekel, ja sogar auf Unterhaltung als Umstand oder Gefühlslage hin.

Das andere Kinegramm *den Mund verziehen – wykrzywiać twarz*, das mit dem Konzept WUT in beiden Sprachen lose zusammenhängt, beschreibt im wörtlichen Sinne den unangenehmen Gesichtsausdruck, der durch die Bewegung des Mundes zu einer Grimasse entsteht. Im Deutschen hat dieses Kinegramm auch andere umgangssprachliche Varianten: *einen schiefen Mund ziehen, ein schiefes Maul ziehen*, die in untersuchten Korpora noch seltener vorkommen. Es besteht auch eine deutsche Wort-für-Wort-Entsprechung für das polnische Kinegramm *wykrzywiać twarz*, in dem das Wort *Mund* durch das Wort *Gesicht (ein schiefes Gesicht ziehen)* ausgetauscht wird. Auch in diesem Fall wird weder die Gesichtsgrimasse noch mit ihr zusammenhängende Gefühle sprachlich präzise formuliert. Für den deutschen Phraseologismus *den Mund verziehen* finden sich nämlich im Korpus diverse Umstandsangaben, z.B. *spöttisch, verächtlich, höhnisch, weinerlich, drollig*, die auf verschiedene Gefühlslagen hinweisen. Kein einziger Beleg ist deutlich als Ausdruck der Wut zu interpretieren, obwohl Unzufriedenheit in vielen die übertragene Bedeutung des Kinegramms ausmacht.

Mit dem Körperteil *Faust* ist neben der geballten Faust noch ein anderer Ausdruck von Wut verbunden, einer, der ein Requisite benötigt – einen Tisch. Die Wendung *mit der*

Faust auf den Tisch schlagen – *uderzać pięścią w stół* bezeichnet energisches und oft aggressives Auftreten und Vorgehen und gehört in Presstexten zum festen Repertoire der politischen Gesten. Während das Ballen der Fäuste und das Schlagen auf den Tisch meistens mit übertragenen Bedeutungen zusammenhängen, kann das Stampfen der Füße in beiden Sprachen auch nur auf reine Bewegung der Beine hinweisen, die z.B. die Kälte verursacht oder Tanzregeln erzwingen. Darüber hinaus spielt aber in mehreren ausgewerteten Belegen der Ausdruck der Wut in Verbindung mit der Gebärde eine wichtige Rolle. Er kann als schweigsamer, zorniger oder drohender Ausbruch vorkommen oder auch den verbalen Protest in Form des Schreiens begleiten.

2. Synkretismus und „falsche Freunde“

Das Kinegramm *die Zähne blecken/zeigen/fletschen/weisen* wird am häufigsten als Folge der Wut verstanden und bedeutet eine aggressive Verhaltensweise, deren Bedeutung auf folgende Weise erfasst werden kann: ‚jmdm [heftig und unerschrocken] Widerstand leisten‘ (Duden 2002:891). Die Drohhaltung, bei der die Zähne bedrohlich gezeigt werden, ist Hunden und verschiedenen Raubtieren gemeinsam und wird auf Menschen übertragen. Der Vergleich verursacht, dass die Wendung meistens in zwei voneinander abhängigen Lesarten vorkommt: einerseits im wörtlichen Sinne in Bezug auf Tiere und andererseits im übertragenen Sinne in Bezug auf Menschen, die Widerstand leisten. Im letzten Kontext können wir uns die fakultative Realisierung der Bewegung nur mit viel Mühe vorstellen. Aus diesem Grund unterscheidet sich dieses Kinegramm von anderen, schon besprochenen, die vor allem menschliche Mimik und Gestik in Verbindung mit dazu gehörigen Emotionen thematisieren. Die Ausführung der Mimik bei Menschen ist aber auch in diesem Fall möglich, vor allem dann, wenn Leute zu lächeln versuchen, was die Wendung *die Zähne zeigen* mit der Bedeutung ‚grinsen‘ bzw. ‚kichern‘ verbindet.

Aus dieser Sicht ist der besprochene Phraseologismus im Sprachvergleich Deutsch-Polnisch ein interessanter Fall. Die deutschen Wörterbücher weisen nämlich im übertragenen Sinne auf die Bedeutung hin, die mit der Aggression zusammenhängt, und in den polnischen Wörterbüchern ist unter dem Phraseologismus *szczyrzyć zęby* vor allem das künstliche Lächeln gemeint. Der Gebrauch mit der Präpositionalergänzung *do kogoś*, die auf eine Person hinweist, an die das Kichern oder Grinsen gerichtet wird, ist frei von der Doppeldeutigkeit und geht etymologisch auf das polnische Adjektiv *szczery* ‚ehrlich‘ zurück. Sonst kann die Wendung im Polnischen sowohl Freude (darunter auch Schadenfreude) als auch Zorn ausdrücken. Aggression und Wut hängen im Polnischen auch mit der Wendung *wyszczerzać zęby* mit der Präpositionalergänzung *na kogoś* und der Redensart *pokazać komuś zęby*, die wörtlich ‚jdm. die Zähne zeigen‘ bedeutet. Da analysierte Belege gemischte, doppel funktionale Ergebnisse sowohl im Deutschen als auch im Polnischen bringen, sind die analysierten Beispiele ein Fall des Synkretismus in beiden Sprachen und nicht ein Beispiel für „falsche Freunde“ des Übersetzers.

3. Metonymische Symptome für Wut und Zorn

3.1. Der Ausdruck der Augen

Verschiedene Kollokationen mit dem Körperteil *Augen* können Ausdruck diverser Emotionen in Texten sein, und erst der Kontext liefert notwendige Signale für die Identifizierung der Gefühle, die das Symptom verursacht haben. Die Auswertung der Belege bestätigt die Annahme, das blitzende, feuersprühende, funkelnde Augen zwar Zorn durchaus zeigen können, aber auch bei anderen Gefühlen symptomatisch in Beschreibungen von Personen vorkommen. Im Textkorpus werden z.B. *blitzende Augen* sehr häufig mit zahlreichen Umstandsangaben belegt. Zum breiten Spektrum der gebrauchten Adverbien gehören: *fröhlich, lustig, freundlich, vergnüglich, jugendlich, begeistert, zärtlich, ironisch, dunkel, unheimlich, kühn, listig*. Neben Freude und Begeisterung, die zu den Privilegien der Jugend gehören, wird auch vereinzelt Zärtlichkeit mit blitzenden Augen unterstrichen, aber auch Ironie, Rätselhaftigkeit, Mut und Schlauheit finden in menschlichen Augen blitzende Signale. Die Umstandsangaben, die auf Zorn und Wut verweisen, sind nicht desto weniger vertreten, zum Beispiel: *angriffslustig, gefährlich, wütend*. Die polnische Entsprechung *błyszczące oczy* kommt im Textkorpus am häufigsten als Symptom der Krankheit oder Erregung vor. Ein solcher Ausdruck der Augen ist aber auch in Personenbeschreibungen zu finden, z.B. mit dem zusätzlichen Attribut *zły* ‚böse‘. Die andere Kollokation *oczy błyszcza* ‚die Augen blitzen‘ weist – ähnlich wie im Deutschen – auf die häufige Verbindung mit den Gefühlen der Freude und Begeisterung, aber auch des Übermutes hin, und außerdem kann den Zorn metonymisch ausdrücken.

Feuersprühende und flammende Augen sind nur vereinzelt in belletristischen und journalistischen Texten vertreten, sowie *plomienny wzrok* ‚feuersprühender Blick‘ im Polnischen, der bei einer Wahrsagerin beim Zukunftsvoraussehen – von daher in einer anderen, ekstatischen Bedeutung – vorkommt. Die deutschen Kollokationen sind dagegen zwar selten, aber meistens mit der Umstandsangabe *zornig* oder in der untersuchten emotionalen Bedeutung zu treffen. Funkelnde Augen dagegen begleiten wieder eine große Palette von Emotionen, die die folgenden Umstandsangaben beim Namen zu nennen helfen: *mühselig, starr, unsicher, übermütig, heiß, ekstatisch, düster, fanatisch, diabolisch, wollüstig, unternehmungslustig, lustig, fröhlich, stahlhart, gierig, mutwillig, rot, böse, zornig*. Auf Wut und Zorn weisen die zwei letzten Adverbien hin. Darüber hinaus ist der Ausdruck der Ekstase und des Fanatismus zu erwähnen, die die oben schon besprochenen emotionalen Kontexte ergänzt.

3.2. Krankheitssymptome

Ein Krankheitssymptom kann im Konzept WUT auf die sprachliche Darstellung des Zorns übertragen werden, obwohl die wirkliche Begleitung dieses emotionalen Zustandes durch das Symptom schwer vorzustellen ist. Der Phraseologismus *Schaum vor dem Mund* – *piana na ustach* kann zu dieser Gruppe gerechnet werden. Mit dem Phraseologismus

hängt auch der andere verbale Ausdruck metaphorischen Charakters in beiden Sprachen zusammen, der auf die nominale Phrase anspielt: *vor Wut schäumen – pienić się ze złości*, der in zahlreichen Belegen vertreten ist. Darüber hinaus hängt der Ursprung vieler deutschen Phraseologismen, die die zornige Erregung ausdrücken, mit vegetativen Begleitscheinungen zusammen, die sich in der Galle abspielen. Die gelbliche Absonderung der Leber, die wir *Galle* nennen, wird nämlich im Wutanfall erhöht ausgeschüttet und gerät in Fluss. Auf diese Art und Weise entstanden solche Wendungen, wie z.B. *die Galle läuft ihm über/mir steigt die Galle hoch*. Im Polnischen wird die Galle in vielen Ausdrücken durch das Blut (z. B. *krew mnie zalewa*) ausgetauscht, unter dem das böse, schädliche Blut zu verstehen ist. Galle hat aber in beiden Sprachen auch einen symbolischen Charakter und weist auf die Bosheit, die Falschheit, den Neid und den Zorn hin.

4. Die konzeptuelle Metapher WUT IST SIEDEN in beiden Sprachen

In vielen Ausdrücken ist sichtbar, dass Wutzustände in beiden untersuchten Kulturkreisen mit Hitze verbunden werden, auch dadurch, dass Erregung oft mit Blutandrang und dem Gefühl starker Wärme im Körper zusammenhängt. Da Wut eher als emotionaler Prozess begriffen und beschrieben wird, ist es vielleicht geschickter, in diesem Fall metaphorisch vom Sieden oder Kochen als von der Hitze als konzeptueller Metapher zu sprechen, weil im phraseologischen Konzept WUT eben nicht der feste Zustand, sondern der Übergang von einer emotionalen Lage in eine andere bildhaft dargestellt wird. Diese Metaphorik, die in physikalischen Begriffen entwickelt wird, ist vor allem in Verbindung mit der Körperflüssigkeit *Blut* sowohl im Deutschen als auch im Polnischen sichtbar. Die folgenden Kollokationen, wie z.B. *kochendes*, *siedendes* und *wallendes Blut* kommen in deutschen Korpora vereinzelt vor und drücken nicht nur im negativen Sinne das Gefühl der Wut aus, sondern beziehen sich manchmal im positiven Sinne auf südländisches Temperament. Darüber hinaus ist die Emotion selbst der Agens in den folgenden deutschen Phraseologismen: *das Blut in den Adern kochen* bzw. *sieden machen*. Dieses Konzept WUT steht im antonymischen Verhältnis zum Konzept ANGST, das metaphorisch als ANGST IST FRIEREN bezeichnet werden kann und in analogen antonymischen Phraseologismen mit der Bestandkonstituente *Blut* vorkommt. In polnischen Korpora kommen die Belege für die hier gesuchten Kollokationen noch seltener als im Deutschen vor. Eigentlich ist nur die Wendung *krew wrze* ‚das Blut siedet‘ eindeutig mit der Bedeutung der Wut verbunden, und der Ausdruck *krew burzy się* ‚das Blut wird in Wallung gebracht‘ weist zuerst auf Unruhe hin.

5. Andere Metaphern und imaginäre Konzeptualisierungen

Wie oben schon erwähnt wurde, sind zwei deutsche Phraseologismen *die Galle läuft ihm über/mir steigt die Galle hoch* wirklich medizinische Symptome, die innerlich die

Wutanfälle begleiten. Für den ersten Ausdruck gibt es im Polnischen eine volläquivalente Entsprechung *żółć mnie zalewa*, die jedoch im Korpus selten und vor allem als Begleitscheinung beim Neid vorkommt. Der andere deutsche Phraseologismus *Gift und Galle spucken* – ‚äußerst schlechter Laune sein, in Wut geraten‘ ist nicht mehr als Symptom, sondern als Metapher anzusehen, die im Polnischen kein Volläquivalent hat. Deswegen finden wir bei Czochralski/Ludwig als Wörterbuchentsprechungen an der ersten Stelle das wörtlich ins Polnische übersetzte Definiens *wpaść (wpadać) w złość* ‚in Wut geraten‘ und an der zweiten Stelle einen metaphorischen Ausdruck aus dem benachbarten metaphorischen Konzept *pienić się ze złości* ‚vor Wut schäumen‘ (2004:162). Der Phraseologismus *der Schaum vor dem Mund* liefert ein ganz anderes Bild als die Wendung *Gift und Galle spucken*, und dieser Vergleich der Bildhaftigkeit im Rahmen einer Sprache veranschaulicht die Schwierigkeiten bei der Übersetzung aus einer Sprache in eine andere. Aus der Suche in zugänglichen einsprachigen Wörterbüchern der polnischen Sprache ergeben sich die weiteren zwei Entsprechungen, in denen zwar die Körperflüssigkeit *żółć* vorkommt, die jedoch im Textkorpus nicht vertreten sind. Die erste Entsprechung *wylać żółć (złość, gniew) na czyjąś głowę* ‚*jds. Kopf mit der Galle (Zorn) begießen‘ stellt natürlich eine andere Bildhaftigkeit als der deutsche Phraseologismus *Gift und Galle spucken* dar, aber sie weist auf bestimmte Parallelen zwischen den zwei Bildern, dem polnischen und dem deutschen, hin, weil die Galle von innen nach außen ausgeschüttet wird. Die zweite Entsprechung *napoić kogoś żółcią i octem* ‚*jdm. Galle und Essig zum Trinken geben‘ kommt aus dem Neuen Testament, spielt auf den Kreuzweg Jesu Christi an und ist in der schönen Literatur zu finden. Obwohl die Tauglichkeit dieses Äquivalents für Übersetzer eher begrenzt ist, kommt hier eine Paarformel *żółć i ocet* ‚Galle und Essig‘ wie im deutschen Ausgangsphraseologismus *Gift und Galle* vor, die manchmal von Bedeutung sein kann.

Eine andere Metapher ist in der deutschen Redewendung *aus der Haut fahren* versteckt. In diesem Ausdruck wird die menschliche Haut als der eigentliche Schutz vor der Außenwelt begriffen. Wer seine starke Emotionen, wie z.B. Wut den Anderen zeigt, bewegt sich von außen nach innen, wobei seine Haut die schützende Funktion verliert (vgl. Duden 2002:338). Im Polnischen ist die wörtliche Entsprechung für die deutsche phraseologische Metapher *wyjść/wychodzić ze skóry* ein Fall der Pseudoäquivalenz, ein Beispiel für den „falschen Freund“ des Übersetzers, weil der polnische Phraseologismus fast immer in der Bedeutung ‚sich sehr bemühen, keine Mühe scheuen‘ vorkommt. Verhältnismäßig selten steht im Polnischen der Phraseologismus mit dem Bestandteil *Haut* in Verbindung mit dem anderen Verb *wyskoczyć/wyskakiwać ze skóry* ‚*aus der Haut springen‘, dessen Bedeutung dem deutschen Ausdruck *aus der Haut fahren* nahe liegt und als ‚vor Aufregung außer sich sein‘ umschrieben werden kann. Die andere polnische übliche Entsprechung für den deutschen Phraseologismus *aus der Haut fahren* drückt verschiedene Bedeutungen aus. Es handelt sich um die Wendung *wyjść/wychodzić z siebie* ‚*außer sich fahren‘ und um das damit zusammenhängende Bild, nach dem der Mensch in gewissen Situationen sich selbst verlässt und neben sich steht. Die Erklärungen der zwei besprochenen polnischen Phraseologismen im Wörterbuch „Uniwersalny słownik języka polskiego“ zeigen

aber auch eine Inkonsequenz im Gebrauch von polnischen Ausdrücken *wychodzić ze skóry* und *wychodzić z siebie*. Beide können nämlich eifrige Bemühungen benennen, und darüber hinaus ist der zweite Ausdruck vor allem für den Verlust des Gleichgewichts, den Zorn, den Ärger und die Irritation reserviert (vgl. Dubisz 2003:Bd.4/599). Häufig kommt er in der witzigen Form mit der zusätzlichen Pointe vor, das heißt als *wychodzić z siebie i stanąć obok*, *außer sich fahren und sich daneben stellen.

6. Schlussfolgerungen

Aus dem Vergleich somatischer und emotionaler Konzepte zweier Sprachen ergeben sich folgende Schlussfolgerungen, die für Übersetzer nützlich sein können:

A. Der Vergleich der somatischen Konzepte ist bei der Suche nach somatischen Entsprechungen für Somatismen der Ausgangssprache hilfreich, z.B. die deutschen Phraseologismen mit der Bestandkonstituente *Galle* und ihre Entsprechungen im Polnischen mit Bestandkonstituenten *zółć* – *Galle* und *krew* – *Blut*. Die somatischen Äquivalente sind oft im Übersetzungsprozess nützlicher als die zugänglichen Wörterbuchsparaphrasen, weil sie über eine Bildhaftigkeit verfügen, die im Zieltext berücksichtigt werden sollte.

B. Der Vergleich der emotionalen Konzepte weist auf eine ähnliche Denkweise in beiden Sprachen hin, die mit ähnlichen phraseologischen Mitteln versprachlicht wird. Auch zwischen ausgewählten Konzepten sind semantische Verhältnisse zu beobachten, die in untersuchten Sprachen auf Parallelen hinweisen, z.B. die erwähnte antonymische Relation zwischen WUT und ANGST im Deutschen und Polnischen.

C. Durch die onomasiologische Vorgehensweise wird der weitgehende Synkretismus unter den phraseologischen Symptomen und konventionalisierten Kinegrammen aufgedeckt, der eine eindeutige semantische Charakteristik der in Frage kommenden Phraseologismen kontextunabhängig unmöglich macht, z.B. *blitzende Augen* oder *die Stirn runzeln*. Beide Kollokationen beziehen sich manchmal auf Wut, sind aber nicht wutspezifisch.

D. Kinegramme, die ursprünglich auch auf Gestik und Mimik hinweisen, decken sich oft in beiden Sprachen. Bei unterschiedlichen etymologischen Wurzeln und Kinegrammen, die auf die Tiermetaphorik zurückgehen, können Unterschiede auftreten, die die Ursache für den semantischen Synkretismus sind, z.B. *die Zähne zeigen/blecken* – *pokazywać/szczerzyć zęby*.

Literaturverzeichnis

- CZOCHRAJSKI J. / LUDWIG K.-D., 2004, Słownik frazeologiczny niemiecko-polski, Warszawa.
DUBISZ S. (Hg.), 2003, Uniwersalny słownik języka polskiego, Warszawa.
Duden. Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik, 2002, Mannheim u.a.

Das Fest in deutschen und polnischen Sprichwörtern

In diesem Beitrag möchte ich mich mit der Charakteristik des Festes befassen. Meine Fragen sind: was ein Fest ist, wodurch es charakterisiert wird, wie Feste gefeiert werden? Gibt es feste Elemente der Feiertage? Welche Arten von Festen können unterschieden werden? Diese Ausführungen möchte ich mit Sprichwörtern konfrontieren und so Antworten auf die weiteren Fragen finden: Welches Bild des Festes wird in deutschen und polnischen Sprichwörtern überliefert und wie weit ist es heute aktuell. Die Antworten auf meine theoretischen Fragen lassen sich nicht abtrennen, sie überschneiden sich, was anhand der angeführten Definitionen und anderer Ermittlungen sichtbar ist. Was die Frage nach den festen Elementen der Feste anbetrifft, habe ich mich bemüht, sie anhand der Literatur und der Sprichwörter darzustellen. Jedoch meint Żygulski (1981:120) in Bezug auf religiöse Feste, dass es unmöglich sei.

Dieser Beitrag betrifft nur christliche Feste. Am Anfang führe ich einige Definitionen des Festes an. Nach dem Nachschlagewerk „Der Brockhaus in fünf Bänden“ (1993:148) ist ein Fest seiner Sinnggebung nach eine religiöse Feier; es unterlag weitgehender Säkularisierung. Festtage sind regelmäßig wiederkehrende Feiertage. Sie gliedern den Jahres- und Lebenslauf, markieren Höhepunkte im Leben des einzelnen (z.B. Geburt, Hochzeit) sowie der Gemeinschaft. Khoura (1998:1038-1039) behauptet, dass während eines Festes die Zeit momentan still steht. Im Fest bestätigt sich der tiefe Sinn der Welt. Das Fest bedeutet die Erhabenheit des menschlichen Daseins. Es bildet eine Pause in den gewöhnlichen Tätigkeiten. Nach Wagemann (1996:20) sind Feste aus dem alltäglichen Leben herausgehobene Zeit. In der weiteren einschlägigen Literatur werden folgende charakteristische Merkmale der Feste genannt. Was den Festverlauf anbetrifft, werden erstens die Vorbereitungen und die Vigilfeier aufgezählt, zweitens die Festtagsgestaltung, d.h. die Kleidung, der Gottesdienst, das Convivium, das Gelage und die Gaben (Sierck 1995:19-28). Feste werden gemeinsam gefeiert, wirken sozialintegrativ (Daiber 1997:18).

Das nächste Element des Festes ist nach Żygulski (1981:53) die Gewalt. Das Fest ist seit Jahrhunderten mit Gewaltformen verbunden, die oft zu einem Ritual gehörten. Bei der Erforschung alter Mythen, die eine Grundlage der alten und seit langem begangenen Feste bilden, stößt man auf Erzählungen von Gewalt, Verbrechen oder einem grausamen Tod. Das Fest kann auch mit einem Opfer verbunden sein, das Hauptelement des

Kultes ist. Das Opfer ist eine Gabe, die auf eine bestimmte Weise geheimen Kräften, Göttern, Geistern und Heiligen als eine Art Leistung gebracht wird. Als Opfer wurden Menschen und Tiere, Lebensmittel und Blumen, kostbare Steine und seltene Muscheln, natürliche Gegenstände und menschliche Werke, symbolische Zeichen, Figürchen, Amulette, geschriebene Texte und Bildchen gebracht. Seitdem das Geld erfunden wurde, erscheint das Geldopfer (Żygulski 1981:96).

Wagemann (1996:21) nennt folgende Merkmale des Festes: Musik und Tänze, eine festliche Umgebung und die Bewirtung von Gästen. Während des Festes erleben Teilnehmer Freude und Gemeinschaft. Zadrożyńska (2000:35) hält das Feiern für ein Theater, sie schreibt über das Theater der Feste. Während der Feiern wurde wahrgesagt, getanzt, gespielt, gesungen, Wein, Honigwein, Bier oder Schnaps getrunken, rivalisiert. Zu einer echten Festvorstellung kam es oft dadurch, dass sich die Menschen als Schreckgespenster verkleideten. Kuchowicz (1975:207) zufolge ähnelten auch die durch die Magnaten veranstalteten Begräbnisse bombastischen Theatervorstellungen.

Das nächste Element des Festes ist die Prozession. Den besonderen Charakter erhielt Fronleichnam durch die Prozession. „Subdiakone, Diakone, Priester, Nonnen, Mönche und Messdiener zogen mit Fahnen, Schellen und Weihrauch, begleitet von den Honoratioren und Erstkommunikanten, Gruppen von Frauen und Männern geordnet nach Ständen, Verbänden, Bruderschaften und Vereinen. Betend und singend begleitet sie durch festlich geschmückte Straßen das Allerheiligste“ (Becker-Huberti 1998:34). Über die Prozession am Fronleichnam schreiben auch Ferenc (1998:157) und Hochleitner (2006:203-205). Auch das Erntedankfest wird mit einer feierlichen Prozession oder wenigstens einem prunkvollen Einzug in die Kirche begangen (Brauchtum und Feste in Österreich 1985:118). Kennzeichnend für das Fest ist auch die Musik. Über die Lieder, die anlässlich des Erntedankfests gesungen wurden, schreibt Kamocki (1986:96-102). Was das Begräbnis anbetrifft, verliehen dem Fest nach Kuchowicz (1975:206) das Singen und die Musik einer Kapelle Glanz.

An dieser Stelle gehe ich zu den Sprichwörtern über, die sich auf das Fest beziehen und es charakterisieren. Das Korpus habe ich vor allem dem Sprichwörterlexikon von Horst und Annelies Beyer (1988) und der Sprichwörterammlung von Julian Krzyżanowski (1969-1972) entnommen. Ich möchte auch darauf hinweisen, dass viele Sprichwörter, die die Weihnachtszeit betreffen, Borejszo (1996:121-133) zusammengestellt hat. Die meisten beziehen sich jedoch auf die Wetterbedingungen. Über die Aussage der Sprichwörter, die sich auf Weihnachten und Neujahr beziehen, schreibt auch Długosz (2001:15-17).

Den Konsum, den Überfluss, das Festmahl und hohe Kosten haben folgende Sprichwörter zum Thema: *Wer kommt nach dem Feste, muss vorliebnehmen mit dem Reste* (SWL:155)¹, *Wo nichts ist, da feiert man keine Feste* (SWL:155), *Niewielkie*

¹Die Quellen der Sprichwörter werden im Folgenden mit Abkürzungen markiert: SWL für „Sprichwörterlexikon ...“ von Beyer/Beyer (1988), NKP für entsprechende Bände

święto – po ostatkach niedziela ‚Der Sonntag nach der Fastnachtszeit ist kein großes Fest‘ (NKP:III/485), *Święto do zbytku powód* ‚Das Fest ist Anlass zum Überfluss‘ (NKP:III/485), *Ist das Fest vorbei, kommt wieder Erbsenbrei* (SWL:155). Als polnische Entsprechung dieses Sprichwortes geben Wójcik/Ziebart (2001:422) den folgenden Spruch an: *Co w święto przetrawisz, w powszednie dni tego przepościsz*. Auf konkrete Feste beziehen sich folgende Sprichwörter: *Den Armen bittet niemand zur Hochzeit* (SWL:271), *Na świąntóm Wilije każdy się najy i napije* ‚Am Heiligen Abend isst und trinkt jeder viel‘ (NKP:I/140), *Nie każdy ma prosię na Wielkanoc* ‚Nicht jeder hat ein Spanferkel zu Ostern‘ (NKP:III/672), *Wszystkiego w bród jak na weselu* ‚Alles in Hülle und Fülle, wie auf einer Hochzeit‘ (NKP:III/640), *Kiedy swego czasu goły las nastaje, święty Hubert z lasu cały obiad daje* ‚Wenn der Herbst kommt, gibt der hl. Hubertus das ganze Mittagessen aus dem Wald‘ (NKP:I/789), *Święto Marcina dużo gęsi zarzyna* ‚Das Martinsfest schlachtet viele Gänse‘ (NKP:II/389), *Wesele Marcina: gęś i dzban wina* ‚Die Hochzeit am Martinstag: eine Gans und ein Krug Wein‘ (NKP:II/390).

Die Dauer der Hochzeit impliziert das Sprichwort: *Co to za wesele, co go tylko dwa dni* ‚Was ist das für eine Hochzeit, die nur zwei Tage dauert‘ (NKP:III/637), die Anzahl der Gäste der Spruch: *Co to za wesele, co ludzi niewiele* ‚Was ist das für eine Hochzeit, wo es wenige Leute gibt‘ (NKP:III/637). Einst dauerten die mit der Hochzeit verbundenen Feierlichkeiten in Polen einige Tage, aber es kam auch vor, dass länger als eine Woche gefeiert wurde. Die letzten Jahrhunderte haben die Einschränkung dieser Feiern gebracht. Im 19. Jahrhundert dauerte die Hochzeit meistens nur 2-3 Tage, später noch kürzer, ein oder zwei Tage (Zadrożyńska 2000:224, vgl. auch Szyfer 1975:89). Auf die hohen Kosten der Feste deuten folgende Sprüche hin: *Wesele i chrzciny – z kieszeni wymieciny* ‚Hochzeit und Taufe fegen das Geld aus der Tasche aus‘ (NKP:III/638), *Kiedy bydzie wiesieli – Jak się krowa ocieli* ‚Wann findet die Hochzeit statt – Wenn die Kuh kalbt‘ (NKP:III/638), *Pogrzeb kosztowny złemu nie pomoże* ‚Ein kostspielige Begräbnis hilft einem Bösen nicht‘ (NKP:II/990).

Weitere Merkmale, die Sprichwörter wiedergeben, sind Musik und Tanz: *Ohne Fiedel ist kein Fest* (SWL:155), *Wenn's zum Feste geht, hört ein lahmes Weib auf zu hinken* (SWL:155), *Przybijaj piętą w niedzielę świętą* ‚Tanze am heiligen Sonntag‘ (NKP:II/598), *Wesele bez muzyki to nie wesele* ‚Die Hochzeit ohne Musik ist keine Hochzeit‘ (NKP:III/640). Bystron (1994:214) schreibt, dass während der größeren Festlichkeiten Musiker beschäftigt wurden, es sei denn, dass der Hof groß war und eine eigene Kapelle besaß. So wurden ein Organist oder ein Schulmeister eingeladen, der in der Regel ein bisschen spielen konnte; es wurden dörfliche Musikanten gerufen, die die Hochzeiten begleiteten, und es kam auch vor, dass die Musik in der Stadt bestellt wurde, wenn es um noch größeren Prunk ging. Oft wurden auch die Dienstleistungen jüdischer Kapellen in

der „Nowa księga przysłów ...“ von Krzyżanowski (1969-1972), WKM für „Wielka księga myśli polskiej“ von Masłowska/Masłowski (2005), DRW für „Duden. Redewendungen ...“ (2002) und SPN für „Słownik przysłów niemiecko-polski ...“ von Wójcik/Ziebart (2001).

Anspruch genommen. Ziółkowska (1989:121) schreibt, dass das Erntedankfest immer ein Fest der Freude und des Stolzes war. Schon ein Bauer aus der Neolithiumepoche tanzte aus Freude und dankte den guten Getreidedämonen für ihr Wohlwollen. Über Musik und Tanz bei der Hochzeit schreibt auch Kizik (2001:111-126).

Kennzeichnend für die Feste ist, dass sie arbeitsfrei sein sollten. An Festtagen zu ruhen ist die Pflicht eines jeden Christen. Hier überwiegen die polnischen Sprüche: *Arbeiten hat seine Zeit und Feiern hat seine Zeit* (SWL:152), *Kto szanuje święta boże, temu Pan Bóg dopomoże*, ‚Wer Feste achtet, dem hilft Gott‘ (NKP:III/485), *Kto we święto jarmarczy, temu i na sól nie starczy*, ‚Wer am Festtag Handel treibt, dem reicht es nicht einmal für Salz‘ (NKP:III/485), *Nikt się w święto nie dorobi*, ‚Niemand kommt zu etwas an einem Festtag‘ (NKP:III/485), *Kto w niedzielę pracuje, wnet biedę poczuje*, ‚Wer am Sonntag arbeitet, empfindet alsbald Armut‘ (NKP:II/598), *Kto chleb piecze w Zaduszny Dzień, może chałupę całą spalić*, ‚Wer an Allerseelen Brot bäckt, dem kann das ganze Haus niederbrennen‘ (NKP:III/816). An Festtagen sollen die Christen zur Kirche gehen, so besagen die polnischen Sprichwörter: *Większe święto, większe nabożeństwo*, ‚Je größer das Fest, desto größer der Gottesdienst‘ (NKP:III/486), *A w niedzielę bądź w kościele, słuchaj słowa bożego*, ‚Sei am Sonntag in der Kirche und höre Gottes Wort‘ (NKP:II/598). Gręźlikowski (2005:13) stellt fest, dass die Befolgung des dritten Gebots im Dekalog für den gegenwärtigen Christen zum Problem geworden ist. Er führt die wörtliche Bedeutung dieses Gebots an (2005:15) und konstatiert, dass sein Hauptgedanke ist, der Mensch soll sich an diesem Tag vor Gott stellen, sich in Gottes Stimme hineinhören und Ihm seine Zeit widmen. Dass sich alle an diesem Tag erholen und auf die Arbeit verzichten sollten, ist zweitrangig. Vogt (1997:25) schreibt, dass der Sonntag das älteste Fest des Christentums ist. Er ist gleichzeitig ein Tag der Ruhe, des sozialen Müßigganges und des Gottesdienstes. Mattner (1991:2) konstatiert, dass die Kirchen die religiöse und gesellschaftliche Bedeutung des Ruhetags unterstreichen, Gefahren analysieren, die dem Biotop „Wochenende“ drohen und nach Möglichkeiten zum Schutze des Sonntags fragen. Eine Sage über die hl. Magdalena, die Pferde, den Wagen und gottlose Menschen versenkt hat, die am Tag ihres Festes (22. Juli) gearbeitet haben, führt Walter (2006:181) an. Über das Feiern der Feste in der Kirche schreiben auch Szymanderska (2003:321) und Kirste/Schultze/Tworuschka (1998:60). Feste werden mit einem arbeitsfreien Tag assoziiert: *Dobrze by było, co drugi dzień święto, a między tym niedziela*, ‚Es wäre gut, wenn es jeden zweiten Tag ein Fest gäbe und dazwischen einen Sonntag‘ (WKM:900).

Das nächste Merkmal ist die Außergewöhnlichkeit: *Wenn das Fest vorbei ist, fängt das Kopfkratzen an* (SWL:155), *Jede Woche hat ihren Sonntag* (SWL:543), *Es ist nicht alle Tage Sonntag* – man kann nicht immer nur Angenehmes erwarten (DRW:711), *Nie co dzień niedziela* (SPN:330), *Alle Tage ist kein Sonntag* (SPN:330), *Nie każdej niedzieli Wielkanoc* (SPN:330), *Od wielkiego święta*, ‚Nur während eines großen Festes‘ z.B. Kleidung, Kleid (NKP:III/485), *Jeden dzień wesela, całe życie biedy*, ‚Ein Tag Hochzeit, das ganze Leben Armut‘ (NKP:III/637), *Na wesele wesolo, z wesela smutno*, ‚Auf die

Hochzeit fröhlich, von der Hochzeit traurig‘ (NKP:III/638), *Nie każdego dnia wesele* ‚Nicht an jedem Tag ist Hochzeit‘ (NKP:III/638). Hoffmann (1983:28) hält das Fest für einen Tag, der sich von dem Alltag abhebt und sich zyklisch wiederholt. Zadrożyńska (2000:7) konstatiert, dass sich das Fest in einer ganz anderen Szenerie und in einer anderen Zeit als der Alltag abspielte. Über die Außergewöhnlichkeit des Festes schreibt auch Dampz (2005:77).

Eine der Eigenschaften der Feste sind die Vorbereitungen: *Trzy dni przygotowań, a jeden dzień święta* ‚Drei Tage Vorbereitungen und nur ein Festtag‘ (NKP:III/485), *Ma więcej roboty niż piece na Wielkanoc* ‚Jemand hat mehr Arbeit als Öfen vor Ostern‘ (NKP:III/672), *Trzy dni zachodu, a dzień wesela* ‚Drei Tage Mühe und nur ein Tag Hochzeit‘ (NKP:III/639). Chłosta (2004:64-65) schreibt, dass sich diejenigen, die zu einer Kirchweih Gäste eingeladen hatten, lange auf dieses Fest vorbereiteten, wozu gründliche Aufräumarbeiten auf dem Bauernhof gehörten.

Ein wichtiges Element des Festes sind Bräuche. Die habe ich sehr selten in deutschen Sprichwörtern gefunden. Im folgenden führe ich einige Beispiele der Bräuche an, die in polnischen Sprüchen Ausdruck gefunden haben: *Boże Narodzenie nie obejdzie się bez strucli, zapusty bez pączków, Wielkanoc bez święconego, a święty Marcin bez gęsi* ‚Es gibt kein Weihnachten ohne Strudel, keine Fastnacht ohne Krapfen, kein Ostern ohne Osterkörbchen und keinen Martinstag ohne Gans‘ (NKP:I/138), *Na gody szukaj gospody* ‚Suche nach einem Gesinde zu Weihnachten‘ (NKP:I/140) – laut den alten Bräuchen wurde gegen Weihnachten oder Neujahr das Gesinde gedungen (Długosz 2001:16), *W święto Marcina znów dziesięcina* ‚Am Tag des hl. Martin wieder die Pachtzahlung‘ (NKP:II/390), *Święta Katarzyna śluby ucina* ‚Die hl. Katharina beendet die Eheschließungen‘ (NKP:II/46) – nach Ferenc (1998:203) war der Tag der hl. Katharina (25. November) der letzte Termin vor dem Advent, zu dem eine Ehe geschlossen werden durfte, *Jutro święty Janek, puśćmy na wodę wianek* ‚Morgen ist der hl. Johannes, werfen wir aufs Wasser einen Kranz‘ (NKP:I/827). Zadrożyńska (2000:19) hält das Feuer für eins der Requisiten des traditionellen alljährlichen Feierns. Es findet den Ausdruck im polnischen Sprichwort *Pali się jak lampa na Zaduszki* ‚Es brennt, wie ein Grablicht zu Allerseelen‘ (NKP:III/817).

Feste haben einen Familiencharakter: *Do pracy są zwykle dzionki, a niedziela dla małżonki* ‚Am Alltag wird gearbeitet und der Sonntag ist für die Frau‘ (NKP:II/598). Feste werden mit Freude assoziiert: *I na naszej ulicy będzie święto* ‚Auch auf unserer Straße wird ein Fest stattfinden‘ (NKP:III/485). Das Fest ist hier Synonym des Glücks, des Schicksalswechsels, des Vergnügens: *Każdej niedzieli chłop się weseli* ‚An jedem Sonntag freut sich der Mensch‘ (NKP:II/598), *Na Boże Narodzenie weseli się wszystko stworzenie* ‚Zu Weihnachten freuen sich alle Wesen‘ (NKP:I/140).

Feste haben auch ihre Nachteile. Hier gehören die schon oben genannten zu hohen Kosten dazu, hektische Vorbereitungen, das Unwohlsein, wenn in einem Wirtshaus zu

viel getrunken wurde, was darüber hinaus auch wieder kostspielig ist: *Feiertage haben auch ihre Plage* (SWL:152), *Was man am Feiertag vertut, muss man am Werktag büßen* (SWL:152), *Wczoraj była niedzielinka, pendzialeczek nastał, porachuj, porachuj, coś wczora przechlastał*, 'Gestern war Sonntag, der Montag beginnt, rechne, rechne, was du verprasst hast' – das Fragment eines Volksliedes, das zum Sprichwort geworden ist (NKP:II/599). Außerdem kommt es während der Feste oft zum Streit: *Feste geben Klopfe auf die Weste* – von Streit bei Trinkgelagen (SWL:155), *Je größer Fest, je besser Keile* – wenn viel getrunken wird (SWL:155). Feste sind besonders bei faulen Leuten beliebt: *Faule Leute feiern viel* (SWL:152), *Wer alle Tage feiert, fragt nicht nach dem Sonntag* (SWL:155), *Leniwemu zawsze święto* (NKP:III/485), *Kto nierad robi, temu zawsze niedziela* (NKP:II/598), *Keine Feier ohne Meier* – Bemerkung über jmdn., der an allen geselligen Ereignissen (in aufdringlicher Weise) teilnimmt (DRW:213). Kuchowicz (1975:374) schreibt, dass ein charakteristisches Merkmal der Großstädte zahlreiche Landstreicher, Drückeberger und Nichtstuer waren. Sie lebten vom Almosen, Diebstahl, Zuhälterei und Kartenspiel. Ihre Hauptbeschäftigung war Herumhocken in Schenken und das fröhlichste Vergnügen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass in den Sprüchen folgende Elemente der Feste erwähnt werden: Konsum, Überfluss, Festmahl, hohe Kosten ihrer Veranstaltung, Musik und Tanz, die Pflicht angesichts Gottes, Außergewöhnlichkeit, Vorbereitungen, Bräuche, Familiencharakter und eine Freude aber auch ihre Nachteile und die Tatsache, dass sie mit Faulheit assoziiert werden. Die Aussage dieser Sprichwörter ist bis heute aktuell. Eine Ausnahme bildet z.B. der Spruch *Na gody szukaj gospody*, 'Suche nach einem Gesinde zu Weihnachten'. Auch die Hochzeiten dauern heute kürzer: *Co to za wesele, co go tylko dwa dni*, 'Was ist das für eine Hochzeit, die nur zwei Tage dauert'. Was den Vergleich der Sprüche in beiden Sprachen anbetrifft, werden nur in den polnischen Sprichwörtern solche Elemente angedeutet wie: die Pflicht angesichts Gottes, Vorbereitungen, die Zeit für die Familie. Die anderen Eigenschaften erscheinen sowohl in den deutschen als auch in den polnischen Sprüchen.

Literaturverzeichnis

- BECKER-HUBERTI M., 1998, Feiern – Feste – Jahreszeiten. Lebendige Bräuche im ganzen Jahr – Geschichte und Geschichten, Lieder und Legenden, Freiburg/Basel/Wien.
- BEYER H. / BEYER A., ⁴1988, Sprichwörterlexikon: Sprichwörter und sprichwörtliche Ausdrücke aus deutschen Sammlungen vom 16. Jh. bis zur Gegenwart, Leipzig.
- BOREJSZO M., 1996, Boże Narodzenie w polskiej kulturze, Poznań.
- Brauchtum und Feste in Österreich, 1985, Innsbruck.
- BYSTROŃ J.S., 1994, Dzieje obyczajów w dawnej Polsce. Wiek XVI-XVIII, Warszawa.
- CHŁOSTA J., 2004, Świętowanie na Warmii w końcu XIX i na początku XX wieku, in: Achremczyk S. (Hg.), Życie codzienne na dawnych Ziemiach Pruskich. Obchody rocznicowe i świąteczne, Olsztyn, S. 63-69.

- DAIBER K.-F., 1997, Religiöse Feste, in: Religionen feiern. Feste und Feiertage religiöser Gemeinschaften in Deutschland, Marburg, S. 13-21.
- DAMPZ M., 2005, Alkohol i biesiadowanie w obyczajowości Polaków, Toruń.
- Der Brockhaus in fünf Bänden, ⁸1993, Mannheim/Leipzig.
- DŁUGOSZ K., 2001, Język – Religia – Kultura, Szczecin.
- Duden. Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik, ²2002, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- FERENC E., ³1998, Polskie tradycje świąteczne, Poznań.
- GRĘŻLIKOWSKI J., 2005, Świątowanie dnia Pańskiego. Ważniejsze zagadnienia prawno-teologiczne, Toruń.
- HOCHLEITNER J., 2006, Obrzędy doroczne w kulturze chłopskiej Warmii południowej w XVI-XVIII wieku, Olsztyn.
- HOFFMAN I., 1983, Święto zawodowe w środowisku robotników wielkoprzemysłowych na przykładzie „Barbórki”, in: Żygulski K./ Hoffman I./Burdowicz-Nowicka M. (Hg.), Święta w środowisku robotniczym, Warszawa, S. 27-78.
- KAMOCKI J., ²1986, Od andrzejek do dożynek, Warszawa.
- KHOURA A.T. (Hg.), 1998, Leksykon podstawowych pojęć religijnych. Judaizm. Chrześcijaństwo. Islam, Warszawa.
- KIRSTE R. / SCHULTZE H. / TWORUSCHKA U., 1998, Święta wielkich religii. Kalendarz międzyreligijny. Przegląd synoptyczny, Warszawa.
- KIZIK E., 2001, Wesele, kilka chrztów i pogrzebów. Uroczystości rodzinne w mieście hanzeatyckim od XVI do XVIII wieku, Gdańsk.
- KRZYŻANOWSKI J. (Hg.), 1969, Nowa księga przysłów i wyrażeń przysłowiowych polskich. Bd. I., Warszawa.
- KRZYŻANOWSKI J. (Hg.), 1970, Nowa księga przysłów i wyrażeń przysłowiowych polskich. Bd. II., Warszawa.
- KRZYŻANOWSKI J. (Hg.), 1972, Nowa księga przysłów i wyrażeń przysłowiowych polskich. Bd. III., Warszawa.
- KUCHOWICZ Z., 1975, Obyczaje staropolskie XVII-XVIII wieku, Łódź.
- MASŁOWSKA D. / MASŁOWSKI W., 2005, Wielka księga myśli polskiej, Warszawa.
- MATTNER A., ²1991, Sonn- und Feiertagsrecht, Köln/Berlin/Bonn/München.
- STIERCK M., 1995, Festtag und Politik. Studien zur Tagewahl karolingischer Herrscher, Köln/Weimar.
- SZYFER A., ²1975, Zwyczaje, obrzędy i wierzenia Mazurów i Warmiaków, Olsztyn.
- SZYMANDERSKA H., 2003, Polskie tradycje świąteczne, Warszawa.
- WALTER P., 2006, Mitologia chrześcijańska. Święta, rytuały i mity średniowiecza, Warszawa.
- VOGT M., 1997, Entstehung und Entwicklung des Christentums, in: Religionen feiern. Feste und Feiertage religiöser Gemeinschaften in Deutschland, Marburg, S. 22-31.
- WAGEMANN G., 1996, Feste der Religionen. Begegnung der Kulturen, München.
- WÓJCIK A. / ZIEBART H., 2001, Słownik przysłów niemiecko-polski, polsko-niemiecki, Warszawa.
- ZADROŻYŃSKA A., 2000, Świąty, zaświąty. O tradycji świątowań w Polsce, Warszawa,
- ZIÓŁKOWSKA M., 1989, Szczodry wieczór, szczodry dzień. Obrzędy, zwyczaje, zabawy, Warszawa.
- ŻYGULSKI K., 1981, Święto i kultura. Święta dawne i nowe. Rozważania socjologa, Warszawa.

Symbole in deutschen und polnischen Phraseologismen mit Tierbezeichnungen im Komponentenbestand

1. Einleitung

Im vorliegenden Beitrag wird die Sprache in einen engen Zusammenhang mit kulturellen Kenntnissystemen wie Religion, Mythen, Volksglauben, Volksmärchen, Bräuche gebracht. Als Element, das diese Domänen miteinander verbindet, gilt das Symbol. Der Beitrag setzt sich zum Ziel, das Vorkommen der Symbole in der Sprache und ihre Korrelation mit den oben genannten kulturell relevanten Kenntnissystemen zu erforschen. Die Analyse wird anhand deutscher und polnischer Phraseologismen mit Tierbezeichnung im Komponentenbestand durchgeführt. Einerseits werden die gewählten Sprachen von zwei Nationen verwendet, die über eigenes reiches kulturelles und historisches Erbe verfügen. Andererseits entstammen Deutsche und Polen dem gemeinsamen europäischen Kulturraum. Wie werden die Ähnlichkeiten und Unterschiede ausgeprägt sein?

Wenn man deutsche oder polnische Sprecher danach fragte, welche allgemeinen Vorstellungen sie mit bestimmten Tieren verbinden, würde man nicht selten folgende Antworten bekommen: Der Fuchs ist schlau, die Schlange falsch, der Wolf böse, der Affe dumm usw. Worauf gründen diese Meinungen? Was hat ein Reptil mit Falschheit zu tun, warum wird dem Affen – einem der intelligentesten Tiere – Dummheit nachgesagt, wieso sollte der Wolf ein Bösewicht sein? Diese Kenntnisse gehören nicht dem allgemeinem Weltwissen, sie lassen sich in keinem zoologischen Lehrbuch finden. Die Quelle solcher Informationen ist bestimmtes kulturelles Wissen – ein semiotisches System, das im Bewusstsein der Menschen verankert ist. Es umfasst Grundüberzeugungen, Glaubensvorstellungen, Wertmuster sowie Verhaltensnormen einer Gemeinschaft, die über Jahrhunderte gesammelt wurden (vgl. Eco 1991:20). Diese Kenntnisse haben überindividuellen (kollektiven) Charakter, sie sind allen Mitgliedern einer Gemeinschaft gemeinsam. Das kulturelle Wissen gilt aber nicht als universell: Es beruht auf bestimmten Konventionen, die für einen Kulturraum prägend sind. Während Europäer z.B. die Schlange vorwiegend mit Falschheit, List, Täuschung und dem Bösen verbinden (in Anlehnung an die in der Bibel überlieferten Traditionen)¹, wird das Tier in Ostasien mit

¹ Im Matthäusevangelium 10,16 wird der Schlange Klugheit nachgesagt (vgl. Kopalinski 2001:454).

Glück, Leben und Fruchtbarkeit assoziiert (vgl. Biedermann 2000:383-386). Elemente des kulturellen Wissens werden als Symbole im menschlichen Bewusstsein gespeichert. Ihre Vermittlung an die Kulturteilhaber erfolgt von Generation zu Generation durch die Sprache, die zugegeben auch ein Teil der Kultur ist. Man verinnerlicht die Symbole im Prozess des Spracherwerbs, bei der Aneignung der sozialen Normen, durch Handeln und Interaktionen mitten in der Gesellschaft. Als Träger der Symbole in der Sprache werden vorwiegend Phraseologismen aufgefasst.

2. Phraseologismusbegriff

Als Phraseologismen werden hier (halb)fertige reproduzierbare Einheiten verstanden, die polylexikalen Charakter aufweisen: Ihre Komponenten sind zu einer syntaktischen Wortgruppe oder zu einem Satz zusammengefügt (außer Sprichwörtern, geflügelten Worten, Aphorismen). Die Phraseologismen lassen Veränderungen ihrer Form nur im beschränkten Grad zu. Die Komponenten der Einheiten sind nicht beliebig austauschbar und ihre Reihenfolge innerhalb der Konstruktion festgelegt. Der Austausch einer Komponente durch eine semantisch verwandte kann zum Bedeutungsverlust des ganzen Gebildes führen. Viele Phraseologismen gelten als idiomatische Ausdrücke: Die Gesamtbedeutung des Phraseologismus ergibt sich nicht aus der Summe der Bedeutungen von einzelnen Komponenten (vgl. Fleischer 1997:68, Burger 2003:11-15).

3. Symbolbegriff

Da das Symbol als Forschungsgegenstand zahlreicher Disziplinen gilt, stößt man auf viele Definitionen des Phänomens. In dem Beitrag wird die Auffassung von Dobrovoľskij/Piirainen (1996, 1998, 1999) vertreten, nach der Symbole als Zeichen verstanden werden, die eine primäre und sekundäre Lesart aufweisen, wobei die zweite kulturell wichtiger als die erste ist. Das Symbol ist „ein Zeichen, dessen Inhaltsplan zugleich ein Zeichen einer anderen Rangordnung ist: Inhalt₍₁₎ dient selbst als Ausdruck für einen neuen Inhalt₍₂₎; dabei ist Inhalt₍₂₎ in der Regel kulturell bedeutender als Inhalt₍₁₎“ (Dobrovoľskij/Piirainen 1996:34). Diese Definition erfasst das Wesen der Symbole in der Sprache und der Symbole in anderen kulturell relevanten Kenntnissystemen. Auf die Sprache bezogen kann man es auch folgendermaßen ausdrücken: Das Symbol in der Sprache ist ein Zeichen, das auf der einen Seite, in der primären Lesart, auf eine dingliche Entität verweist. Zum Beispiel das Wort *Wolf* in (1)

- (1) *ein Wolf im Schafspelz* ‚ein harmlos, sanft und friedlich wirkender Mensch, der in Wirklichkeit sehr gefährlich ist und böse Absichten den anderen gegenüber hat‘

referiert auf das konkrete Tier (Inhalt₍₁₎). Auf der anderen Seite dient der Inhalt₍₁₎ selbst zum Ausdruck für einen neuen Inhalt₍₂₎, indem das Wort *Wolf* im Kontext (in einem Phraseologismus) sekundär auf ‚das Böse, Gefährliche‘ hinweist. Inhalt₍₂₎, die sog. symbolische Bedeutung bzw. Funktion, stellt etwas Abstraktes dar, das über das Materielle in der realen Welt hinausgeht (vgl. Dobrovol'skij/Piirainen 1996:35).

Von den Symbolen in der Sprache sind Metaphern zu unterscheiden². Der erste Unterschied liegt darin, dass das Symbol sich meistens auf die einzelne phraseologische Komponente (eigentlich auf das ihr zugrunde liegende Konzept) – vgl. (1), (2), die Metapher dagegen auf den ganzen Phraseologismus bezieht – vgl. (3). Die phraseologischen Komponenten, die Symbolträger sind, besitzen eine relative semantische Autonomie; z.B. in (2) lässt sich *Schwein* vom phraseologischen Kontext herauslösen und durch *Glück* ersetzen:

- (2) *Schwein haben* ‚Glück haben‘
- (3a) *sich aufs hohe Pferd setzen* ‚überheblich werden‘
- (3b) *den Ochsen hinter den Pflug spannen* ‚etwas verkehrt, in umgekehrter Reihenfolge machen‘

Die Metaphern in (3) beruhen im Gegensatz zu Symbolen auf bildlicher Grundlage, sie stehen dem „Pol der Ikonizität näher als die Symbole“ (Dobrovol'skij/Piirainen 1996:38) und sind vom Kontext abhängig.

Als zweites Merkmal, das Symbole von Metaphern abgrenzen lässt, gilt die unterschiedliche Motivationsart der Phraseologismen. Die Symbole lassen sich anhand des kulturellen Wissens – vgl. (1), (2), die Metaphern anhand des Weltwissens interpretieren – vgl. (4):

- (4a) *ein weißer Rabe* ‚ein außergewöhnlicher Mensch, der unter bestimmtem Aspekt eine große Seltenheit ist‘
- (4b) *den Bock melken* ‚etwas Unsinniges tun, sich bemühen, etwas Unmögliches zu machen und keine Ergebnisse dabei haben‘
- (4c) *mit den Hühnern aufstehen/schlafen gehen* ‚gewohnheitsmäßig sehr früh aufstehen oder schlafen gehen‘

In (1) knüpft die symbolische Funktion von *Wolf* an viele Volksmärchen an, wo der Wolf als gefräßiges Tier eine große Gefahr für die Menschen darstellt (vgl. Biedermann 2000:488). In (2) geht die symbolische Funktion von *Schwein* auf die mittelalterliche Sitte zurück, bei Wettkämpfen dem Schlechtesten als Trostpreis ein Schwein zu schenken (vgl. Duden 2002:692). In (4) muss bei der Interpretation ein Fragment des Weltwissens herangezogen werden. In (4a) soll man wissen, dass der Vogel schwarzes Gefieder hat und Albinos als eine Seltenheit gelten. In (4b) wird ebenso auf die zoologischen Kenntnisse zurückgegriffen: Der Bock ist ein männliches Tier und kann deswegen keine

² Vgl. das Instrumentarium, das von Dobrovol'skij/Piirainen (1996, 1998) entwickelt wurde.

Milch geben. In (4c) sollte man das Verhalten der Tiere kennen: Hühner werden vom frühen Morgen aktiv, sie gehen aber auch sehr zeitig schlafen.

Manchmal kann es vorkommen, dass ein Phraseologismus sich sowohl symbolisch als auch metaphorisch interpretieren lässt :

- (5) *fleißig wie eine Ameise* ‚sehr fleißig, arbeitsam sein‘.

Der phraseologische Vergleich ist einerseits aufgrund vom Wissen über das Leben der Tiere motiviert (reges Treiben der Ameisen in einem Ameisenhaufen, unermüdliches Marschieren der Tiere auf der Suche nach Nahrung). In diesem Fall handelt es sich um die metaphorische Lesart. Andererseits kann man sich bei der Interpretation auf frühchristliche Schriften bzw. das biblische Buch der Sprichwörter (Spr 6,6-8) stützen, wo sich an vielen Stellen Verweise auf die Emsigkeit der Ameisen finden lassen (vgl. Biedermann 2000:28, Schauer-Trampusch 2002:63). Hier wird die symbolische Lesart gemeint.

4. Untersuchungsergebnisse

Der Analyse wurden 270 deutsche und 275 polnische Phraseologismen mit Tierbezeichnung im Komponentenbestand unterzogen. In 122 (45 %) deutschen und 125 (45,5 %) polnischen Konstruktionen konnten kulturell geprägte symbolische Bedeutungen von Tierkonzepten nachgewiesen werden. Diese zahlenmäßige Übereinstimmung zeugt davon, dass die untersuchten Sprachen (zumindest in dem erforschten Ausschnitt) gleich stark von Symbolisierungen durchdrungen sind. Die Ergebnisse sind auch ein Beweis dafür, dass die Phraseologismen nicht immer Träger von Symbolen sein müssen. In dem untersuchten Material betraf dies Phraseologismen mit folgenden Komponenten: *Dachs*, *Eichhörnchen*, *Floh*, *Motte*, *Hecht*, *Schmetterling* im Deutschen und *żaba* (‚Frosch‘), *kruk* (‚Rabe‘), *sroka* (‚Elster‘), *szczur* (‚Ratte‘), *ptak* (‚Vogel‘), *wesz* (‚Lau‘) im Polnischen. Als symbolisch am stärksten geprägt haben sich Tierkonzepte BOCK, ESEL, FUCHS, HUND erwiesen. Phraseologismen mit Komponenten, denen die genannten Konzepte zugrunde liegen, kommen in beiden Sprachen verhältnismäßig zahlreich vor.

Zu den kulturellen Kenntnissystemen, die am häufigsten als Interpretationsgrundlage von Tierkonzepten dienen, gehören:

A. Religion (Bibel): Schwein als Symbol des Unwissens, gestützt auf dem Zitat aus dem Matthäusevangelium 7,6: „Wirf keine Perlen vor die Säue“ / „Nie rzucaj pereł przed wieprze“ ‚Sprich mit dem Nicht-Eingeweihten nicht über Sachen, die er auch nicht begreifen kann‘ (vgl. Kopański 2001:424). Dieses Symbol wird in Phraseologismen *keine Perlen vor die Säue werfen* / *rzucić pereł przed wieprze* aktiviert.

B. Fabeln der griechisch-römischen Antike: Schlange als Symbol der Falschheit, aus der Äsopschen Fabel „Der Bauer und die Schlange“. Der Bauer findet eine steif gefrorene Schlange. Aus Gutmütigkeit legt er sie unter sein Hemd und wärmt. Später wir er von

der Schlange gebissen (vgl. Kopański 2001:454). Das Symbol ist in den Phraseologismen *eine Schlange am Busen nähren*, *eine falsche Schlange*, *chować/hodować zmię na piersi* vorhanden.

C. Europäischer Volksglauben: Storch als Symbol des Kindersegens, gestützt auf der im Volksmund verbreiteten Vorstellung vom Storch, der Kinder bringt. Sie steht im engen Zusammenhang mit der weiteren Symbolik dieses Vogels: ‚Frühlingsankündigung‘, ‚Auferstehung‘, ‚Leben‘, ‚Fruchtbarkeit‘, ‚gutes Omen‘, ‚Glück‘ (vgl. Biedermann 2000:428). Dies lässt sich auf Phraseologismen *der Storch hat angerufen*, *der Storch beißt jdn. ins Bein*, *wierzyć w bociany* beziehen.

Die Analyse hat zudem Folgendes ergeben: In den meisten Fällen (28 Tierkonzepte) waren die symbolischen Funktionen einzelner Tierkonzepte beiden Sprachen gemeinsam:

AFFE	‚Dummheit‘; ‚Bosheit‘; ‚Spottlust‘; ‚Geschicklichkeit‘
AMEISE	‚Fleiß, Arbeitsamkeit‘
BÄR	‚Stärke‘; ‚Plumpheit‘
BIENE	‚Fleiß, Arbeitsamkeit‘
BOCK	‚Eigensinn‘; ‚unreines Wesen (Gestank)‘; ‚Lüsternheit‘
ELEFANT	‚Plumpheit, Ungeschicklichkeit‘
ESEL	‚Dummheit‘; ‚Unwissen‘; ‚Eigensinn‘
FISCH	‚Gesundheit, Lebhaftigkeit‘; ‚Gefühllosigkeit‘; ‚Schweigsamkeit‘
FUCHS	‚Schlauheit, Klugheit‘; ‚Erfahrung‘
GANS	‚Dummheit‘
HASE	‚Ängstlichkeit‘
HUND	‚das Schlechte, Minderwertige, Verächtliche‘; ‚Treue‘; ‚Wachsamkeit‘
KALB	‚Dummheit, Einfalt‘
KATZE	‚Falschheit‘
KUH	‚Dummheit‘
LAMM	‚Sanftmut‘
LÖWE	‚Stärke‘; ‚Kampfmüt‘; ‚Gefahr‘
MAUS	‚das Kleine, Unauffällige‘
OCHS	‚geduldige Arbeit‘; ‚Stärke‘
PAPAGEI	‚Nachahmung‘
PFAU	‚Stolz‘
PFERD	‚Kraft‘; ‚Ausdauer‘
SCHWEIN / SAU	‚abstoßendes, schmutziges Wesen‘; ‚Unanständigkeit‘; ‚Gemeinheit‘; ‚Unwissen‘
SCHAF	‚Sanftmut‘; ‚der Gläubige‘
SCHLANGE	‚Falschheit, List, Täuschung‘; ‚Ursünde, Verführung‘; ‚Teufel‘
STORCH	‚Kinderbringer / -segner‘
WOLF	‚Hunger, Gier‘; ‚Aggressivität‘; ‚das Böse, Gefahr‘
WURM	‚das Minderwertige, Erbärmliche‘

Tab. 1. Symbolische Funktionen von Tierkonzepten, die in Phraseologismen beider Sprachen aktiviert werden

Aus der obigen Zusammenstellung lässt sich entnehmen, dass Tierkonzepte oft mit mehreren symbolischen Bedeutungen verbunden sind.

Nur bei wenigen Tierkonzepten (8 Tierkonzepte) wurden symbolische Funktionen festgestellt, die in einer Sprache vorhanden sind. Die Beispiele konnten in 3 Gruppen eingeteilt werden.

Gruppe 1:

Außer den symbolischen Funktionen, die beiden Sprachen gemeinsam sind, lassen sich in den Phraseologismen einer Sprache weitere symbolische Bedeutungen erblicken: Für das Konzept FUCHS gilt in beiden Sprachen die symbolische Funktion ‚Schlauheit, Klugheit‘. Aber im deutschen Phraseologismus *dem Fuchs hängen die Trauben zu hoch/sind zu sauer* ‚jemand tut, als wolle er etwas nicht haben, das er in Wirklichkeit doch möchte, aber nicht erreichen kann‘ steht Fuchs symbolisch für ‚Falschheit, Heuchelei‘. Hier wird an die äsopische Fabel vom Fuchs angeknüpft, der an die süßen Trauben nicht herankommt, weil sie zu hoch hängen. Er überspielt seine Enttäuschung mit der Behauptung, die Trauben seien ihm viel zu sauer (vgl. Duden 2002:781). In polnischen Phraseologismen wird diese symbolische Funktion nicht aktiviert. In dem Phraseologismus *lisek chytrusek* (‚ein geiziger Mensch‘) ist Fuchs symbolisch mit ‚Geiz‘ verbunden. Dies ist auf die Fabel von Äsop „Fuchs und Kranich“ zurückzuführen. Der Fuchs lädt den Kranich zum Essen ein und lässt ihn vom flachen Teller speisen (vgl. Kopaliński 2001:201). Diese Funktion lässt sich im Deutschen nicht feststellen.

Gruppe 2:

Sowohl im Deutschen als auch im Polnischen kommen Phraseologismen mit bestimmter Tierkomponente vor, aber nur in einer Sprache sind die Tierkonzepte mit symbolischen Funktionen verbunden: Für ELSTER gilt im Deutschen die symbolische Funktion ‚Dieberei‘ (*eine diebische Elster, stehlen wie eine Elster*). Die Elster ist ein Vogel, dem das Sammeln glänzender Gegenstände nachgesagt wird (vgl. Duden 2002:728). Im polnischen Sprachmaterial wurden keine symbolischen Funktionen von Elster gefunden.

Gruppe 3:

In einer Sprache sind keine Phraseologismen mit der bestimmten Tierkomponente vorhanden:

Das Polnische verzeichnet keine Phraseologismen mit der Komponente *kukułka* ‚Kuckuck‘. Im Deutschen kommen sie dagegen sehr zahlreich vor. Die meisten Wendungen sind Ausrufe in der Funktion des Fluches oder Verwünschung, die menschliche Verärgerung, Verwunderung oder Ratlosigkeit ausdrücken (*geh/scher dich zum Kuckuck, hol dich der Kuckuck, hol's der Kuckuck, sich den Kuckuck um etwas scheren, zum Kuckuck*

nochmal). Mit dem Namen des Vogels ist der Teufel gemeint. Seit dem 16. Jahrhundert schreibt der Volksglaube dem Kuckuck ein Verhältnis zum Teufel zu, man sah in ihm auch den Teufel selbst (vgl. Röhrich 1977:551). In den oben angeführten Phraseologismen ist Kuckuck mit der symbolischen Funktion ‚Teufel‘ verbunden.

Die durchgeführte Analyse hat ergeben, dass deutsche und polnische Phraseologismen im gleichen Grad mit Symbolen durchdrungen sind. In den meisten Fällen sind die einzelnen Tierkonzepte mit denselben symbolischen Funktionen in beiden Sprachen verbunden. Die Unterschiede sind schwach ausgeprägt. Die Zugehörigkeit beider Gemeinschaften zum europäischen Kulturraum wird auf der sprachlichen Ebene sehr deutlich.

Literatur

- BIEDERMANN H., ⁴2000, Knaurs Lexikon der Symbole, München.
- BURGER H., ²2003, Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen, Berlin.
- Duden, ²2002, Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- DOBROVOL'SKIJ D. / PIIRAINEN E., 1996, Symbole in Sprache und Kultur. Studien zur Phraseologie aus kultursemiotischer Perspektive, Bochum.
- DOBROVOL'SKIJ D. / PIIRAINEN E., 1998, On symbols. Cognitive and cultural aspects of figurative language, in: *Lexicology. An International Journal on the Structure of Vocabulary* 4, 1-34.
- DOBROVOL'SKIJ D. / PIIRAINEN E., 1999, "Keep the wolf from the door". Animal symbolism in language and culture, in: *Proverbium. Yearbook of International Proverb Scholarship* 16, S. 61-93.
- ECO U., ²1991, Einführung in die Semiotik, München.
- FLEISCHER W., ²1997, Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache, Tübingen.
- KOPALIŃSKI W., 2001, *Słownik symboli*, Warszawa.
- MÜLDNER-NIECKOWSKI P., 2003, *Wielki słownik frazeologiczny języka polskiego*, Warszawa.
- RÖHRICH L., 1977, *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Freiburg im Breisgau.
- SCHAUER-TRAMPUSCH T., 2002, Klein, aber oho! Symbole und Metaphern in der slowenischen Tierphraseologie am Beispiel der Konzepte AMEISE, BIENE, WESPE und FLIEGE, in: Piirainen E./Piirainen T. (Hg.), *Phraseologie in Raum und Zeit. Akten der 10. Tagung des Westfälischen Arbeitskreises „Phraseologie/Parömiologie“*, Hohengehren, S. 57-76.

Transsemiotische Interaktionen von Sprache und Bild

1. Einleitung

Die Beziehungen von Text und Bild sind seit einiger Zeit ein Gegenstand intensiver Diskussionen in der angewandten Linguistik, Kommunikationswissenschaft und Semiotik. Obwohl namhafte Medienforscher wie Ulrich Schmitz (2005) immer noch deutliche Lücken in der Erforschung der Beziehungen von Text und Bild sehen, haben sich bisher zahlreiche Autoren wie z.B., Janich (³2003), Schierl (2001) und Stöckl (2004), dieser Frage in ihren Monografien gewidmet. Die erwähnten Forscher haben meines Erachtens wichtige und ergiebige Grundlagen für Text-Bild-Verknüpfungen in Medientexten gegeben, so dass diverse Verbindungstypen in konkreten Texten mit diesem Instrumentarium aufgespürt und deskriptiv erfasst werden können. Eine wirklich deutliche Forschungslücke spürt demgegenüber die heutige Medienwissenschaft in der Erforschung der transsemiotischen Beziehungen unterschiedlicher Zeichensysteme und Medien. Die schnelle und darüber hinaus immer mehr beschleunigende Alltagskommunikation verwendet nämlich nicht nur unterschiedliche Zeichensysteme wie Sprache, Bild und Ton, sondern transportiert Inhalte aus einem Zeichensystem in ein anderes, aus einem Medium in ein anderes. Für solche semiotischen Metamorphosen in kommerziellen Medientexten lässt sich ein grundlegender Anlass festlegen: Ein effektiver Bruch der Rezeptionserwartungen, ein Überraschen der Rezipienten in deren Wahrnehmungshorizont, damit man eine engagierte Beschäftigung mit dem jeweiligen Text- oder Bildangebot und bestimmte Handlungen bzw. mentale Einstellungen beim Rezipienten erreicht.

2. Transkodierungen und benachbarte Begriffe

Bevor die Transformationen des Textes zum Bild und umgekehrt des Bildes zum Text an entsprechenden Beispielen reflektiert werden, bedarf es einer kurzen Überlegung, in welchem Zusammenhang der transsemiotische Wandel zu benachbarten Begriffen der Intertextualität, Diskursivität, Intermedialität und der komplexen Hypertextualität steht.

Das Präfix 'Trans-, überschreibt das Präfix 'Inter-, oder mit anderen Worten, einer formalen und inhaltlichen Umkodierung eines Gehalts liegt primär eine Interaktion der semiotischen Texte zugrunde. In der literatur- und sprachwissenschaftlichen Tradition steht dafür der Begriff der **Intertextualität**, d.h. eine Referenz eines sprachlichen Folgetextes auf einen sprachlichen Prätext.¹ Wenn die Intertextualität von zwei auf mehrere Texte erweitert wird, dann stehen derartige Texte im Netz des Diskurses. Eine dabei herausgebildete **Diskursivität** von Texten umfasst dann sehr oft unterschiedliche Zeichensysteme und Medien, so dass ihr ein Merkmal intermedial bzw. heteromedial hinzukommt. Die **Intermedialität** kennzeichnet demnach die formale und/oder thematisch-inhaltliche Vernetztheit von Texten unterschiedlicher medialer Provenienz. Im Hinblick auf die heutige Kommunikationswelt ist sie wiederum ein Standardmerkmal der **Hypertextualität**, die sich von der Intertextualität und Diskursivität vornehmlich in der permanenten Verwendung von einigen Medien, in der virtuellen Zeichendarbietung und Nichtlinearität der Informationsverknüpfung unterscheidet.

An jene Referenzphänomene schließen sich auch **transsemiotische Umkodierungen** von Inhalten und Botschaften an, d.h. Wiedergaben bestimmter Inhalte in einem anderen als das usuell verwendete Zeichensystem und Medium. Unter heutigen Medientheorien liefert die Transkriptivitätstheorie von Jäger (2002) und Jäger et al. (2008) wichtige Hinweise für transsemiotische Umkodierungen. Die Transkription fungiert dabei ein Ausgangsbegriff. Die Transkriptivität umschließt „intramediale oder intermediale Transkriptionen“, „stellt zum zweiten den Bezug zur kulturellen Semantik her“ und besagt, dass „Wissens- oder Mitteilungsinhalte nicht von ihrer medialen Darstellung zu trennen sind“ (Jäger et al. 2008:22). An den Terminus Transkription, unter dem wir eine schriftliche Notation des Verbalen geläufig verstehen, knüpfen sich also nicht nur unterschiedliche Textrepräsentationen, sondern komplexe Übergänge und Reinterpretationen: „Transkriptionen sind insofern immer Readressierungen, die eine Skriptur von ihrer alten semantischen Rahmung, d.h. von ihren ‚ursprünglichen‘ Zirkulations- und Lokalisierungsbedingungen trennen, um sie semantisch und ästhetisch zu reinszenieren. Transkriptionen tilgen gleichsam die präskripturalen Umgebungen der Skripturen, die sie herausgreifen, und versehen sie mit neuen Rahmungen und neuen Adressen und damit mit neuen lokalen Bedingungen ihrer semantischen und ästhetischen Rezipierbarkeit“ (Jäger et al. 2008:24). Daraus folgt, dass jedes Zeichensystem

¹ Je nach der verfolgten Textauffassung kann die Intertextualität visuelle Texte, d.h. Bilder, umfassen und dann im Rahmen einer semiotischen Intertextualität verstanden werden. Da sich mindestens seit dem Sammelband von Maar/Burda (2004) eine eigenständige Bildwissenschaft etabliert hat, sollte man bei Bild-Bild-Referenzen von der **Interpicturalität** bzw. **Interbildlichkeit** (vgl. Opiłowski 2008) eher sprechen. Dies bedeutet auf keinen Fall, dass sich die Sprachwissenschaft in diesem und anderen Gebieten von der Bildwissenschaft abgrenzen sollte, vielmehr ist die enge Kooperation der beiden Disziplinen im Lichte der komplexen medialen Alltagskommunikation mehr denn je gefordert.

und dessen aktuelles Medium in der gegebenen Semiose obligatorische Interpretationen des Semantischen bei der Überführung in eine neue lokale Rahmung nach sich zieht.

Neben der aufschlussreichen Transkriptivitätstheorie gibt es andere Begriffe, die das Wesen der semiotischen Umkodierungen widerspiegeln, wie z.B. **Transkodierung** (Nöth 2000:223ff.), **Transmutation** und **intersemiotische Übersetzung** (Jakobson 1992:489), der **ungleichwertige Medienwechsel** (Opilowski 2006:281f.) oder **Transliteration**, wobei die letztere der Semiotiker Winfried Nöth (2000:354) auf Übertragungen der alphabetischen Schriftzeichen in ein visuelles Alphabet (z.B. Flaggen- oder Handzeichen), akustisches (Morse) oder taktilen (Braille) bezieht. Bei den semiotischen Umkodierungen stellt sich stets die Frage nach dem Wandel der Inhalte, Strukturen, Funktionen und Wirkungen von umkodierten Texten und Bildern. Im Folgenden wird versucht, an entsprechenden Beispielen auf diese Aspekte einzugehen.

3. Text wird zum Bild

Die ersten zwei Beispiele stammen aus der Textsorte Printwerbung. Sie veranschaulichen zunächst eine partielle und dann eine totale Transkodierung eines phraseologischen Textes zum Bild. Phraseologismen eignen sich hervorragend für Umkodierungen zum Bild, weil ihnen eine visuelle Bildhaftigkeit zugrunde liegt und diese kann zum materiellen Bild rekodiert werden.

Die Schlagzeile in der Werbeanzeige in Abb. 1 bezieht sich auf einen verbalen Phraseologismus *jmdn. im Regen stehen lassen*. Der Textproduzent wirbt für eine umfassende und zuverlässige Unterstützung in der Datenkommunikation. Die mangelnde Betreuung und ein „Im-Stich-Lassen“ von vielen anderen Internetanbietern drückt sich zunächst in der phraseologischen Schlagzeile aus. Die zum Regen verbildlichte Schrift begleitet parallel diesen sprachlichen Text. Zwei Ebenen, die sprachliche und bildliche, unterstreichen damit negative Handlungen der Konkurrenz des werbenden Internetanbieters „KKFnet“. Schaut man nun auf den Regenschirm unten rechts, so wird dieser pejorative Ausgangspunkt durchbrochen. Die Hilfe, Zuverlässigkeit und Unterstützung bietet natürlich „KKKnet“ an. Diese Merkmale werden in der assoziativen Abbildung des Regenschirms wie auch wortwörtlich im Haupttext unten hervorgehoben.

Das Zusammenwirken des regnerischen Schriftbildes mit dem ikonischen Regenschirm nimmt direkten Bezug zur sprachlichen Headline. Damit vollzieht sich eine Rekodierung des phraseologischen Textes, weil sein bildlicher Ursprung erinnert wird. Immerhin ist es eine **partielle Rekodierung**, weil nur eins von abbildbaren Objekten des Phraseologismus, d.h. der Regen, visuell inszeniert wird. Diese duale, sprachlich-bildliche Kodierung der Argumentationslinie aktiviert beim Werbepublikum eine sprachliche und bildliche Vorstellung, zieht ihn intensiv in diesen semiotischen Text mit ein und lädt ihn sogar zum sprachlich-visuellen Entschlüsseln der Werbebotschaft ein.

**VIELE
BREITBAND-ANBIETER
LASSEN IHRE
KUNDEN IM
REGEN STEHEN.**



KKFnet bietet mit Professional DSL nicht nur schnellen Service, wenn's um den Breitband-Internetzugang geht. Wir bieten umfassenden Service und begleiten Sie auf Ihrem Weg in die Datenkommunikation von morgen. Wo Ihre Ansprüche wachsen, wachsen unsere Lösungen mit. Denn wir verstehen uns seit über 10 Jahren als Partner des Mittelstandes. www.kkfnet.de

KKFnet
Alles geht. Gehen Sie mit.

Abb. 1: „Focus“, Nr. 28/2001, S. 33



**Im Fernsehen kann man
alles sehen. Wir zeigen Ihnen
die Sehenswürdigkeiten.**



IHR WÖCHENTLICHES
QUALITÄTS-PROGRAMM.

HÖRZU. Schalten Sie um auf Qualität.

Abb. 2: „Focus“, Nr. 44/1999, S. 348

Anspruchsvoller für Produzenten und Rezipienten sind solche Transkodierungen des sprachlichen Textes, wenn dieser in einer Werbeanzeige überhaupt nicht auftritt und aufgrund der Abbildung selbst rekonstruiert werden kann. Ein Beispiel dafür findet sich in Abb. 2.

In diesem Gesamttext haben wir es zu tun mit der **totalen Rekodierung** des Phraseologismus *eine Stecknadel im Heuhafen suchen*. Obwohl die Grenzen zwischen partiell und total fließend sein können, werden in diesem Beispiel bereits zwei abbildbare Objekte sichtbar, d.h. eine Stecknadel und ein Heuhafen. Ohne diese bildliche Fülle kann der Rezipient den phraseologischen Text nicht rekonstruieren. Eine große Hilfe bei diesem Entschlüsseln bietet indes die Schlagzeile: *Im Fernsehen kann man alles sehen. Wir zeigen Ihnen die Sehenswürdigkeiten*. Im Rezeptionsprozess dieses Gesamttextes wechselt also der Rezipient von einem zu einem anderen Informationskode, von einem Zeichensystem zum anderen, um schließlich eine Werbebotschaft zu verstehen. Die im Slogan unten beworbene neue Qualität von „Hörzu“ wird außerdem bildlich zum Ausdruck gebracht, d.h. die Stecknadel hat einen roten Faden, mit dem man diese Stecknadel aus dem Heuhafen herausziehen, d.h. das Gesuchte finden kann. Damit zeigt sich auch, dass der rekodierte Phraseologismus selbst auf der Bildebene einer partiellen Modifizierung unterliegt.

Erwähnung verdient, dass das phraseologische Bild gar nicht notwendig im Rezeptionsprozess zum sprachlichen Phraseologismus rückübersetzt werden muss. Das Bild an sich als eine Art visuelle Metapher ist in seiner Darstellung genug aussagekräftig, damit man der Argumentation folgt und eine kohärente Werbebotschaft ablesen kann.

4. Bild wird zum Text

Was nun den Wandel vom Bild zum Text anbetrifft, so liefert die Textsorte Werbung wenig Beispiele. Dies ist damit zu erklären, dass in kommerziellen Texten immer häufiger Gebrauch von bildlichen Darstellungen gemacht wird. Mit Bildern lässt sich in der Regel wirksamer informieren und appellieren als mit der Sprache.

In nicht gebrauchsbasierten Texten, wie z.B. in Romanen, finden sich nicht selten ausgiebige Beschreibungen materieller Bilder. Ohne ein konkretes Beispiel von Augen zu führen, kann man annehmen, dass außer der direkten sprachlichen Wiedergabe des Bildinhalts ein weites Feld für zusätzliche Interpretationen und Konnotationen besteht. Aber auch Bilder können sprachliche Texte erweitern und modifizieren, wovon das Beispiel mit der Stecknadel im Heuhafen zeugt. Trotzdem ist das arbiträre sprachliche Zeichensystem reicher an stilistischen Mitteln, die ein bestimmtes Bild vielfältig charakterisieren lassen.

Für die Transkodierungen des Bildes zum Text sind diejenigen Bilder geeignet, die in phraseologischen Redewendungen enthalten sind. Sie funktionieren dann in phraseo-

logischen Texten als **sprachliche Bilder**, denen eine konkrete Bedeutung zukommt. Sie erleichtern das Verstehen abstrakter Inhalte aufgrund des Vergleichs mit der visuellen Außenwelt. In sprachlichen Texten unterscheidet Fix (2002:18f.) **drei Arten der sprachlichen Bildlichkeit**. Neben der bildhaften Wortsemantik, der Anschaulichkeit der Form des Sprach- oder Schriftbildes gibt es den „Vorgang der metaphorischen Übertragungen von Inhalten, der als Kernbereich der Anschaulichkeit gilt“ (Fix 2002:19). Aus kognitiver Sicht stellt sich hierbei die Frage nach tatsächlichen Bildvorstellungen bei den metaphorischen und phraseologischen Sprüchen. Fix (2002:22) geht dabei mit Recht davon aus, dass lediglich selten gebrauchte oder neue Metaphern eine mentale Bildvorstellung hervorrufen können. Dies geschieht daher in den Fällen, wenn der Rezipient bestimmte Verstehensschwierigkeiten hat und dann seine Vorstellung aktiviert, um vom aktivierten mentalen Bild ein sprachliches Bild abzuleiten.

Manche spezifischen Kommunikationsbedürfnisse machen die Transkodierungen der Bilder in die Sprache erforderlich. Viele von heutigen DVD-Filmen enthalten zusätzliche Funktion der sprachlichen Bilddeskriptionen für sehbehinderte und blinde Zuschauer. Die Schwierigkeit solcher verbalen Transkriptionen offenbart sich an einigen Stellen: bewegte, handlungs- und informationsreiche Bilder müssen mit einem knappen sprachlichen Kommentar wiedergegeben werden; deswegen kann der Lektor nur Schlüsselszenen beschreiben und auf inhaltlich zusammenhängende Beschreibung achten; sprachliche Deskriptionen fügen sich zwischen laufende Schauspielerdialoge ein, was ebenso eine weitere zeitliche Einschränkung mit sich bringt.

5. Schlussbemerkungen

Die semiotische Partnerschaft von Sprache und Bild gestaltet sich in der heutigen Medienkommunikation nicht nur in gegenseitigen Beziehungen von Sprache und Bild, selbst nicht nur in der Interaktion von diversen Zeichensystemen wie Farben, Schrifttypen, Linien, Gestalten der Informationsträger oder räumlichen Strukturen, sondern in einem partiellen oder totalen Herausgehen und Hineintreten aus einem Zeichensystem in ein anderes. Stets unterliegen Text und Bilder obligatorischen Umwandlungen in Form und Inhalt, sind auf semiotische Möglichkeiten eines neuen Zeichensystems und seines Trägers angewiesen. Ausgangsobjekte müssen im Rezeptionsprozess nicht immer vergegenwärtigt werden (vgl. Abb. 2) und können auch ihren Adressatenkreis ändern (z.B. Bilddeskriptionen in Filmen). Sprachliche Texte verfügen über reiche Deskriptionsmöglichkeiten, weisen unmittelbar auf bestimmte Dinge oder Kategorien hin. Demgegenüber bieten Bilder direkte Vergleiche mit der Außenwelt an, visualisieren komplexe Informationen knapp und bündig. Bilder können aber nicht lügen oder verneinen, feststellen oder bejahen. Sie bilden „lediglich“ bestimmte Artefakte ab, veranschaulichen sie, und eröffnen damit einen großen Raum für Interpretationen und Assoziationen. Eins muss man jedoch bei Bildern immer beachten: Wir sehen nur

das, was wir wissen oder, wie es der polnische Mikrobiologe und Mediziner Ludwik Fleck formuliert: „Um zu sehen, muß man zuerst wissen“ (1983:147). In der Sprache dagegen können wir auch das sehen, d.h. ablesen, was wir nicht wissen.

Literaturverzeichnis

- FIX U., 2002, An-schauliche Wörter? Wörter im Dienste der ‚Bildhaftigkeit‘, ‚Bildlichkeit‘, ‚Bildkräftigkeit‘, ‚Sinnlichkeit‘, ‚Lebendigkeit‘, ‚Gegenständlichkeit‘ von Texten, in: Barz I./Fix U./Lerchner G. (Hg.), *Das Wort in Text und Wörterbuch*, Stuttgart/Leipzig, S. 9-22.
- FLECK L., 1983, *Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze*, Frankfurt am Main.
- JÄGER L., 2002, Transkriptivität. Zur medialen Logik der kulturellen Semantik, in: Jäger L./Stanitzek G. (Hg.), *Transkribieren Medien/Lektüre*, München, S. 19-41.
- JÄGER L. / JARKE M. / KLAMMA R. / SPANIOL M., 2008, Transkriptivität: Operative Medientheorien als Grundlage von Informationssystemen für die Kulturwissenschaften, in: *Informatik-Spektrum* 31 (1), S. 21-29.
- JAKOBSON R., 1992, Linguistische Aspekte der Übersetzung, in: Jakobson R., *Semiotik. Ausgewählte Texte 1919-1982*, Frankfurt am Main, S. 481-491.
- JANICH N., ³2003, *Werbesprache. Ein Arbeitsbuch*, Tübingen.
- MAAR CH. / BURDA H. (Hg.), 2004, *Iconic turn. Die neue Macht der Bilder*, Köln.
- NÖTH W., ²2000, *Handbuch der Semiotik*, Stuttgart etc.
- OPIŁOWSKI R., 2006, *Intertextualität in der Werbung der Printmedien. Eine Werbestrategie in linguistisch-semiotischer Forschungsperspektive*, Frankfurt am Main etc.
- OPIŁOWSKI R., 2008, Die Interbildlichkeit und deren sprachliche Unterstützung in den Titelseiten des Magazins „Der Spiegel“, in: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 49, S. 45-72.
- SCHIERL T., 2001, *Text und Bild in der Werbung. Bedingungen, Wirkungen und Anwendungen bei Anzeigen und Plakaten*, Köln.
- SCHMITZ U., 2005, Blind für Bilder. Warum sogar Sprachwissenschaftler auch Bilder betrachten müssen, in: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 69, S. 187-227.
- STÖCKL H., 2004, *Die Sprache im Bild – das Bild in der Sprache. Zur Verknüpfung von Sprache und Bild im massenmedialen Text. Konzepte – Theorien – Analysemethoden*, Berlin/New York.

Lexik und lexikalische Strukturen zur Rekonstruktion und Interpretation musikalischer Werke in Musikkritiken der „Neuen Zeitschrift für Musik“ 1985-1997

Die Analyse musikkritischer Texte der „Neuen Zeitschrift für Musik“ aus den Jahren 1985-1997 stellt den Sprachwissenschaftler vor die Frage: wie reagiert die Sprache der Kritik auf die Musik der Postmoderne? Für ihre Werke ist es charakteristisch, dass sich hier Elemente aller früheren Kunststile und Epochen nach Belieben miteinander vermischen, dass sich Kunstwerk und Handwerk, Kultur und Massenkultur derselben Symbolik bedienen und schwer voneinander unterscheiden lassen. Wahre Kunst ist dermaßen subjektiv und individuell, dass es immer schwerer wird, Zugang zu ihren Werten zu finden, sich von ihnen ansprechen zu lassen und Wissen über sie zu vermitteln. Um die wahren Werte zu erblicken und wörtlich zu erfassen, sie von gefälschten zu unterscheiden und in einem bekömmlichen Dekor vorzulegen, muss der Musikkritiker sowohl über fachliches Wissen verfügen als auch über sehr gute sprachliche Fähigkeiten. Zur Auswahl hat er sprachliche Mittel verschiedener Spracharten: der allgemeinen Sprache, der Wissenschaftssprache, der Sprache verschiedener Berufe und Lebensbereiche. Seine Aufgabe ist es, für das jeweilige Musikwerk unter diesen Mitteln die entsprechenden zu wählen. In den bildenden Künsten und in der Musik werden Kompositionen aus Elementen verschiedener Materialien mit dem Begriff Collage bezeichnet. Im Folgenden wird gezeigt, dass die Aussagen über Musik sowohl in der semantischen als auch auf der pragmatischen Ebene Merkmale einer Collage-Struktur aufweisen. Die semantische Dimension beantwortet die Frage „Was wird über das Musikwerk gesagt?“. Die pragmatische Dimension ist die Antwort auf die Frage „Welche sprachlichen Mittel werden in Aussagen über Musik verwendet?“

Auf der semantischen Ebene bildet die Frage nach dem Wissen, das in den Aussagen über Musik vermittelt wird, das Kriterium für die Unterteilung der Aussagen in noten-/klangtextgetreue Rekonstruktionen und assoziative Interpretationen des musikalischen Vorgangs. Rekonstruktionen sind Aussagen über kompositionstechnische Einzelheiten des Werkes, daher überwiegt hier der Fachwortschatz der Musikwissenschaft. Er ist in der Werkanalyse unentbehrlich für die präzise Bezeichnung der Musikelemente, d.h.

Ton, Klang, Rhythmus, Dynamik, Artikulation, Harmonie, Metrum, Tempo. Interpretationen sind Auslegungen des Werkes durch Assoziationen mit Phänomenen und Zuständen verschiedener Bereiche. Die Vergleiche, Metaphern und Parallelen bedienen sich des Wortschatzes aller Wissenschaften, verschiedener Berufe und Lebensbereiche, sprachlicher Mittel der Literatur und Dichtung, der Publizistik und Werbung. Die Collage-Struktur äußert sich auf der semantischen Ebene in der abwechselnden Erscheinung von Rekonstruktionen und Interpretationen musikalischer Vorgänge. In den Musikkritiken kommen Rekonstruktionen als längere Textfragmente selten vor. Rekonstruktionen und Interpretationen münden in den meisten Texten ineinander, so dass die Aussage sowohl dem technischen als auch dem künstlerischen Aspekt des Musikwerkes gerecht wird. In dem folgenden Beispiel (vgl. Żyłko-Groele 2000) münden Elemente der Rekonstruktionen und der Interpretationen ineinander; die gesamte Aussage ist eine Collage, in der die einzelnen Elemente unzertrennlich sind: *Die viersätzigte Sinfonie beginnt mit einem groß disponierten Tanz. Aber gemeint ist hier eher tänzerische Gestik, wie sie etwa beim Fechten beobachtbar wird: gesammelte Bewegung, die zu Ausbrüchen und Ausfällen auf dem Sprunge ist. Denn der Tanz wächst zwar aus einer motivischen Zelle, einem Quint-Sept-Sprung heraus, aber das mächtige Orchester [...] gerät sehr bald als Ganzes [...] in Bewegung.*

Auf der pragmatischen Ebene äußert sich die sprachliche Collage-Struktur in zwei Perspektiven:

- a. primäre Perspektive – **Konstitution** (Aufstellung) der Lexik verschiedener Bereiche nebeneinander: der allgemeinen Sprache, der Wissenschaftssprache, der Sprache der Literatur und Dichtung, der Sprache der Publizistik und Werbung, der Fachsprache verschiedener Berufe und der allgemeinen Sprache;
- b. sekundäre Perspektive – **Diffusion** (Durchdringung) grammatischer, syntaktischer und stilistischer Mittel einer Sprachart in die andere. Die Diffusion wird an ausgewählten Beispielen vorgestellt, in denen durch die Diffusion grammatischer Mittel einer Sprachart in die Lexik einer Andersens lexikalische Strukturen entstehen, die für die Wiedergabe musikalischer Vorgänge adäquat sind.

Ad a. Die primäre Perspektive der Collage Struktur sprachlicher Mittel (Konstitution)

Es wird Lexik verschiedener Bereiche verwendet: Musik- und Kunstwissenschaft, Sprachwissenschaft, exakte Wissenschaften, Architektur, Medizin, Natur, Sport, Reisen, Kochkunst, umgangssprachliche Redensarten. Zu den Aussagen mit lexikalischen Elementen aus dem Bereich der Musik- und Kunstwissenschaft gehören z.B.: *sinfonische Farbbrechungen, narzistisch verkapelte Musik, koloristischer Ganztonklang*. Die Lexik der Sprachwissenschaft wird in Aussagen über Musik oft verwendet. Sie beweist Ähnlichkeiten zwischen der Musik und der Sprache, z.B. *[in dem Werk gelingt dem Komponisten] die Konstruktion eines totalen musikalischen Systems, in dem sich Syntax und*

Semantik [...] determinieren lassen. [Er] bezeichnet die klanglichen Erscheinungsformen innerhalb seines neuen Stückes als Texturen. Exakte Wissenschaften (Chemie, Physik, Mathematik, Technik) repräsentieren: Mein erster Höreindruck registrierte Gestalten, die sich gegenseitig zu amalgamieren scheinen – in der Art von Interferenzen; ich hatte das Empfinden von etwas Subkutanem, [...] parametrisches Denken, das Musik als quantitative, in einem n-dimensionalen Parameterraum darstellbare akustische Vorgänge begreift, Glissandostrukturen in der Form geometrischer Regelflächen, Projektionen von hyperbolischen Paraboloiden auf die Zeit/Raum-Ebene der Partitur, die individualistische Kohäsion [der] Werke. Des Wortschatzes der Architektur bedient sich die folgende Aussage, in der ein ganzes Musikwerk mit einem Gebäude verglichen wird: Die Musik weiß also am Anfang schon, wie sie am Schluss sein wird, sie erzählt nicht, sie steht. Eine Entwicklung gibt es dennoch. Denn man sieht von diesem Gebäude ja nicht alles auf einmal, man lernt es kennen: so als ginge jemand mit einem Handscheinwerfer durch eine dunkle Kathedrale. Hier eine Bläusersäule, daneben feinstes Maßwerk, fixierte Improvisationen von Cello und Geige; dort Rosetten von Tamtams, Tomtoms und Bongos; breite Stufen, aus Kontrabässen gefügt. Aus der Medizin stammen: [Musik, die] eingetrocknete Säfte einer Wirbelsäule zum Vibrieren bringt, Klanggeburt, Kurzatmigkeit des Orchesterfundaments. In den nächsten Beispielen werden eine Ballett-Vorstellung und der Klang einiger Instrumente mit Naturphänomenen verglichen: Das russische Ballett war eine französische Blume, die im Treibhaus der russischen Belle Epoque zu ungeahnter Blüte gelangte, [...] dämmernde Landschaft in den Farben des Holzes, des gestopften Blechs, kühler Wind von Harfen. Es wird auch nach Entsprechungen in der Sinneswelt gesucht, z.B. Gesichtssinn: Nach einer Generalpause erfolgt der Umschlag in die Schwärze, in ein grelles Tutti-Crescendo, Lichteinfälle, gläsern-starre Flageoletten-Komposition, der fast körperhafte Flötenklang; Tastsinn: die Wärme der Streicher; Geschmack: die Süße der Geigen. Aus dem Bereich der Touristik und Reisen stammen: [ein] Vergnügenstrip ins Gebiet des Jazz, Entdeckungsreisen ins Innere der Klänge. Im folgenden Beispiel dient der Wortschatz der Kochkunst einer humorvollen Beschreibung eines Konzertes: Die fünf Gänge [...] erregen dank lukullischer Üppigkeit und raffiniert gewürzter Zubereitung den verwöhnten Gaumen. [...] Auf eine stürmische Vorspeise folgten [...] drei Hauptgerichte von vehementer Gegensätzlichkeit in makelloser Zubereitung. Schließlich kommen auch Redensarten der Umgangssprache vor: Den Vogel [...] schossen eine Tango-Elise frei nach Beethoven und das Pink-Panther Arrangement [...] ab.

Ad. b. Die sekundäre Perspektive der sprachlichen Collage-Struktur (Diffusion)

Der für diese Perspektive gebrauchte Begriff „Diffusion“ wurde den exakten Wissenschaften entliehen und – laut „Großes Fremdwörterbuch“ (Küfner et al. 1982) – bedeutet „[...] wechsel- oder einseitig verlaufende Durchdringung einander berührender Stoffe“. Zu den sprachlichen Diffusionsformen gehören u.a. Substantivierungen von Infinitiven, Adjektiven und Partizipien und Ableitungen mit den Suffixen *-ung*, *-heit*, *-keit*, *-tät*. Diffusionsformen können als eine spezielle Art der Aussagen über Musik

bezeichnet werden. Sie haben nämlich eine wichtige musikalische Funktion zu erfüllen: sie sind das ideale sprachliche Mittel zum Ausdruck des zeitlichen Verlaufs und zur Materialisierung und Verlebendigung musikalischer Vorgänge¹. Substantivierte Infinitive erhalten durch neutralen Genus einen verallgemeinernden Charakter. Sie sind das sprachliche Mittel für Darstellungen sowohl des melodischen als auch des rhythmischen Vorgangs. Melodik, Ton und Klang werden z.B. wiedergegeben mit: *das Rauschen (der Harfen), das Tönen, das Klagen, das Losbrausen*. Für Rhythmik und Organisation der Materie stehen z.B.: *das Festhalten (an periodischen Phrasen), das Umwandeln (eines jeden Klanges)*. Ganze Satzinhalte werden in ein Substantiv geräfft: *das Auf-der-Stelle-Treten, das Herumexperimentieren mit den Instrumenten, das <Verschwinden> des Identischen*. Substantiviert werden oft onomatopoetische Ausdrücke: *das Rascheln, Zischen, Wispern, Niederticken*. Substantivierte Adjektive und Partizipien dienen der Materialisierung von Eigenschaften. Durch dieses sprachliche Mittel können Sache und Eigenschaft zu einer Einheit gebracht und „materialisiert“ werden: *Triviales, Impressionistisches, Sprechendes, Ungleichzeitiges, Unvorhergesehenes, Früheres, Späteres, die Wärme, die Süße*. Ableitungen mit Suffixen *-ung, -keit, -heit, -tät* verschieben den Schwerpunkt der Aussage von der Tat auf das Ergebnis und von dem Ereignis auf seine Auswirkung. Mit dem Suffix *-ung* werden vor allem deverbative Substantive gebildet, die eine Tätigkeit oder einen Vorgang bezeichnen; dabei oft wird der Plural gebraucht z.B.: *Beschleunigungen und Verlangsamungen, Verdichtungen, Klangfarben [...] in charakteristischen Abfolgen und Schichtungen – Bewegungen von Klängen und Klangstrukturen im Raum*. Mit Hilfe der Suffixe *-keit, -heit, -tät* werden Eigenschafts- und Zustandsbezeichnungen von Adjektiven und Partizipien abgeleitet. Dadurch wird die Eigenschaft und der Zustand materialisiert und in die zeitliche Dimension versetzt. Um das Phänomen zu veranschaulichen, wird im folgenden Beispiel zunächst die adjektivische – für Vergleichzwecke erstellte – Ausdrucksweise verwendet, dann wird der Text in seiner Originalform zitiert: *[...] in der Lautstärke sich zeitweise steigernd, bis sie unerträglich wird [...]* vs. *[...] in der Lautstärke sich zeitweise bis zur Unerträglichkeit steigernd*. Dieselbe Funktion haben die Suffixe *-heit (die Gelassenheit [im Vorspiel])* und *-tät (Linearität [der Komposition])*.

Die Mannigfaltigkeit sprachlicher Mittel in den Musikkritiken der Postmoderne soll den Weg zum Kunstverständnis bahnen. Diese Aufgabe ist schwer, denn die Skala der Werte hat sich weit ausgedehnt bis an die Grenze der Unverständlichkeit. Durch die Vielfalt sprachlicher Mittel sind die Texte über Musik auch attraktiv und werben sowohl für die Musik als auch für sich selbst. Die so genannte „ernste“ Musik folgt dem Wettbewerb und ist an dem Wettkampf um den „Kunden“ beteiligt; sie ist eine „Ware“, für die geworben werden muss. Die Musikkritik hält dieser Tatsache Schritt: Überraschendes und Neues sind in Rezensionen und Werkkritiken keine Seltenheit

¹ Maria Piotrowska (1990:33) spricht in diesem Zusammenhang vom „upojęciowienie“ („Zum-Begriff-Machen“).

mehr; oft erweisen sich verschmähende und negative Rezensionen als das bessere Lock- und Werbemittel für die Musik. Der englische Musikwissenschaftler Winton Dean (geb.1916) sagte „Critics are Re-read and remembered less for their matter than for their manner” (zit. nach Hoger 1995:197).

Literatur

- KÜFNER R. et al., 1982, Großes Fremdwörterbuch, Leipzig.
- HOGER E.A., 1995, Writing in the discipline of music: Rhetorical parameters in writings about music criticism, Michigan.
- PIOTROWSKA M., 1990, Tezy o możliwości hermeneutyki muzycznej w świetle stu lat jej historii, Warszawa.
- ŻYŁKO-GROELE M., 2000, Erwägungen zur Sprache der Musikkritiken, in: Berdychowska Z./ Dębski A./Heinemann M. (Hg.), Textlinguistik und Pragmatik, Kraków, S.307-315.

Zum Spannungsfeld zwischen der Rechts- und Gemeinsprache unter dem Aspekt der Semantik und Kollokation

Das Recht bzw. Rechtsnormen werden ausschließlich durch Sprache zum Ausdruck gebracht (Bergmann 2002:124)¹. Der Rechtsverkehr basiert darauf, dass sprachlich fixierte Rechtsbestimmungen wiederum mittels der Sprache in konkreten Situationen umgesetzt werden. Die Sprache ist das einzige Arbeitsinstrument der Juristen. Deswegen muss sie auf das „Arbeitsmaterial“, mit dem Juristen arbeiten, d.h. auf das System von Rechtsverhältnissen, gut abgestimmt sein, damit das Funktionieren dieses Rechtssystems sichergestellt werden kann. Die Rechtssprache beeinflusst das tägliche Leben eines Laien mehr als jede andere Fachsprache – dies lässt sich nicht bestreiten. Seit Jahren werden Diskussionen geführt, in denen das Problem der Unverständlichkeit der Rechtssprache besprochen wird. Woran soll es liegen, dass wir juristische Texte kaum verstehen, obwohl sie im Vergleich mit z.B. technischen Texten eher wenige fremdsprachliche Fachausdrücke enthalten?

Bei der Rechtssprache gelten als Ursache der Unverständlichkeit nicht die typischen rechtssprachlichen Termini, die der Allgemeinheit ganz unbekannt sind und die in Gesetzestexten, in der Rechtsanwendung, z.B. in den gerichtlichen Entscheidungen festgelegt wurden, sondern die Wörter, deren Vorhandensein in der Gemeinsprache zwar bestätigt ist, aber auf den beiden Ebenen – der Gemeinsprache und der Rechtssprache – ganz andere Bedeutung haben. Die Rechtssprache bedient sich, wie kaum eine andere Fachsprache, eines Wortschatzes der Gemeinsprache. Jedoch gilt auch die Rechtssprache wie kaum eine andere Fachsprache als die meist unverständliche und die schwierigste Fachsprache. Sie zeichnet sich durch einen besonderen hohen Prozentsatz vager oder unscharfer Begriffe aus, nicht zuletzt bedingt durch ihre Nähe zur Gemeinsprache. Einige Rechts- und Sprachwissenschaftler zweifeln sogar an Fachlichkeit der Rechtssprache. Der ehemalige Bundesverfassungsrichter und Rechtswissenschaftler

¹ Bergmann schreibt: „Für die Juristen ist Sprache ein besonders zentrales Problem, da durch sie Sachverhalte geordnet, aber auch beherrscht werden. Die Erkenntnis, dass alles vom Menschen gesetzte und gesprochene Recht letztlich Macht gewordene Sprache sei, ist nicht von der Hand zu weisen“ (2002:124).

Paul Kirchhof zweifelt an die Qualifizierung der Rechtssprache als Fachsprache, weil sie in einem engen Bezug zur Gemeinsprache stehe und weil die meisten Ausdrücke der Rechtssprache zugleich Wörter der Gemeinsprache seien (Kirchhof 1987:1-33). Neumann versteht unter Rechtssprache also doch eine Fachsprache, in der die Gesetze, die Regeln, die Rechtsdogmatik und andere juristische Texte formuliert werden (Neumann 1992:110-121). Müller/Christensen/Sokolowski (1997:9) bezeichnen die Sprache des Rechts als eine von fachsprachlichen Elementen durchsetzte, natürliche Sprache.

In einem Rechtstext soll man vor allem allgemein verwendete Ausdrücke in ihrer Grundbedeutung gebrauchen, in der sie auch in der Gemeinsprache auftreten. Ausgeschlossen sind eigentlich alle Ausdrücke die eine übertragene Bedeutung haben. In den rechtlichen Texten treten vor allem neben aus der Gemeinsprache übernommenen Wörtern solche auf, denen in einem Rechtstext eine überhaupt neue Bedeutung angegeben wurde, oder deren gemeinsprachliche Bedeutung neu reguliert wurde. Die Lehrwerke für Jurastudenten, die die Regeln der Rechtssprache beibringen, schlagen an dieser Stelle vor, die gerade genannten Ausdrücke nur dann zu verwenden, wenn es in dem gegenwärtigen allgemeinsprachlichen Wortschatz an Begriffen mangelt, die den Sachverhalt vollständig und präzise beschreiben würden. Dann erhalten diese Bezeichnungen infolge der Formulierung einer Definition solche Bedeutungen, die der gemeinsprachlichen Bedeutung abweichen. Ein Nicht-Jurist kann selten abschätzen, wann ein ihm bekanntes Wort im rechtssprachlichen Sinne verwendet wird und wann nicht. Nehmen wir als Paradebeispiel das Wortpaar *Besitz* und *Eigentum*. Gemeinsprachlich können beide Begriffe synonym verwendet werden, rechtssprachlich divergieren sie. Auf die rechtssprachliche Differenzierung der Bedeutungen der beiden Wörter wird bereits in dem allgemeinsprachlichen Wörterbuch „Duden. Deutsches Universalwörterbuch“ (2006) hingewiesen. Demnach ist unter dem Begriff *Besitz*, „das, worüber jmd. die tatsächliche Herrschaft hat“ und unter dem Begriff *Eigentum*, „Sache, über die jmd. die Verfügungs- u. Nutzungsgewalt, die rechtliche (aber nicht unbedingt die tatsächliche) Herrschaft hat“ zu verstehen. Die Juristen sind sich darin einig, dass die Rechtssprache, wie andere Fachsprachen auch, eine höhere Präzision aufweist als die Gemeinsprache. Diese Präzision erkennt aber oftmals nur der Jurist, wie das anhand von *Besitz* und *Eigentum* gezeigt wurde.

Wenn man in irgendwelchem Wörterbuch der deutschen Sprache einen Begriff zu prüfen versucht, muss man feststellen, dass die große Zahl der darin auftretenden Ausdrücke mehrere Bedeutungen hat. Die polyseme Bedeutung dieser Begriffe bringt auch sehr oft zu der Unverständlichkeit der Rechtstexte. Die Mehrdeutigkeit hat viele Erscheinungsformen, die sowohl in der Gemein- als auch in der Rechtssprache auftreten. Das sind unter anderem die Homonymie und die schon genannte Polysemie. Homonyme sind Ausdrücke, die über die gleiche Ausdrucksform hinsichtlich Orthographie und Aussprache bei unterschiedlicher Bedeutung und meist verschiedener etymologischer Herkunft verfügen. Zu den Homonymen gehören Wörter, die entweder

in der Gemeinsprache ihre beiden Bedeutungen realisieren können, wie *der/die Mast* oder *der/die Leiter* oder deren eine Bedeutung in der Gemeinsprache, die andere in der Fachsprache realisiert wird, wie z.B. *der Tenor*: I. (aus der italienischen Sprache) – 1. hohe Männersingstimmlage, 2. Sänger mit Tenorstimme; II. (aus der lateinischen Sprache) – 1. grundlegender Gehalt, Sinn (einer Äußerung), grundsätzliche Einstellung, 2. Wortlaut eines gerichtlichen Urteils, Urteilsformel, 3. Beschreibung für eine Fachkompetenz (bei Sachverständigen). Problematischer ist der Begriff der Polysemie, wo die Ausdrücke je nach Fach oder Kontext andere Bedeutung aber gemeinsame Etymologie haben. Die semantischen Bezüge in dieser Gruppe sind umso komplizierter, als die Bedeutungen der einzelnen Lexeme oft über den Bereich der Rechtssprache hinausgehen oder sogar in die Gemeinsprache reichen. So kann ein Wort als ein Fachausdruck aus dem Fach Recht bekannt sein, zugleich aber eine andere Bedeutung in der Medizin, in der Wirtschaftslehre, in einem anderen Fach oder in der Gemeinsprache haben. Unter Polysemie werden die Eigenschaften der sprachlichen Ausdrücke verstanden, die darauf beruhen, dass ein Element (ein Wort, ein Ausdruck) mehr als eine Bedeutung erhält. In verschiedenen Kontexten hat dann ein solches Wort, ein solcher Ausdruck eine polyseme Bedeutung und bei Verwendung dieses Wortes in einem unbestimmten Kontext weiß man nicht, mit welcher der Bedeutungen man in dem bestimmten Fall zu tun hat. Die Bestimmung der Bedeutung eines Wortes durch seine Verwendung in einem Kontext ist ein natürlicher Weg zur Monosemie, die in der Rechtssprache erstrebenswert ist. Ein Begriff tritt immer in einem Kontext (z.B. in einem Gesetz) auf. Unter dem Kontext werden hier Bedeutungen anderer Wörter, Stelle im Satz aber manchmal auch Zeit und Ort der Formulierung des Begriffes, verstanden. Der Kontext weist darauf hin, in welcher potentiellen Bedeutung das mehrdeutige Wort in der von uns analysierten Aussage benutzt wurde.

Die Abgrenzung der Rechtssprache von der Gemeinsprache ist nicht einfach. Denn außer der Bedeutung selbst sind die Zusammenhänge dieser Wörter von Bedeutung. Zwischen den lexikalischen Einheiten eines Satzes oder eines Textes bestehen eine Vielzahl von solcher semantischen Zusammenhängen, die in ihrer Gesamtheit die Semantik des Satzes oder Textes formen. Eine (automatische) Extraktion dieser Zusammenhänge setzt normalerweise die Kenntnis der Semantik der einzelnen Bestandteile voraus. Diese ist aber insbesondere bei statistischen oder korpuslinguistischen Verfahren nicht oder nur unzureichend bekannt. Ein „einfacher“ Ansatz baut auf der Annahme auf, dass semantisch in Beziehung stehende Einheiten in verschiedenen Umgebungen vermehrt gemeinsam auftauchen. Diese Eigenschaft wird als Kollokation bezeichnet. Der Begriff Kollokation geht auf das lateinische *collocatio* zurück, der auf deutsch Stellung oder Anordnung bedeutet. Franz-Josef Hausmann definiert ihn als „typische, spezifische und charakteristische Zweierkombinationen von Wörtern“ (2004:309). Bei dem Versuch einer präziseren Definition des Kollokationsbegriffes stößt man auf die Schwierigkeit, dass der Kollokationsbegriff in der Sprachwissenschaft geteilt ist: Kollokationen werden zum einen auf syntaktisch-semantischer Ebene und zum anderen auf

statistischer Ebene untersucht. Kollokationen, die mit Hilfe von statistischen Methoden gefunden werden, umfassen beliebige Wortkombinationen ungeachtet ihrer grammatischen Wohlgeformtheit, während Kollokationen nach dem syntaktischen Ansatz auf die Kombination bestimmter Wortarten (z.B. Substantiv-Adjektiv-Kollokationen) beschränkt sind.

Ich ging in meiner Untersuchungen vom statistischen Ansatz aus und verstand unter der Kollokation eines Wortes die Wörter, die signifikant häufig mit diesem Wort in einer gewissen Umgebung – dem Kontext des Wortes – erscheinen. Dies bereitete aber viele Probleme. Es entsteht die Frage ob man z.B. die Größe der Umgebung auf einen Satz festlegen sollte, was sinnvoller wäre, denn die Kollokationen im gleichen Satz eine höhere Aussagekraft haben als solche, die sich über Satzgrenzen hinaus erstrecken. Deshalb ging ich vom syntaktischen Ansatz aus und beschränkte mich auf die Kombination Adjektiv-Substantiv, Substantiv-Verb.

Das Beispiel *Entscheidung*

Bedeutung in der Fachsprache: Endgültiges Urteil, Schiedsspruch im Zivilrecht. Bedeutung in der Gemeinsprache: das Festlegen von etw. Strittigem, Wahl einer von mehreren Möglichkeiten. Etymologisch gesehen war zunächst nur von der richterlichen Entscheidung die Rede, also es wurde als Trennung der Ansichten, Aussagen usw. verstanden, um zur richtigen Einsicht zu kommen. Im Neuhochdeutschen wurde diese Bedeutung abgeschwächt und verallgemeinert. Beispiele in den Gesetzestexten: *Hat der Benannte den Prozess übernommen, so ist der Beklagte auf seinen Antrag von der Klage zu entbinden. Die **Entscheidung** ist in Ansehung der Sache selbst auch gegen den Beklagten wirksam und vollstreckbar* (Zivilprozessordnung), *Die **Entscheidung** kann ohne mündliche Verhandlung ergehen* (Zivilprozessordnung), *Gegen die **Entscheidung** findet sofortige Beschwerde statt. Vor der **Entscheidung** über die Beschwerde ist der Gegner zu hören* (Zivilprozessordnung). Beispiele in der Gemeinsprache (Quelle: Der Spiegel ONLINE): *Eine **Entscheidung** darüber, in welchem Bezirk ab Montag gestreikt werden soll, will der IG-Metall-Vorstand in Frankfurt an diesem Donnerstag treffen;* „*Als mir klar wurde, dass ich dieses Licht jeden Morgen sehen würde, konnte ich mein Glück nicht fassen*“, *sagte Henri Matisse über seine **Entscheidung**, in Nizza zu bleiben.* Die meist auftretenden Kollokationen in der Rechtssprache sind: *endgültige Entscheidung, eine Entscheidung fällen, gerichtliche Entscheidung, richterliche Entscheidung, umstrittene Entscheidung, eine Entscheidung herbeiführen, sachgerechte Entscheidung, zur Entscheidung bringen, unwiderrufliche Entscheidung, schiedsrichterliche Entscheidung.* Und die meist auftretenden Kollokationen in der Gemeinsprache sind: *eine Entscheidung treffen, verbindliche Entscheidung, eine schnelle Entscheidung, falsche Entscheidung, persönliche Entscheidung, eine einstimmige Entscheidung, eine klare Entscheidung, zu einer Entscheidung kommen, vernünftige Entscheidung, individuelle Entscheidung, ablehnende Entscheidung, vor der*

Entscheidung stehen, eine Entscheidung erzwingen, berufliche Entscheidung, logische Entscheidung, von der Entscheidung betroffen, eine Entscheidung zurücknehmen, vor die Entscheidung stellen, zu einer Entscheidung gelangen, eine Entscheidung mittragen, sorgfältige Entscheidung.

Mit der Polysemie können wir es auf zwei Ebenen zu tun haben. Die Bedeutung des Wortes kann in der Gemeinsprache und in den Fachsprachen unterschiedlich sein, aber der Unterscheid kann auch in den Grenzen nur der Gemeinsprache oder nur der Rechtssprache bleiben.

Das Beispiel *Haftung*

Bedeutung in der Fachsprache: Verantwortung für den Schaden eines anderen. Bedeutung in der Gemeinsprache: I. Verhaftung, Beschlagnahme, Bürgschaft; II. das Haften, Verbindung, Kontakt. Beispiele in den Gesetzestexten: *Die Vorschriften des bürgerlichen Rechts, nach denen sich diese Haftung auf die im Absatz 3 bezeichneten Kosten erstreckt, bleiben unberührt* (Zivilprozessordnung), *Für Zweigniederlassungen von Gesellschaften mit beschränkter Haftung mit Sitz im Ausland gelten ergänzend die folgenden Vorschriften* (Handelsgesetzbuch). Beispiele in der Gemeinsprache: I. *Die EU-Kommission will jedoch das Sanierungskonzept und die Haftung Berlins einer wettbewerbsrechtlichen Prüfung unterziehen* (Der Spiegel ONLINE), *Behindertenverbände und Kirchen protestierten, Ärzte gingen in Ultraschallstreik, Versicherungen erhöhten die Prämien oder sie lehnten die Haftung ab* (Der Spiegel ONLINE); II. *Spezialkleber mit 100% Haftung zwischen Naturnägeln und Kunstnägeln (Tips), Wie Wasser schließen Klebstoffe die Lücken und verstärken die Haftung* (Internetbelege). Die meist auftretenden Kollokationen in der Rechtssprache sind: *Gesellschaft mit beschränkter Haftung, persönliche Haftung, Haftung übernehmen, volle Haftung, gesamtschuldnerische Haftung, unbegrenzte Haftung, unbeschränkte Haftung, Beschränkung der Haftung, Umfang der Haftung, Haftung für Schulden, gemeinsame Haftung, gesetzliche Haftung, Haftung der Gesellschafter, begrenzte Haftung, solidarische Haftung, übernehmen keine Haftung, mit unbeschränkter Haftung, Übernahme einer Haftung*. Die meist auftretenden Kollokationen in der Gemeinsprache sind: *aus der Haftung entlassen, von einer Haftung befreien, Freistellung von Haftung*.

Die oben geschilderte Einteilung oder besser Zuordnung zu der Gemein- oder zu der Rechtssprache bestimmter Wörter ist eigentlich ein Idealfall. Die Sprache lebt und entwickelt sich. Immer häufiger kommt es zu Bedeutungserweiterung und z.B. die Rechtstermini gehen in die Gemeinsprache über oder werden einfach nicht mehr als Termini betrachtet, sondern verankern sich in der Gemeinsprache und werden allgemein bekannt. Es kommt auch manchmal dazu, dass die Gesellschaft eine Vorstellung von den rechtlichen Begriffen hat, die aber nicht so präzise ist, wie die rechtliche Definition es vorschreibe. Interpretationen und Definitionen eines Juristen können also sehr weit von dem alltäglichen Sprachempfinden entfernt sein (nur ein Beispiel

Besitz – Eigentum). Schlussfolgernd sind die Gemein- und die Rechtssprache kombinierte Gefäße. Die Fachsprachen, darunter natürlich auch die Rechtssprache, nutzen weitgehend die gleichen Wortbildungsmittel wie die Gemeinsprache. Man beobachtet darunter sehr selten die Neuschöpfungen. Die Fachsprachen greifen meistens auf das Vorhandene zurück. Aber auch umgekehrt. Viele der früheren Fachtermini gehen in die Gemeinsprache über und werden als Alltagssprache betrachtet. Zwar spielt in diesem Falle die Sprachempfindung eine wichtige Rolle aber das Verfahren der Bedeutungserweiterung schreitet fort.

Literaturverzeichnis:

- BERGMANN W., 2002, Die Bedeutung der Sprache beim rechtlichen Transformationsprozess in Russland, in: Wilss W. (Hg.), Die Zukunft der internationalen Kommunikation in Europa im 21. Jahrhundert (2001 - 2020), Tübingen, S. 124-134.
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch, 2006, Office-Bibliothek für Wind/Mac OS X/Linux.
- HAUSMANN F.J., 2004, Was sind eigentlich Kollokationen?, in: Steyer K. (Hg.), Wortverbindungen mehr oder weniger fest. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2003, Berlin/New York, S. 309-334.
- KIRCHHOF P., 1987, Die Bestimmtheit und Offenheit der Rechtssprache. Vortrag gehalten vor der Juristischen Gesellschaft zu Berlin am 29. April 1987.
- MÜLLER F. / CHRISTENSEN R. / SOKOLOWSKI M., 1997, Rechtstext und Textarbeit, Berlin.
- NEUMANN U., 1992, Juristische Fachsprache und Umgangssprache, in: Grewendorf G. (Hg.), Rechtskultur als Sprachkultur, Frankfurt am Main, S. 110-121.

Entwicklung der translatorischen Kompetenz in der philologischen Ausbildung, illustriert am Beispiel eines postgradualen Aufbaustudienganges

1. Translatorische Ausbildung in Polen

Die translatorische Ausbildung wird in Polen im Rahmen der Lizenziats-, Magister- und Aufbaustudiengänge im Bereich der Philologie und der Angewandten Linguistik an einigen Universitäten realisiert. Diese Einrichtungen besitzen selten denselben Status. So werden translatorische Teilkompetenzen im Bereich der praktischen Lehre bzw. als literarisches Übersetzen im Verbund mit den literaturwissenschaftlichen Fächern ausgeprägt. Zum anderen bestehen stark profilierte postgraduale Aufbaustudiengänge für Neuphilologen und Absolventen anderer Fachrichtungen, die sich in den angestrebten Kompetenz- und Qualifikationsgraden von den Erstgenannten qualitativ und quantitativ unterscheiden.

Leider wurden bis jetzt keine Standards im Bereich der Ausbildung von Übersetzern und Dolmetschern in Polen geschaffen. In den für die philologische Ausbildung geltenden Richtlinien¹ wird die Spezialisierung im Bereich der Translationswissenschaft als eine Qualifikationsalternative zwar genannt, die Ausbildungsinhalte berücksichtigen aber lediglich Ansätze oder ganz allgemein formulierte Konzepte. Die im Block der Sprachwissenschaft und der Angewandten Linguistik thematisierte Spezifik der sprachwissenschaftlichen Forschung, betriebene Sozio-, Psycho-, mathematische Linguistik, Informationswissenschaft, Theorie der Übersetzung, interkulturelle Kommunikation und Spracherwerb haben u.a. die Entwicklung der translatorischen Teilkompetenzen, darunter die Entwicklung der Fähigkeit der Evaluation des Translats zum Ziel. Im Rahmen der Literaturwissenschaft werden bei Ausbildungsinhalten Theorie- und Praxisgrundlagen der Kunstübersetzung genannt. Die Philologieabsolventen sollen im Ausbildungsprozess zur Qualitätsbewertung der Kunstübersetzung befähigt werden. Angestrebt wird auch die Entfaltung der Grundfähigkeiten in diesem Bereich.

¹ Siehe „Standardy kształcenia dla kierunków: Filologia”, http://www.bip.nauka.gov.pl/_gALLERY/23/46/2346/29_filologia.pdf. Stand vom 31.10.2008.

Die vorgegebenen Ausbildungsinhalte und -ziele beinhalten keine Differenzierung zwischen Dolmetschen und Übersetzen, die zwei ganz unterschiedliche Fertigkeiten vor dem Hintergrund völlig voneinander abweichender Kommunikationssituationen und Medien darstellen, und was daraus resultiert, ganz differente methodische Herangehensweisen im didaktischen Prozess erfordern.

Die im Rahmen der Neuphilologien realisierten Spezialisierungen auf dem Gebiet der Translatorik bekommen mit den Standards der philologischen Ausbildung eigentlich keine Vorgaben für die Entwicklung der translatorischen Kompetenz. So weichen die an einzelnen Universitäten geltenden Curricular-Inhalte der translatorischen Ausbildung erheblich voneinander ab. Einen Beleg für diese Situation liefern die Ergebnisse der von Żmudzki durchgeführten Studie², die sich die Untersuchung der aktuellen Lage der Translationsdidaktik in universitären Instituten für Germanistik und Angewandte Linguistik zum Ziel gesetzt hat. In Auswertung seiner Untersuchungen weist Żmudzki auf einige Schwächen und Unzulänglichkeiten der polnischen universitären Translationsdidaktik hin: Dazu werden u.a. gezählt: Verwechslung theoretischen und didaktischer Modelle, Mangel an theoretischer Verankerung der Translationsdidaktik und eine eher intuitive Vorgehensweise bei der Konzipierung der didaktischen Programme, fehlender Gebrauch von bereits bestehenden didaktischen Modellen mit auf Entwicklung der translatorischen Teilkompetenzen abzielenden Übungstypologien, Konzeptlosigkeit bei der Bestimmung der didaktischen Materialbasis. Die Voraussetzung für die Formulierung der Ausbildungsziele ist die Artikulation eines Berufsbildes. Die Ergebnisse der durchgeführten Untersuchung lassen nach Żmudzki Zweifel zu, ob in jedem untersuchten Fall beim Entwerfen der Curricula eine Vorstellung von der beruflichen Tätigkeit der Absolventen maßgebend war.

Der von Żmudzki geschilderte Zustand lässt sich vielleicht damit erklären, dass die translatorische Ausbildung nicht in den autonomen Studiengängen, sondern unter dem Dach der Philologie stattfindet, und dass die Curricula Philologen, Literatur- und Sprachwissenschaftler konzipieren, mithin Menschen, denen die translatorische, heute so facettenreiche, Berufstätigkeit nicht allzu vertraut ist. So wird oft die translatorische Kompetenz neben Sprechen, Hören, Schreiben und Lesen im Sinne der fünften Teilfertigkeit der Fremdsprachenkompetenz anhand von Methoden modelliert, die weder Teilaspekte der übersetzerischen, geschweige denn der dolmetscherischen Fähigkeiten gelten lassen. Eine enge Zusammenarbeit mit praktizierenden Übersetzern und Dolmetschern bei der Erstellung der Lehrprogramme scheint in diesem Zusammenhang unabdingbar zu sein. Ratsam wäre, den Übersetzer- und Dolmetscherberuf ausübende,

² Es handelt sich um eine Pilotstudie, die von Żmudzki am 9.05.2008 auf der Internationalen wissenschaftlichen Konferenz des Verbandes Polnischer Germanisten „Translatorik in Forschung und Lehre der Germanisten“ im Rahmen des Vortrages „Translationsdidaktik in den polnischen Germanistikinstituten. Realität und Anspruch“ dargestellt wurde.

erfahrene Praktiker in die Didaktik einzubeziehen. Diese Möglichkeiten erweisen sich im Fall des seit 2003 am Institut für Germanische Philologie an der Universität Wrocław bestehenden Postgradualen Studium für Übersetzer und Dolmetscher von einem nicht zu unterschätzenden Nutzen.

2. Translatorische Ausbildung im postgradualen Aufbaustudiengang am Institut für Germanische Philologie an der Universität Wrocław

Der Aufbaustudiengang ist aktuell in erster Linie an Germanisten gerichtet, die den Lizentiats- beziehungsweise den Magisterstudiengang abgeschlossen haben. Zugelassen werden auch Absolventen nichtphilologischer Fachrichtungen, die der translatorischen Ausbildung angemessene, ausreichende Deutschkenntnisse mit entsprechenden Zeugnissen oder Zertifikaten nachweisen können. Die personellen und infrastrukturellen Möglichkeiten des Instituts erlaubten es in den Studienjahren 2003/04, 2004/05 und 2005/06 im Rahmen des Studiums ein 208 Lehrstunden umfassendes Lehrprogramm zu realisieren, was natürlich lediglich eine Fokussierung auf die grundlegenden Probleme der dolmetscherischen und übersetzerischen Praxis gestattet hat. Das didaktische Hauptziel des Studiums war demzufolge anfangs die Ausbildung der translatorischen Grundfähigkeiten und die Eröffnung von Perspektiven für die weitere Kompetenzentwicklung. Jedoch erlaubte es stetig wachsende Erfahrung, die gut entwickelte Partnerschaft mit solchen Übersetzer- und Dolmetscherausbildungsstätten in Deutschland, wie dem Fachbereich Sprachen an der Hochschule Zittau/Görlitz und dem Fachbereich Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz sowie die Zusammenarbeit mit den im außeruniversitären Bereich tätigen Übersetzern und Dolmetschern, im Jahre 2006 das didaktische Angebot zu erweitern, das sich heute auf 272 Unterrichtsstunden beläuft. Damit konnte man den Erwartungen der Kandidaten entgegenkommen, die beabsichtigen, die staatliche Prüfung zum vereidigten Übersetzer anzugehen. Der didaktische Schwerpunkt wurde in erster Linie auf das juristische Übersetzen, Übersetzen von Urkunden und Dokumenten gelegt. Weitere Grundgebiete bilden heute das Übersetzen von Handelskorrespondenz und Übersetzen technischer Texte. Im didaktischen Angebot steht auch konsekutives Dolmetschen unter Berücksichtigung des Gerichtsdolmetschens.

3. Didaktische Konzeption der translatorischen Ausbildung

3.1. Bild des Übersetzer- und Dolmetscherberufes

Die Kompetenzen des Übersetzers der Gegenwart und der Zukunft sind nicht mit den Kompetenzen des Übersetzers gleichzusetzen, dessen Bild vielleicht immer noch in der

Vorstellungen mancher Personen existiert. Heutige Übersetzer brüten nicht in einer Bibliothek über theologischen oder literarischen Texten und vielen Wörterbüchern. Sie sind vielmehr Spezialisten, die mit allen zur Verfügung stehenden Computer-Tools die Verarbeitung riesiger Textmengen handhaben und bewerkstelligen. Die Aufgabe des typischen Dolmetschers dagegen ist heute nicht einfach mündliche Sprachmittlung, sondern vielmehr eine solide Arbeit auf wissenschaftlichen Kongressen, die Einarbeitung in eine umfangreiche Fachterminologie und eine umfassende Recherche erfordert. Die Globalisierung und Differenzierung der Marktlage stellen hohe Erwartungen an die heutigen Translatoren. Sie setzen u.a. große Flexibilität, Umorientierungsfähigkeit und Weiterbildungsbereitschaft voraus. Was ist aber die Konstante in dieser Profession, die in einem postgradualen Universitätsstudium vermittelt werden kann? Mit dieser Fragestellung mussten sich die Breslauer Germanisten auseinandersetzen, bevor die Lernziele der praxisbezogenen translatorischen Ausbildung formuliert wurden. Das Curriculum ist entstanden infolge eingehender Beschäftigung mit den neuesten translationswissenschaftlichen Theorieansätzen, der Untersuchung des Marktes und der Konsultationen mit praktizierenden Translatoren und Dozenten der deutschen Ausbildungsstätten.

3.2. Basistheorie der didaktischen Konzeption

Bei der Entwicklung der didaktischen Konzeption für die Zwecke des Aufbaustudiums sind skopos-, handlungs-, kommunikationsorientierte und psycholinguistische Modelle der Translation zur Basistheorie geworden. Die aus diesen Ansätzen abgeleiteten Betrachtungsperspektiven lassen das Beleuchten der für die Sprachmittlerausbildung relevanten Aspekte zu. Dabei handelt es sich nicht nur um sprachliche Faktoren translatorischer Tätigkeit, sondern auch um Determinanten, die im außersprachlichen Bereich liegen und sich einem linguistischen Zugriff entziehen. Die vor dem Hintergrund der Skopos- und Handlungstheorie geschilderte Translation wird als Sondersorte der interkulturellen Kommunikation und der Translator als Vermittler zwischen differenten Kulturkreisen interpretiert. Damit das in diesem Sinne aufgefasste translatorische Handeln reibungslos verläuft, muss der Translator mit der Kultur der Ausgangs- und Zielsprachebenutzer vertraut sein. Vorausgesetzt wird die Kenntnis der Verhaltensnormen und -konventionen der Angehörigen der Kulturkreise, denen auch die Auftraggeber angehören. So wird nach Żmudzki (2003:346) die Beseitigung von interlingual-interkulturellen Distanzen bzw. Barrieren, die zwischen den Kommunikationspartnern im jeweiligen Kommunikationsakt bestehen, zum übergreifenden Ziel der translatorischen Handlung. Der Translator muss sich also auf die potenziellen kompatiblen/inkompatiblen Kulturen prospektiv orientieren, was die Fähigkeit voraussetzt, die im mentalen System des ZS-Empfängers entstehenden Lakunen³, vorauszusehen und die sie tilgenden Strategien einzusetzen. Die

³ Lakunen entstehen im interkulturellen Kontakt und werden vom Empfänger als etwas, was

Ausrichtung der translatorischen Strategien auf den ZS-Empfänger ist das Postulat der Skopostheorie, die die Kohärenz der Empfänger- und der Translationssituation zur Bedingung macht.

3.3. Lernziele der translatorischen Ausbildung

Auf Grund der oben geschilderten Ermittlungen konnten Lernziele der translatorischen Ausbildung formuliert werden. Es handelt sich dabei um:

- Ausprägung des translations- und sprachwissenschaftlichen Verständnisses der translationsrelevanten Aspekte,
- Sensibilisierung für die die Translation bestimmenden Skoposregeln,
- Entwicklung der Mutter- und Fremdsprachenkompetenz als Mittel des translatorischen Handelns, darunter Schulung der rezeptiven Fertigkeiten, Schulung der produktiven Fertigkeiten unter Berücksichtigung der Ausdruckskompetenz, Sensibilisierung für kultur- und sprachspezifische Besonderheiten der praxisrelevanten Textsorten, Entwicklung der Fähigkeit der übersetzungs- oder dolmetschbezogenen Textanalyse (Fachtextanalyse), Sensibilisierung für die spezifischen semantischen, syntaktischen und pragmatischen Merkmale der Fachkommunikation in der Mutter- und Fremdsprache (z.B. für terminologische Aspekte von Fachtexten), Entwicklung der einzeltextspezifisch und textsortenspezifisch differenzierten interlingualen Kompetenz,
- Entwicklung der Kompetenz der Evaluierung und Korrektur von übersetzten und gedolmetschten Texten,
- Entwicklung der Mutter- und Fremdkulturkompetenz und der translatorischen Kulturkompetenz (einer bewussten Kompetenz zwischen Mutterkultur und Fremdkultur),
- Schulung der dolmetschbezogenen Notationstechnik,
- Weiterentwicklung der Allgemeinbildung im interkulturellen Umfeld,
- Erweiterung des Fachwissens in translatorisch relevanten Sachfachgebieten,
- Training der Recherche (darunter Entwicklung der Suchstrategien mit Hilfe geeigneter Suchmaschinen),
- Entwicklung der IT-Kenntnisse unter Berücksichtigung der TM-Systeme.

4. Entwicklung der translatorischen Teilkompetenzen

Die translatorische Kompetenz baut auf der mutter- und fremdsprachlichen Kompetenz, translationsrelevanten Kultur-, Sachfach-, Evaluierungs-, Korrektur-, Sprachdatenverarbeitungs- und Recherchierkompetenz auf. Auch die Kenntnis der Methoden, Paradigmen, diversen Translationstheorien und Modelle wird zur Vorbedingung

es in seiner Kultur überhaupt nicht gibt, wahrgenommen (Panasiuk 2003:101).

eines professionellen Handelns als Übersetzer und Dolmetscher. Der Einsatz adäquater translatorischer Vorgehensweisen kann nur unter Einbeziehung der sprach- und translationswissenschaftlichen Reflexion erfolgreich vor sich gehen.

4.1. Mutter- und fremdsprachliche Kompetenz

Die Qualität des translatorischen Handelns wird von der Kenntnis der Mutter- und der Fremdsprache geprägt. Die Beherrschung der Mutter- und der Fremdsprache soll der translatorischen Ausbildung vorausgehen, was aber nicht impliziert, dass sowohl die muttersprachliche als auch die fremdsprachliche Kompetenz im Rahmen des Studiums nicht weiter entwickelt wird. Nach Resch (1999:344) soll am Anfang der translatorischen Ausbildung der Zusammenhang zwischen Kultur und Sprachverwendung am Beispiel der Muttersprache bewusst gemacht werden. An der Muttersprache kann also erfahrbar gemacht werden, wie die Sprache verwendet wird und dass sie Ausdruck der kulturspezifischen Wahrnehmung und Interpretation der Welt ist. Den weiteren Schritt der Auseinandersetzung mit der kulturell geprägten Sprache kann die kontrastive Paralleltextanalyse in der Mutter- und Fremdsprache darstellen. Die Studierenden werden dann mit Textsortenkonventionen, der typischen Informationsverteilung, Argumentationsstruktur, konventionellen Stilaspekten, sprach- und kulturspezifischen Konventionen der Textlogik und Textverknüpfung in beiden Sprachen vertraut gemacht. Es wird bei ihnen die so genannte Textanalysekompetenz angestrebt (vgl. Resch 1999), die im translatorischen Prozess Voraussetzung für das richtige Verstehen ist. Durch Paralleltextanalysen lernen die Studenten, Textbausteine als sprachliche Manifestationen von Textsortenkonventionen zu vergleichen.

Da im Mittelpunkt der translatorischen Handlung der Text steht, ist das Hauptziel der Translatorenausbildung in der Entwicklung der translationsrelevanten Textkompetenz zu sehen. In der translatorischen Praxis handelt es sich sowohl um gemeinsprachliche Texte als auch um Fachtexte. So wird in die translatorische Didaktik die Ausbildung der Fachsprachen einbezogen. Die Studierenden werden im postgradualen Studiengang in Wrocław im größeren Umfang mit der Jura-, Handels- und Techniksprache, aber auch mit der Sprache der Medizin und Politik konfrontiert. Dies geschieht nicht nur in Übungen zum Fachübersetzen, sondern auch in separaten Übungen zur sowohl polnischen, als auch deutschen Stilistik und Seminaren zu translatorischen Strategien und Jurasprache.

4.2. Kulturkompetenz

Die Basis für die Modellierung der translationsrelevanten Kulturkompetenz liefern außer den theoretischen Vorlesungen auch die im Unterricht eingesetzten Texte. Im Unterricht werden nicht nur die kulturellen Kontexte, Handlungen, Situationen aufgezeigt, die innerhalb der Texte angesiedelt sind, sondern die Studierenden werden

auch auf die Verwendung von Textsorten, Registern und Sprachgebrauchsnormen in der jeweiligen Sprachkultur aufmerksam gemacht. Die Studenten werden auch darüber aufgeklärt, den Zieltext so formulieren zu müssen, dass eine Integration der von diesem Text ermöglichten Handlungszusammenhänge und damit ein Verständnis zu bewerkstelligen ist (vgl. Kupsch-Losereit 1995:195). Entwickelt werden sollte also nicht nur eine bewusste Kompetenz in der Mutter- und Fremdkultur, sondern auch translatorische Kulturkompetenz, die sich, auf diesen beiden aufbauend, als eine bewusste Kompetenz zwischen Mutterkultur und Fremdenkultur erweist (vgl. Löwe 2002:150).

4.3. Sachkompetenz

Der Translator dringt bei seiner Arbeit in die unterschiedlichsten Themenbereiche ein. Um somit ein richtiges Verständnis bei der Translation zu sichern, muss er über entsprechend entwickelte Sachkompetenz in bestimmten, zum Teil speziellen, auch nicht sprachlichen, Fachgebieten verfügen. In der Ausbildung ergibt sich das zu erwerbende Sachwissen aus den im Unterricht eingesetzten Texten. Es wird zum Teil von den Studenten selbst beherrscht, z.B. durch die Lektüre einschlägiger Fachliteratur, die als Ergänzung zum Unterricht bereitgestellt oder vorgeschlagen wird, oder infolge selbstständiger Recherche. Zum Teil wird das für die Translation unabdingbare Wissen vom jeweiligen Dozenten vermittelt.

4.4. Evaluierungs- und Korrekturkompetenz

Die translationsrelevante Evaluierungskompetenz gewinnt im Lichte der 2006 eingeführten Europäischen Qualitätsnorm für Übersetzungsleistungen EN 13038 besonders an Bedeutung. Angehende Übersetzer sollen zum Korrekturlesen, Überprüfen und zur Revision ihrer Zieltexte befähigt werden. Das Aufdecken von Defekten des Translats erfordert die Beachtung sowohl prospektiver als auch retrospektiver Aspekte der Translation. Nötig dabei sind die Kenntnis aller Skoposelemente, Vertrautheit mit der Textsorte, Terminologie und Distanz zum Translat. In den Ausbildungsprozess soll auch das Verfahren der wechselseitigen Korrektur nach translationsbezogenen Kriterien einbezogen werden. Im Unterricht gibt es Raum für Diskussionen, in denen Studenten die Qualität ihrer Translate argumentativ begründen können. Die Korrektur ist auch ein fester Bestandteil des Strategieinventars des Dolmetschers, sie wird also auch in Dolmetschübungen nicht außer Acht gelassen.

4.5. Sprachdatenverarbeitungs- und Recherchierkompetenz

Die gut trainierte Recherche kann die Einarbeitung in die fachlich spezialisierte Thematik und Terminologie sowie die alphabetische Speicherung oder das Ordnen nach

Sachgruppen eines bestimmten Wortschatzes unterstützen. Dabei ist die Erfahrung mit den computergestützten Hilfsmitteln und Medien natürlich selbstverständlich. Neben der Beherrschung mehrsprachigen Suchstrategien soll auch die Sprachdatenverarbeitung entwickelt werden. Die Ausbildung der IT-Fähigkeiten unter der Berücksichtigung der TM-Systeme nimmt einen wichtigen Platz im Curriculum ein.

Literaturverzeichnis

- KUPSCH-LOSEREIT S., 1995, Die Modellierung von Verstehensprozessen und die Konsequenzen für den Unterricht, in: *Text con Text* 10, S. 179-196.
- LÖWE B., 2002, Translatorische Kulturkompetenz: Inhalte – Erwerb – Besonderheiten, in: Best J./Kalina S. (Hg.), *Übersetzen und Dolmetschen: eine Orientierungshilfe*, Tübingen, S. 148-161.
- PANASIUK I., 2003, Miejsce modelu lakun w obrębie teorii tłumaczenia kultur, in: Hejwowski K. (Hg.), *Teoria i dydaktyka przekładu*, Olecko, S. 99-112.
- RESCH R., 1999, Die Rolle der muttersprachlichen Kompetenz, in: Snell-Hornby M./Hönig H. G./Kußmaul P./Schmitt P.A. (Hg.), *Handbuch Translation*, Tübingen, S. 343-345.
- ŻMUDZKI J., 2003, Translatorik. Eröffnung der Beratungen, in: Grucza F. (Hg.), *Deutsch-polnische und gesamteuropäische Integration in Forschung, Lehre und Öffentlichkeitsarbeit der (polnischer) Germanistik*, Warszawa, S. 345-350.

Zur Entwicklung der translatorischen Kompetenz im Fremdsprachenunterricht

Gehören Übersetzen und Dolmetschen überhaupt in den modernen kommunikativen Fremdsprachenunterricht? Diese Frage wird in der Fachdidaktik nach wie vor äußerst kontrovers diskutiert. Dabei scheint das Gespenst der über lange Zeit vorherrschenden und für den neusprachlichen Unterricht inzwischen als völlig überholt geltenden „Grammatik-Übersetzungs-Methode“ noch immer so manchen Didaktiker zu verfolgen und einen vehementen Widerstand gegen die Integrierung von Übersetzungsübungen in den Fremdsprachenunterricht hervorzurufen. Andererseits wurden beispielsweise im „Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen“, dem wohl einflussreichsten glottodidaktischen Projekt des Europarats, „Aktivitäten und Strategien der Sprachmittlung“ explizit als Lehrziel formuliert und – obgleich nicht empirisch begründet – spezifiziert (Europarat 2001:90f.). Im vorliegenden Beitrag wird der Versuch unternommen, die Möglichkeiten und Grenzen der Entwicklung translatorischer Kompetenzen im Rahmen des Fremdsprachenunterrichts auszuloten und den damit verbundenen potentiellen Nutzen für den Fremdsprachenlerner zu bestimmen. Insbesondere im Hinblick auf die interkulturelle Orientierung der kommunikativen Fremdsprachendidaktik soll auf diese Weise untersucht werden, inwieweit Übersetzen und Dolmetschen nicht nur als Mittel dem Zweck der Erhöhung der fremdsprachlichen Kompetenz dienen, sondern bei den Lernern die translatorische Kompetenz als eigenständiges Lernziel im Fremdsprachenunterricht entwickelt werden kann.

Wenn in der Glottodidaktik die Rede vom Übersetzen ist, sind damit häufig verschiedene Vorstellungen verbunden. Der Begriff „Übersetzen“ bedarf daher eingangs einer differenzierten Klärung (nach Krings 1995:329f.): im Hinblick darauf, was Übersetzen im Fremdsprachenunterricht genau umfasst, im Hinblick auf die Funktion des Übersetzens im Fremdsprachenunterricht sowie im Hinblick auf den jeweiligen Unterrichtskontext.

Von grundlegender Bedeutung ist die funktionale Unterscheidung zwischen dem **Übersetzen als eigenständiges Lernziel** und dem **Übersetzen in instrumenteller Funktion**, auch „Hilfsübersetzen“ genannt, das der Verbesserung der fremdsprachlichen Kompetenz dient (vgl. u.a. Krings 1995, Königs 2003, Kautz 2002). Auf beide Formen

soll im Folgenden näher eingegangen werden. Der Begriff „Übersetzen“ umfasst hier sowohl den mündlichen als auch schriftlichen Bereich (Dolmetschen und Übersetzen). Der institutionelle Rahmen des Fremdsprachenunterrichts wird hier auf den DaF-Unterricht ab später Sekundarstufe sowie den außerschulischen Unterricht für jugendliche und erwachsene Lerner festgelegt, da jede Übersetzungstätigkeit bei den Lernern ein gewisses Niveau an bereits entwickelten fremdsprachlichen Kompetenzen sowie kognitives Reflexionsvermögen voraussetzt und daher im Anfängerunterricht und bei jüngeren Lernern fehl am Platz ist.

Die Diskussion zum Übersetzen im Fremdsprachenunterricht ist eng verbunden mit der Rolle, die der Muttersprache im Unterricht zuerkannt wird. Nachdem im Ergebnis der sog. „kommunikativen Wende“ seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts die Muttersprache wieder offiziell den Weg in die Klassenzimmer zurückgefunden hat, werden auch explizite linguistische Vergleiche zwischen Fremd- und Muttersprache der Lerner im Unterricht thematisiert. Diese Entwicklung spiegelt sich in den zunehmend zweisprachig konzipierten Lehrwerken wider (teilweise werden auch vorgängig gelernte Fremdsprachen berücksichtigt, z.B. Englisch im Lehrwerk für den gymnasialen DaF-Unterricht „Prima“, vgl. Jin/Rohrmann 2008). Vor dem Hintergrund der allgemeinen (Re-)Kognitivierung der Lehr- und Lernverfahren im kommunikativen Fremdsprachenunterricht sind auch die vielfach in den Unterricht einbezogenen Übersetzungstätigkeiten in instrumenteller Funktion zu betrachten. Sie dienen dabei vor allem der Semantisierung von Wortschatz bzw. einem vertieften Textverständnis (**semantisierendes Übersetzen**), der sprachkontrastiven Bewusstmachung zur Vermeidung von Interferenzfehlern, der Vertiefung von grammatikalischen Strukturen (**grammatisches Übersetzen**), der Automatisierung von zuvor eingeführtem Sprachmaterial nach einem vorgegebenen Muster (**imitatives Übersetzen**) und der Verdeutlichung der fremdsprachlichen Konzeptwelt (**bildliches Übersetzen**). Des Weiteren wird Übersetzen häufig zur **Verstehens- und Leistungskontrolle** eingesetzt (vgl. Krings 1995, König 2003, Roche 2005).

Die Effektivität dieser Formen des Hilfsübersetzens zur Verbesserung der Sprachkompetenz ist empirisch nur unzureichend untersucht worden und bis heute in unterschiedlichem Maße umstritten. Auf den gegenwärtigen Diskussionsstand kann im begrenzten Rahmen dieses Beitrags nicht näher eingegangen werden. Insgesamt lässt sich feststellen, dass das Hilfsübersetzen zwar häufig als ein unterrichtsökonomisches kognitives Verfahren angesehen wird und als solches einen festen Bestandteil der gegenwärtigen Unterrichtspraxis darstellt (zum semantisierenden Übersetzen im polnischen DaF-Unterricht vgl. Nowak 2003), andererseits jedoch für den Lerner mit verschiedenen Nachteilen verbunden ist. So ist u.a. darauf hingewiesen worden, dass das semantisierende Übersetzen den komplexen Zugang zum Sprachsystem der Fremdsprache behindert, den Lerner zu ungeeigneten Lerntechniken verleitet (dem kontextlosen Speichern von vereinfachenden Vokabelgleichungen) und das globale

Textverständnis erschwert (durch philologisches „Wort-für-Wort-Übersetzen“; vgl. z.B. Kautz 2002:Kap.7, Krings 1995). Darüber hinaus wird insbesondere durch das grammatische und imitative Hilfsübersetzen bei Lehrern und Lernern der Fokus von der vordergründig zu entwickelnden Fähigkeit zur angemessenen und kreativen Sprachverwendung auf die Reproduktion von formal-sprachlich richtigen Aussagen verlagert, da in isolierten Teilbereichen ohne kommunikativen Kontext geübt und bewertet wird.

Interessant scheint im Hinblick auf die interkulturelle Orientierung des Fremdsprachenunterrichts das bildliche Übersetzen (vor allem von Metaphern und Redewendungen), wodurch sowohl die fremde als auch die eigene Konzeptwelt in ihrer Kulturbedingtheit reflektiert und Sprache von den Lernern somit als ein lebendiges, mit der konkreten Lebenswelt verbundenes System erfahren werden kann (mehr dazu Roche 2005:207-210).

Aus der Perspektive der Übersetzungswissenschaft stellen die o.g. Formen des Übersetzens in instrumenteller Funktion jedoch kein Übersetzen im Sinne einer zweckgebundenen translatorischen Handlung dar, so dass die Bezeichnung „bilinguale Unterrichtsverfahren“ hier zutreffender wäre. So kann das philologische Hilfsübersetzen allenfalls als eine Form des „dokumentarischen“ Übersetzens (nach der Differenzierung von Nord 1993) aufgefasst werden, das sich von dem komplexen Prozess des funktional orientierten „instrumentellen“ Übersetzens grundsätzlich unterscheidet, ihm sogar diametral gegenübersteht. Wie von Kautz (2002:445) beschrieben, wird durch den Einsatz des Hilfsübersetzens im Unterricht bei den Lernern ein falsches Verständnis vom Übersetzen vorgeprägt und auf diese Weise eine „translatorische Inkompetenz“ entwickelt.

Wenn aber das instrumentelle sinnorientierte Übersetzen eine – wie von den Übersetzungswissenschaftlern zu Recht betont wird – höchst komplexe Expertentätigkeit darstellt, warum sollte dann die translatorische Kompetenz als eigenständiges Lehr- und Lernziel in den zeitlich häufig äußerst begrenzten allgemeinen Fremdsprachenunterricht integriert werden?

Zur Legitimierung der translatorischen Kompetenz als Lehrziel kann u.a. angeführt werden, dass Übersetzen und Dolmetschen außerhalb der Klassenzimmer eine häufig anzutreffende Form des kommunikativen Handelns darstellen, dass insbesondere im beruflichen Umfeld bei einer starken Zunahme der interkulturellen Kontakte in allen Bereichen von Fremdsprachenkundigen eine gewisse Übersetzungsfähigkeit erwartet wird, dass der kritische Umgang mit vorgegebenen Übersetzungen in der globalisierten Welt „zum täglichen Geschäft“ gehört. Wenn der Fremdsprachenunterricht den Lerner auf antizipierbare reale Handlungssituationen vorbereiten soll, wie dies bereits von Neuner (1979) gefordert und im funktional ausgerichteten Konzept des „Gemeinsamen europäischen Referenzrahmens für Sprachen“ (Europarat 2001) konsequent umgesetzt wurde, erscheint eine Integrierung der translatorischen Kompetenz als pragmatisches Lernziel in den Lehrplan als nahezu selbstverständlich. Zudem kann die gezielte Ent-

wicklung der Übersetzungs- und Dolmetschfertigkeit für fortgeschrittene Lerner eine willkommene Abwechslung und motivierende Herausforderung darstellen und sich aufgrund ihrer Komplexität auch positiv auf andere Fertigungs- und Wissensbereiche auswirken.

Inwieweit sind jedoch Übersetzungsübungen, ist die explizite Entwicklung der translatorischen Kompetenz mit dem Konzept des kommunikativen und handlungsorientierten Fremdsprachenunterrichts überhaupt vereinbar? Aufschluss zu dieser Frage kann ein Blick darauf geben, was genau unter dem Begriff „translatorische Kompetenz“ zu verstehen ist und welche Teilkompetenzen sie umfasst. In der funktionsorientierten Übersetzungswissenschaft wird die translatorische Kompetenz gemeinhin als eine Kombination aus Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissen beschrieben, die sich in einer interkulturellen Handlungssituation zeigen. Diese beziehen sich auf (nach Hansen 1999:341): die **übersetzerische Kompetenz** (als Fähigkeit zur Entnahme relevanter Informationen aus dem Ausgangstext und deren funktions- und bedarfsgerechten Wiedergabe im Zieltext sowie als explizites Wissen zu Übersetzungskonzepten, -methoden und -strategien), die **soziale, kulturelle und interkulturelle Kompetenz** sowie die **kommunikative Kompetenz**. Im weiteren Sinn umfasst die translatorische Kompetenz darüber hinaus auch **Sachkompetenz** sowie **Recherchierkompetenz**.

Dem Glottodidaktiker fallen bei dieser Spezifizierung des Begriffs der translatorischen Kompetenz sofort formale Übereinstimmungen mit den Lehr- und Lernzielen der kommunikativen, interkulturell orientierten Fremdsprachendidaktik auf. Sowohl die Glottodidaktik als auch die Translationsdidaktik, die aufgrund ihrer Nähe zur Linguistik gleichermaßen von deren Paradigmaänderungen erfasst worden sind, zählen die Entwicklung der kommunikativen sowie sozio-kulturellen und interkulturellen Kompetenzen heute zu ihren Hauptzielen. Obwohl diese Kompetenzen beim Sprachmittler selbstverständlich in wesentlich höherem Maße und weitaus umfassender entwickelt werden müssen als beim Fremdsprachenlerner, handelt es dabei hier m.E. lediglich um einen quantitativen Unterschied. Die kommunikative, die sozio-kulturelle und die interkulturelle Kompetenz bilden die Voraussetzung für die Ausbildung der übersetzerischen Kompetenz, die somit nicht im Widerspruch zu den Lehrzielen des kommunikativen Fremdsprachenunterrichts stehen kann, sondern sich konzeptuell einfügen lässt.

Als Hauptprinzip der interkulturellen Orientierung im Fremdsprachenunterricht ist der Kulturvergleich sowohl Ziel als auch Methode. Der Fremdsprachenunterricht soll zum interkulturellen kommunikativen Handeln in einer mehrsprachigen Welt befähigen, in der es keine so universellen Sprechakte gibt, wie dies mit der „kommunikativ-pragmatischen Wende“ vorausgesetzt wurde (vgl. Krumm 1995). Für den Fremdsprachenunterricht bedeutet dies, dass sich das unterrichtliche Lehren und Lernen nicht mehr am Vorbild des „native speaker“, sondern am „intercultural speaker“, dem interkulturell kompetenten Sprecher, orientiert (vgl. Bredella/Delanoy 1999). Dieser Ansatz korre-

spondiert auch mit dem Mehrsprachigkeitskonzept des Europarats (2001), innerhalb dessen die Sprachkompetenz als Teil der Kulturkompetenz und Mehrsprachigkeit als Bestandteil der sog. „Plurikulturalität“ aufgefasst wird.

In den Rahmen des interkulturellen Fremdsprachenunterrichts lässt sich auch die explizite Entwicklung der übersetzerischen Kompetenz integrieren. Sie erfordert und fördert sowohl das Fremdverstehen als auch die Reflexion auf das eigene Selbstverständnis (den Dreh- und Angelpunkt des interkulturellen Fremdsprachenunterrichts). Da sie auf den direkten oder medial vermittelten Kommunikationsprozess gerichtet ist, ist die Entwicklung der Übersetzungsfähigkeit auch immer mit der integrierten Entwicklung anderer kommunikativer Fertigkeiten verbunden. Aufgrund der allgemeinen Priorität der mündlichen gegenüber der schriftlichen Sprachverwendung im Fremdsprachenunterricht ergeben sich hier insbesondere Möglichkeiten für die Entwicklung der Dolmetschkompetenz (die in der bisherigen Diskussion weitgehend vernachlässigt wurde), da die mündliche Sprachmittlung im Vergleich zum schriftlichen Übersetzen in höherem Maße eine sprachliche Loslösung vom Ausgangstext voraussetzt und die illokutiv und sinnentsprechende sowie situationsadäquate Äußerung unter Einbeziehung von Kommunikations- und Kompensationsstrategien erfordert (vgl. Kautz 2002:444; eine explizite Dolmetsch-Übung findet man im DaF-Lehrwerk für den Erwachsenenunterricht „studio d“, vgl. Funk/Kuhn/Demme 2006).

Neben den sprach- und kulturbezogenen Kompetenzen besitzt auch die für das Übersetzen notwendige Recherchierkompetenz ein äußerst gewinnbringendes Potenzial für den Fremdsprachenlerner. In Anbetracht dessen, dass die Lernfähigkeit sowie die Fähigkeit der selbständigen Informationsbeschaffung vor dem Hintergrund des viel zitierten „lebenslangen Lernens“ heute allgemeine Schlüsselqualifikationen darstellen, dürfte sich die gezielte Entwicklung der Recherchierkompetenz auch positiv auf andere Bereiche des schulischen und außerschulischen Lernens auswirken, sei es bei der effektiven Nutzung von Nachschlagewerken und elektronischen Hilfsmitteln oder dem selbständigen Informations- und Wissenserwerb zu Sachthemen.

Wie aber kann die translatorische Kompetenz im Fremdsprachenunterricht entwickelt werden? Führt der Einsatz von translationsdidaktischen Übersetzungsaufträgen anstelle philologischer und grammatischer Übersetzungsübungen im Fremdsprachenunterricht nicht unweigerlich zu Dilettantismus, wie dies häufig von Übersetzungswissenschaftlern befürchtet wird? Übersetzungsaufträge spielen in der funktional orientierten Translationsdidaktik eine große Rolle. Gerade in der Anfangsphase der Übersetzerausbildung ist eine explizite Formulierung des Übersetzungsauftrags notwendig, der Angaben dazu macht, „wann und wo der Text von wem zu welchem Zweck rezipiert werden soll“ (Nord 1999:146). Mithilfe dieser Vorgaben, die zur Steigerung der Motivation möglichst plausibel formuliert sein sollten, kann der angehende Übersetzer die kommunikative Funktion des Zieltextes bestimmen und eine entsprechende Invariantenhierarchie ableiten, die die Grundlage für die weitere Textanalyse und -produktion

bildet. Im Fremdsprachenunterricht, der sich an den für die jeweilige Lernergruppe antizipierbaren potentiellen Handlungssituationen orientiert, ist die Vorgabe eines expliziten Übersetzungsauftrags besonders wichtig, er dient der situativen Einbettung der Übersetzungsübung, der Bewusstmachung translatorischer Herangehensweisen (funktional statt philologisch) sowie der Modifizierung des Schwierigkeitsgrads der Übersetzungsübung, wodurch eine Überforderung der Lerner vermieden werden kann. Dies ermöglicht auch den Einsatz von anspruchsvolleren Texten, wenn beispielsweise eine sinngemäße Übertragung oder Rohübersetzung für einen potentiellen Auftraggeber als ausreichend angegeben wird.

Konkrete Vorschläge für selbstreflexive Übersetzungsübungen im Fremdsprachenunterricht wurden von Königs/Azenha (vgl. Königs 2003) vorgestellt und an brasilianischen Schulen erfolgreich erprobt. Diese in Projektform konzipierten Übungen, die innerhalb mehrerer aufeinander folgender oder zeitlich unterbrochener Unterrichtseinheiten durchgeführt werden können, sehen eine praxisnahe integrierte Schulung der übersetzerischen, soziokulturellen, interkulturellen und kommunikativen Kompetenz vor. Dabei werden die Lerner für die Grundlagen des Übersetzens und Dolmetschens sensibilisiert (insbesondere im Hinblick auf die Funktions- und Adressatenorientiertheit, die Auseinandersetzung mit bestimmten Textsorten und Textsortenkonventionen in der Mutter- und Fremdsprache) und an verschiedene Formen des Übersetzens (Rohübersetzung, druckreife Übersetzung) und Dolmetschens (simultan, konsekutiv) herangeführt.

Derartige Übersetzungsprojekte könnten m.E. auch in fächerübergreifender Form konzipiert werden. Dabei würde insbesondere der Rolle der Muttersprache innerhalb des Übersetzungsprozesses entsprochen. Auf diese Weise könnte neben der übersetzerischen und der fremdsprachlichen Kompetenz auch die muttersprachliche textsortenorientierte Ausdrucksfähigkeit verbessert und bei den Lernern die Herausbildung einer allgemeinen „language awareness“ gefördert werden. Denkbar wäre auch die Integrierung eines weiteren Unterrichtsfachs (z.B. Geographie), das den thematischen Bezugspunkt für die Übersetzungsübungen und die inhaltsbezogene Recherche bildet.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Entwicklung der translatorischen Kompetenz im Rahmen des Fremdsprachenunterrichts (obgleich empirisch bisher kaum untersucht) sowohl möglich als auch gewinnbringend scheint und daher zu Unrecht von der gegenwärtigen Unterrichtspraxis weitgehend ausgeschlossen wird. Im Hinblick auf die zunehmend interkulturell geprägte Wirklichkeit außerhalb der Klassenzimmer ergibt sie sich als explizites Lehrziel aus dem handlungsorientierten kommunikativen Unterrichtskonzept und insbesondere aus der interkulturellen Orientierung der Glottodidaktik. Die Entwicklung der translatorischen Kompetenz führt darüber hinaus aufgrund ihrer Komplexität auch zur Förderung anderer fremd- und muttersprachlicher sowie allgemeiner Kompetenzen, die in der globalisierten und hochspezialisierten Wissensgesellschaft als äußerst relevant gelten müssen. Wichtig erscheint neben der integrierten und situativ eingebetteten Entwicklung der übersetzerischen Kompetenz

auch die Bewusstmachung der Grenzen der eigenen translatorischen Fähigkeiten um diesbezüglich Dilettantismus zu vermeiden (vgl. Königs 2003). Vorbedingung für eine sachgemäße Förderung der übersetzerischen Kompetenz als „fünfte Fertigkeit“ im Fremdsprachenunterricht ist jedoch eine hinreichende theoretische und praktische Einbindung dieser Problematik in die Lehrerbildung, die meines Wissens bisher nicht erfolgt ist (vgl. Kautz 2002) sowie die Entwicklung und Erprobung geeigneter Unterrichts- bzw. Projektszenarien wie auch didaktischer Materialien. Des Weiteren fehlen empirisch erprobte Beurteilungsverfahren, die eine objektive, zeitökonomische und motivationsfördernde Bewertung der übersetzerischen Lernerleistung im institutionellen Unterricht ermöglichen und dem Lehrer die Grundlage für eine methodisch fundierte, systematische und evaluierbare Umsetzung dieses Lehrziels bieten.

Literatur

- BREDELLA L. / DELANOY W., 1999, Was ist interkultureller Fremdsprachenunterricht?, in: Bredella L./Delanoy W. (Hg.), Interkultureller Fremdsprachenunterricht, Tübingen, S. 11-31.
- Europarat, 2001, Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen, Berlin u.a.
- FUNK H. / KUHN C. / DEMME S., 2006, Studio d (A2). Deutsch als Fremdsprache. Kurs- und Übungsbuch, Berlin.
- HANSEN G., 1999, Die Rolle der fremdsprachlichen Kompetenz, in: Snell-Hornby M./Hönig H.G./Schmitt P.A. (Hg.), Handbuch Translation, Tübingen, S. 341-343.
- JIN F. / ROHRMANN L., 2008, Prima (A1). Deutsch für Jugendliche, Berlin.
- KAUTZ U., 2002, Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens, München.
- KÖNIGS F.G., 2003, Übersetzen im Deutschunterricht? Ja, aber anders!, in: Fremdsprache Deutsch 23, S. 6-13.
- KRINGS H.P., 1995, Übersetzen und Dolmetschen, in: Bausch K.-R./Christ H./Krumm H.-J. (Hg.), Handbuch Fremdsprachenunterricht, Tübingen/Basel, S. 325-332.
- KRUMM H.-J., 1995, Interkulturelles Lernen und interkulturelle Kommunikation, in: Bausch K.-R./Christ H./Krumm H.-J. (Hg.), Handbuch Fremdsprachenunterricht, Tübingen/Basel, S. 156-161.
- NEUNER G., 1979, Soziologische und pädagogische Dimensionen der Kommunikation und ihre Bedeutung für eine pragmatische Fremdsprachendidaktik, in: Neuner G. (Hg.), Pragmatische Didaktik des Englisch-Unterrichts, Paderborn, S. 95-113.
- NORD CH., 1999, Ausrichtung an der zielkulturellen Situation, in: Snell-Hornby M./Hönig H.G./Schmitt P.A. (Hg.), Handbuch Translation, Tübingen, S. 144-147.
- NORD CH., 1993, Einführung in das funktionale Übersetzen, Tübingen/Basel.
- NOWAK E., 2003, Einsprachig – Zweisprachig. Übersetzung als Mittel der Semantisierung von Wortschatz, in: Fremdsprache Deutsch 23, S. 14-18.
- ROCHE J., 2005, Fremdspracherwerb – Fremdsprachendidaktik, Tübingen/Basel.

A fructibus eorum cognoscetis eos¹ (Matth. VII, 16) – einige Gedanken zur Übersetzungsqualität

Seit der Babylonischen Sprachenverwirrung steigt Jahr zu Jahr der Bedarf an Übersetzungen. Das Ergebnis des Turmbaus waren 72 Sprachen (Gen.11, 1-9), in der Europäischen Gemeinschaft gelten zwar nur 23 Amts- und Arbeitssprachen, diese Zahl illustriert aber die Komplexität des translatorischen Problems. Überall, wo Menschen verschiedener Sprachen miteinander kommunizieren müssen, gewinnt die **interkulturelle Kommunikation** („intercultural communication“, vgl. Holz-Mänttari 1993:259) an Bedeutung. Man braucht Übersetzer und Dolmetscher, die sich nicht alleine durch Sprachenkönnen, sondern auch Kulturkenntnis und andere Fähigkeiten z.B. im technischen Bereich auszeichnen. Es entsteht die Frage, ob diese Übersetzungen ähnlich wie der Turmbau zu Babel selbst nicht zum Symbol der menschlichen Hybris – der menschlichen Überhebung – werden. Der vorliegende Beitrag hat zum Ziel, auf einige Probleme einzugehen, die mit der Übersetzungsqualität zusammenhängen. Es werden hierbei Texte behandelt, die auf den Internetseiten der ausgewählten polnischen Gemeinden publiziert werden. Die Studie hat keinen umfassenden Charakter², es wird alleine auf einige ausgewählte Probleme hingewiesen. Ich möchte hoffen, dass Ergebnisse vorliegender Untersuchungen im Bereich der Translation verwertet werden können.

Im Folgenden wird auf das Übersetzen eingegangen, als solches ist diejenige Art der Translation zu behandeln, bei der Ausgangstext (AT) und Zieltext (ZT) als Ganze und in ihren Teilen präsent bleiben, so dass die Translation bzw. ihr Resultat für den Übersetzer korrigierbar bleibt. Für die Analyse werden somit nur diese Internetseiten herangezogen, auf denen die Inhalte in der polnischen und in der deutschen Sprache sich (größtenteils) decken. Auf vielen Seiten findet man nämlich nur bestimmte Informationen, die speziell für Deutschsprachige verfasst wurden, was natürlich die translatorische Tätigkeit (meistens) nicht ausschließt, die Übersetzungsqualität lässt sich

¹“Igitur ex fructibus eorum cognoscetis eos!“ – Darum an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

²Der Artikel versteht sich als kurze Darstellung eines größeren Projekts, der im Rahmen meines Proseminars an der Nikolaus-Kopernikus-Universität realisiert wird.

aber in diesem Fall nicht feststellen, es könnte sich nämlich um einen bei mangelnden Sprachkenntnissen auf Deutsch original verfassten Text handeln.

Das Übersetzen setzt Professionalität voraus, man erwartet ein Produkt, das der bestimmten Verwendungssituation gerecht ist (Produkthaftung). Der Übersetzer als Experte für Kommunikation muss also im Klaren sein, mit welchen Mitteln und Materialien für bestimmte Verwendungssituationen funktionsgerechte Texte herzustellen sind (vgl. Holz-Mänttari 1993:261). Der Translator ermöglicht als Mittelsmann die Kommunikation zwischen verschiedensprachigen Menschen (vgl. Koller 1972:56). Es lässt sich hierbei auf den von Juliane House eingeführten Begriff der **overten** vs. **coverten** Übersetzung hinweisen (vgl. House 1997:77). Die overte Translation beruht eigentlich auf dem wörtlichen Zitieren des AT (Ausgangstextes): „Overt translation is thus similar to a citation or quotation“ (House 1997:112). Der Translator setzt sich zum Ziel, „... to allow persons in the target culture to gain access to the source text and its cultural impact on source culture persons, the translator puts target culture members in a position to observe, be worked upon and evaluate the original text's function as members of the target culture“ (House 1997:112). Auf dem anderen Pol der AT-Treue steht die covert Übersetzung: „A covert translation operates quite 'overtly' in the different frame and discourse world provided in the target linguaculture without wishing to coactivate the discourse world in which the original had unfolded“ (House 1997:114). In diesem Zusammenhang lassen sich Termini der deutschsprachigen einschlägigen Literatur erwähnen, die für das Problem der Übersetzung relevant sind. Sie heben aber manchmal andere Dimensionen der Textübertragung hervor: Walter Benjamins (1972:18) „durchschneidende“ Übersetzung, Friedrich Schlegels „verfremdende“ Übersetzung (vgl. 1973:55). Bei Koller (1972:48, 52) werden auch zwei Übersetzungsmethoden unterschieden:

- die **adaptierende** Übersetzung – die für die Ausgangssprache (AS) kulturspezifischen Elemente werden durch kulturspezifischen Elemente der ZS ersetzt, der Text wird somit im ZS-Kontext assimiliert,
- die **transferierende** Übersetzung – es wird versucht, kulturspezifische AS-Elemente im ZT wiederzugeben.

Wenn man die genannten Begriffe auf das Untersuchungsmaterial des vorliegenden Beitrags bezieht, lässt sich nach Koller feststellen: „Auch hier [besteht] das Kontinuum: die Filter sprachlicher und kultureller Art, die beim Übersetzen eingesetzt werden, sind von unterschiedlicher Durchlässigkeit. Diese Durchlässigkeit ist abhängig von einer ganzen Reihe von Faktoren: der Textsorte – erinnert sei an Juliane Houses ‚Spezialfall der literarischen Übersetzung –, der linguistischen Ebene – Lexik, Syntagmatik, Syntax, Text, Pragmatik –, den Verstehensvoraussetzungen der intendierten Rezipienten, Zweckbestimmung und -vorgaben von Ausgangstext und Übersetzung“ (2003:7).

Wie Holz-Mänttari (1993:263) betont, sollte der Übersetzer auf der Basis des AT einen neuen ZT verfassen. Als Voraussetzung für die korrekte translatorische Tätigkeit gelten:

- Kenntnisse über die Intention des Auftraggebers,
- Informationen, die im AT enthalten sind,
- Kenntnisse über die Zielgruppe.

Für jeden Sprachenmittler ergibt sich aus diesen Ausführungen die Feststellung, dass die Übersetzung zugleich eine zumindest partielle, formale Aufhebung des Ausgangstextes bedeutet, in Extremfall spricht man vom Verfassen eines neuen Textes auf der Basis des AT. Benjamin (1972:17f.) stellt sogar fest, dass jede Übersetzung zugleich eine Sinnentstellung ist – der Sinn des Originals kann nämlich keinesfalls voll übersetzt werden. Es ist meistens die Entscheidung des jeweiligen Übersetzer, welche Teile des AT im ZT enthalten werden sollten, es sollen aber hierbei auch Wünsche des Auftraggebers mitberücksichtigt werden. Bei ungeschulten Übersetzern wird die Neigung zur Transkodierung, zum code-switching, transcoding (vgl. de Groot 1997:30) registriert. Dies ist als Ersatz der L_1 -Strukturen verschiedenen Typs (Wörter, Phrasen, Formeln) durch die entsprechenden L_2 -Strukturen zu definieren.

Die stichartige Untersuchung der Internetseiten ergibt, dass nur etwa 60 % der Gemeinden über fremdsprachliche Fassung der polnischen Internetseiten verfügen. Sehr häufig sind das speziell für Ausländer angefertigte Inhalte, die nur ausgewählte Informationen enthalten, und keinen Einblick in ihren Entstehungsprozess erlauben – es sind höchstwahrscheinlich Übersetzungen des von der jeweiligen Kommune vorbereiteten Materials. Diese Seiten werden aus der Untersuchung ausgeschlossen, weil der AT nicht präsent ist. Die vom potentiellen Übersetzer getroffenen Entscheidungen lassen sich in diesem Fall weder auf den Originaltext, noch auf die Willkür des Translators zurückführen. Die Recherchen beschränken sich auf diese Seiten, die in der polnischen und deutscher Sprache vorliegen, was das Untersuchungsmaterial wieder einengt.

Bereits die erste Lektüre der polnischen Seiten zeigt, dass – besonders bei kleineren Gemeinden – die Qualität der polnischen Texte nicht immer vom höchsten Niveau ist. Diese Texte enthalten viele logische, syntaktische und stilistische Fehler. Es scheint, dass man in vielen Kommunen auf die Internetvitrine keinen hohen Wert legt. Wenn man den bereits im Titel genannten Spruch „A fructibus eorum cognoscetis eos“ und die Tatsache bedenkt, dass immer häufiger das Internet nicht nur für Ausländer, sondern auch für potentielle Geschäftspartner die wichtigste oder sogar die einzige Informationsquelle darstellt, dann lässt sich die Ratlosigkeit und Unsicherheit der jeweiligen Kommunalpolitiker erkennen. Ähnliches im Bereich der übersetzten Texte lässt auf die Knappheit der dafür bestimmten Mittel schließen. Das im Netz zu Publizierende wird anscheinend von ungeschulten Sprachenmittler übersetzt, deren einzige Begabung darauf beruht, dass sie zweier Sprachen mächtig sind. In den meisten Fällen ist bei den untersuchten Seiten die Strategie der overtten Übersetzung v.a. im lexikalischen Bereich zu registrieren. Es ist jedoch zu bezweifeln, dass diese Strategie absichtlich eingesetzt wurde, es handelt sich hierbei höchstwahrscheinlich um Mangel am translatorischen Können. So finden wir auf vielen Seiten z.B. den *Präsidenten* und *stellvertretende Präsi-*

dentem, den *Stadtkassenwart* (*Prezydent, Wiceprezydent, Skarbnik*), die in der polnischen Wirklichkeit vorkommen, in der deutschen Realität aber mit dem *Oberbürgermeister*, mit *Bürgermeistern* und vielleicht mit der *Stadtkämmerei* gleichzusetzen sind³. Die genannten Bezeichnungen stellen aber an sich kein Problem dar, weil die von mir befragten Deutschen den Stadtpräsidenten richtig als den regierenden (Ober-)Bürgermeister erkannten, die anderen Termini lassen sich auch entschlüsseln, obwohl die Bezeichnung *Kassenwart* – laut Duden (2003): **Kas|sen|wart**, der: *jmd., der die Kasse, die Finanzen eines Vereins verwaltet* – etwas irreführend sein kann. Der Übersetzer muss aber in seinen Entscheidungen Kompromisse schließen, ein Beispiel dafür liefert bereits das Leben: In einer von mir gefertigten Übersetzung trat ein gewisser *Dyrektor Wydziału Kultury* auf, was eigentlich mit *Leiter des Kulturamtes* wiederzugeben war. Der des Deutschen einigermaßen mächtige Herr bestand jedoch darauf, dass er Direktor und kein Leiter sei (Leiter bedeutet im Polnischen wörtlich übersetzt *kierownik*⁴, einen also nicht so wichtigen Angestellten oder Beamten). Im Endtext stand demzufolge *Direktor des Kulturamtes*, was wieder mit der deutschen Wirklichkeit nicht übereinstimmt.

Auf die Ungeschicklichkeit des Translators und auf seine zu starke Neigung, Wörter und nicht Texte, Wortgruppen zu übersetzen ist wohl folgender Fehler zurückzuführen: Die Passage⁵ *Eine der interessanten der Speicher befindet sich an der Podmurnastr. 2. Gebaut im XVIII/XIX Jahrhundert mit einer Konstruktion der sog. preussischen Mauers⁶ auf den Zweistöcksteinfundamenten* entspricht dem polnischen Text⁷ *Najciekawszy ze spichlerzy, wzniesiony został na przelomie XVIII/XIX w. o konstrukcji szachulcowej tzw. pruskiego muru, na fundamentach z kamienia o dwóch kondygnacjach*. Es sollte somit mit *Fachwerk* übersetzt werden. Ein äußerst häufiger Fehler, der in polnischen Texten begangen wird, ist die für das Polnische typische Schreibung des Jahrhunderts mit römischen Zahlen, z.B. ... *Ende des XII. Jahrhunderts* ...⁸, im Deutschen wird das Jahrhundert mit arabischen Zahlen angegeben. Eher unverständlich ist auch der Text⁹ mit dem in Solec Kujawski die Stadtflagge beschrieben wird: *Die Flagge verfügt über das Wesen des Tuches* Auch der Einblick in die polnische Fassung verrät nicht, was den

³ Vgl. <http://www.inowroclaw.pl/index.php?aid=113931246643e88752b1be2>, <http://www.lahr.de/sixcms/detail.php?id=337>.

⁴ Der Gebrauch der Wörter *dyrektor* und *kierownik* im Polnischen ist übrigens auch ähnlich, wie im Deutschen. Der erste ist „osoba stojąca na czele instytucji, przedsiębiorstwa, zakładu i kierująca nim“ – *Leiter bestimmter Schul- u. Hochschultypen, Leiter einer öffentlichen Institution od. bestimmter Behörden, alleiniger Leiter od. Mitglied des Direktoriums eines Unternehmens; Leiter einer bestimmten Sparte od. Abteilung eines Unternehmens* (Słownik języka polskiego 2004).

⁵ Vgl. http://www.chelmno.pl/main/index2.php?id_linku=271&lang=de&p=h&kiosk=.

⁶ Ich möchte im Rahmen des vorliegenden Beitrags auf die Besprechung der grammatischen Fehler verzichten.

⁷ Vgl. http://www.chelmno.pl/main/index2.php?id_linku=271&lang=pl&p=h&kiosk=.

⁸ Vgl. <http://www.inowroclaw.pl/index.php?aid=114008532043f45248c3523>.

⁹ Vgl. <http://www.soleckujawski.pl/index.php?aid=112366789242f9cfb4ac703>.

Übersetzer zu solcher Wortwahl bewogen hat: *Flaga ma postać płata składającego się z trzech ...* – wörtlich übersetzt *die Flagge hat die Form eines Tuchstückes, bestehend aus drei ...* .Manche der auf den Internetseiten publizierten Informationen sind irreführend und wirken sogar komisch: *die Grundschule Nr. 1 der ersten Infanteriedivision namens Tadeusz Kościuszko mit den Nulltruppen ...* . Kein Deutscher wird wahrscheinlich aus dem Text¹⁰ schließen können, was die Nulltruppen sind, zumal der Kontext eher auf militärische Einheiten, als auf pädagogische Einrichtung schließen lässt. Es handelt sich hierbei – was erst der polnische Text erklärt – um: ... *Szkoła Podstawowa nr 1 im. Dywizji Piechoty im. Tadeusza Kościuszki z oddziałami zerowymi w Zespole Szkół nr 1...* , also um eine Institution, die sich mit der Ausbildung von Vorschulkindern beschäftigt. Wir erfahren auch¹¹: *Auf dem Gebiet unserer Stadt sind 3 Sportclubs tätig: MLKS-Sportclub der die Kinder und Jugendliche in vielen Sportdisziplinen vereinigt* – es ist eigentlich fast eine Linerversion des polnischen Textes: *Na terenie naszego miasta działają 3 kluby sportowe: Miejsko-Ludowy Klub Sportowy: Zrzesza dzieci i młodzież w dyscyplinach sportowych.* Im deutschen Text wird nicht beachtet, dass nicht der Club sondern Jugendliche tätig sein können und der Club nicht vereinigen kann. Ähnliche Fehler logischer Art sind aber auch in polnischen Texten zu finden. Bei manchen Internetseiten entsteht der Eindruck, dass wir mit einer „Welcome in Blabylon“-Seite¹² zu tun haben. Die oben erwähnten Feststellungen verhindern nämlich die Kommunikation nicht, stellen nur im kleineren oder größeren Grade Abweichungen vom sprachlichen Usus dar.

Anders sind folgende Verse¹³ zu werten, die zu einem der Ehrenbürger der Stadt getan wurden: ... *einem berühmten nationalen Tatmenschen ...* , es handelt sich hierbei um einen Aktivist, der in polnischen Nationalvereinen tätig war, was aber erst der Einblick in die polnische Fassung des Textes verrät: ... *wybitnemu działaczowi narodowemu ...* . Ein äußerst interessantes Beispiel einer schöpfungsfreudigen „Übersetzung“ konnte man noch vor kurzem auf den Internetseiten von Limanowa (eine Gemeinde in der Nähe von Nowy Sącz) finden. Korrekt in dem „deutschen“ Text (???) war nur die Anrede, der Rest waren deutsche Wörter, deren Zusammenhang nicht zu erschließen war:

*Sehr geehrte Damen und Herren!
Ich lade sie auf unserer internet Seite, auf dem werden finden viele neugierig
Informationen über dem Gemeinde ein. Ihr hier werdet euch erkundigen wie zu
erledigen seine Sache in dem Amt. Ihr könnt zu nutzen aus den entsprechen-*

¹⁰ Vgl. <http://www.soleckujawski.pl/index.php?aid=112367692242f9f2facf66d>.

¹¹ Der Titel kommt aus dem Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“, in dem ein Text über den „Mischmasch namens Denglisch“ erschienen ist (Nicole Alexander/Nikolaus von Festenberg: „Welcome in Blabylon. Alberne Anglizismen überspülen das Deutsche und erzeugen einen Mischmasch namens Denglisch“, in: Der Spiegel, 16. Juli 2001).

¹² Vgl. <http://www.inowroclaw.pl/index.php?aid=114016449743f58791f1b57>.

¹³ Vgl. http://www.ug.limanowa.pl/index_de.php.

den Formularen und zu gewinnen eine Reihe der notwendiger Informationen geglotten einer Gemeinde.

Ich Hoffe, dass virtuelle Wanderschaft nach unserer internet Seite wird ermuntern Sie zu des besuchen unsere Gemeinde. Ein Gemeindevorsteher.

Der erwähnte Text ist inzwischen korrigiert worden und bietet jetzt einen verständlichen Einblick in die auf den Seiten publizierten Inhalte.

Im untersuchten Bereich lassen sich Texte feststellen, die zwischen den beiden Polen overt und covert anzusiedeln sind. Aus den dargestellten Recherchen ergibt sich, dass viele deutschsprachige Internetseiten wahrscheinlich von ungeschulten Übersetzern vorbereitet wurden. Den übersetzten Inhalten ist eine unterschiedlich ausgeprägte und anscheinend nicht immer absichtlich eingeführte overte Dimension zuzuschreiben, die in äußersten Fällen die Kommunikation verhindern kann, auf mehreren Seiten zu komischen Effekten führt. Es besteht auch die Möglichkeit, dass sogar geschulte Übersetzer, die unter dem zeitlichen Druck handeln, gewisse Fehler begehen, die dann die kommunikative Absicht der Internetinhalte zunichte machen. Die Befragung der deutschsprachigen Informanten ergab, dass manche der untersuchten Passagen nur dann verständlich sind, wenn man die polnische Wirklichkeit kennt, oder wenn man sogar der polnischen Sprache mächtig ist, was ohnehin von den Autoren nicht beabsichtigt werden konnte. Wenn schon die deutsche Fassung der Seite veröffentlicht wird, wird das (wohl) mit der Absicht getan, bestimmte Inhalte den der jeweiligen Sprache Mächtigen zugänglich zu machen. Aus den bereits dargestellten Recherchen ergibt sich die mehrmals in der translatorischen Literatur diskutierte, aber eigentlich nie angefochtene These, dass die Übersetzung nicht nur die Kenntnis der fremden Sprache, sondern auch der fremden Kultur und Wirklichkeit voraussetzt. Die publizierten Inhalte der Internetseiten basieren oft zu stark auf dem AT, enthalten viele polnische Strukturen und v.a. im lexikalischen Bereich Formen, die der deutschen Sprache und Wirklichkeit nicht angepasst werden. Viele Translate entblößen sich als maschinenartige Übersetzungen, die den richtigen Zusammenhang der Wörter nicht erkennen. Beim Übersetzen sollte man nämlich immer den Spruch bedenken: Igitur ex fructibus eorum cognoscetis eos.

Literaturverzeichnis:

- BENJAMIN W., 1972, Die Aufgabe des Übersetzers, in: Benjamin W., Gesammelte Schriften. Bd. IV.1, Frankfurt am Main, S. 9-21.
- DE GROOT A.M.B., 1997, The Cognitive Study of Translation and Interpretation. Three Approaches, in: Danks J.H. et al. (Hg.), Cognitive processes in translation and interpretation, Thousand Oakes, S. 25-56.
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch, ⁵2003, Mannheim (CD-Rom).
- HOLZ-MÄNTTÄRI J., 1993, Bildungsstrukturen und Netzwerke für ein Tätigkeitsfeld *Textdesign*, in: Text con Text 8, S. 259-293.
- HOUSE J., 1997, Translation Quality Assessment. A Model Revisited, Tübingen.

- KOLLER W., 1972, Grundprobleme der Übersetzungstheorie. Unter besonderer Berücksichtigung schwedisch-deutscher Übersetzungsfälle, Bern/München.
- KOLLER W., 2003, Mensch und Text in der Sprachfremde: *overt* und *covert*, in: Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht 2/3 (http://www.spz.tu-darmstadt.de/projekt_ejournal/jg-08-2-3/beitrag/Koller1.htm).
- SCHLEIERMACHER F., 1973, Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens, in: Störig H.J. (Hg.), Das Problem des Übersetzens, Darmstadt, S. 38-70.
- Słownik języka polskiego, 2004, Warszawa (Version 1.0, CD-Rom).

Fachlexik in der literarischen Übersetzung

Fachlexik, worunter ganz allgemein Sonderlexik für die Kommunikation im Rahmen eines bestimmten menschlichen Tätigkeitsbereichs (vgl. Faulseit/Kühn 1969:29, Roelcke 1999:51f., Heusinger 2004:50) verstanden wird, gehört per definitionem zur Fachkommunikation, ihr Auftreten ist allerdings nicht auf die Fachkommunikation beschränkt. Verständlicher Weise ist die Fachlexik – da die Grenze zwischen Fach- und Gemeinsprache fließend ist (vgl. Faulseit/Kühn 1969, Fluck 1976, Schippa 1992, Roelcke 1999, Heusinger 2004) – nicht aus der Alltagskommunikation wegzudenken (vgl. Heusinger 2004:252). Nicht wegzudenken ist sie ebenso aus der schöngestigen Literatur (vgl. Gläser 2000:2). Die Integration und damit die Skala der Fachlexik in der Literatur ist ziemlich breit und „reicht von einzelnen eingestreuten Fachwörtern als Situationsindikatoren bis hin zur realistisch widergespiegelten Arbeitswelt im Industrie-, Bergwerks- oder Arztroman“ (Gläser 2000:4). Kalverkämper (1998:721) unterscheidet hier zwischen literarischem Text mit fach(sprach)lichen Einsprengeln, stärker fachlich geprägter Dichtung und poetisch wirkendem Fachtext. Die Frequenz ist also funktional bedingt.

Fachlexik in Literaturtexten ist nach üblichen Kriterien der horizontalen und vertikalen Gliederung von Fachsprachen (vgl. Hoffmann 1984:58ff., Roelcke 1999:32ff.) zu bestimmen. Horizontal werden fachlexikalische Einheiten zuerst der Fachsprache der Wissenschaft, der Technik und der Institutionen zugeordnet, die dann detaillierter weiter gegliedert werden. Vertikal betrachtet handelt es sich um verschiedene Abstraktionsebenen innerhalb eines einzelnen Faches (vgl. Roelcke 1999:32ff.). „Für die meisten Fachsprachen bietet sich eine Gliederung in drei Bereiche an, in die Theoriesprache, die Berufssprache und die fachbezogene Umgangssprache (Bolten 1992)“ (Römer/Matzke 2003:51). Ganz allgemein wird zwischen Fachwörtern und Termini unterschieden (vgl. Fluck 1976:47f.). Aus Gründen, auf die im Folgenden noch eingegangen wird, gehen Schriftsteller mit weniger allgemeinverständlichen Fachwörtern sparsamer um als mit allgemeinverständlichen Fachwörtern, es sei denn der Verständlichkeitsgrad derer wird direkt zum Gegenstand der Gestaltung gemacht. In bestimmten Aussagesituationen und mit bestimmter stilistischer Absicht kann die Verwendung von Termini notwendig und wirksam sein (vgl. Faulseit/Kühn 1969:31). Häufiger handelt es sich aber um Fachlichkeit geringeren Grades. Auch der Fachlichkeitsgrad hängt also von der Funktion der eingesetzten Lexik ab.

Literarisch eingesetzte Fachwörter haben andere Aufgaben als ihre Entsprechungen in fachbezogenen Texten, die prinzipiell „der sachlichen Information und Kommunikation zwischen Fachleuten dien[en]“ (Fluck 1976:172). Nach Gläser (vgl. 2000:3) sind fachsprachliche Elemente in belletristischen Texten autorenspezifisch, werkbezogen, zeitgebunden und adressatenbezogen zu betrachten. So kann man also zwischen werkexternen und werkinternen Funktionen unterscheiden. Die Funktionen der „Transposition fachlicher Realität in literarische Fiktionalität“ (Gläser 2000:3) werden im Folgenden hinsichtlich der Autorenspezifik, Adressaten- und Werkbezogenheit dargestellt. Auf die Zeitgebundenheit als separate Kategorie wird hier verzichtet, weil sie sich sowohl werkextern, als auch werkintern manifestiert. Werkbezogen dagegen wird zusätzlich zwischen der handlungsinternen und handlungsexternen Funktion unterschieden. In Bezug auf den Autor dienen Fachwörter vor allem der Realisierung seiner werkbezogenen Intention (vgl. Gläser 2000:3), daneben auch der Exaktheit der Aussage (Fluck 1976:173) und dem Ausdruck der Erudition. Die Literatur fungiert damit als Medium für wissenschaftlich interessierte Schriftsteller (vgl. Kalverkämper 1998:721). Der Autor „will [allerdings] nicht eine genaue technische Vorstellung schaffen, sondern nur einen allgemeinen, aber doch plastischen Eindruck von der Besonderheit des Details vermitteln“ (Faulseit/Kühn 1969:29), wodurch Fachlexik im literarischen Werk eine Sonderstellung einnimmt. Adressatenbezogen können Fachwörter zwar auch „Einblick in die sprachliche Differenzierung bestimmter Sachbereiche geben und dem Außenstehenden mit dem Wort eine Vorstellung von der Sache vermitteln“ (Fluck 1976:172), allerdings als Nebenfunktion. Der Leser ist nämlich kein Fachmann, der aus rein technischem Interesse liest (vgl. Faulseit/Kühn 1969:29), sondern ein literarisch orientierter und fachlich nicht vorgebildeter Empfänger, bei dem man also keine besonderen Fachkenntnisse voraussetzen sollte (vgl. Faulseit/Kühn 1969:30). Fachwörter und Termini sollten vom Leser zweckdienlich, d.h. ihrer Funktion gerecht verstanden werden (Faulseit/Kühn 1969:35).

Die werkinterne Funktion von Fachlexik lässt sich unter die Phrase **Fachsprache als literarisches Stilmittel** (Fluck 1976:172, 1992:133) subsumieren, worunter sowohl die literarische Stilisierung der betreffenden Textstellen (vgl. Faulseit/Kühn 1969:29) (handlungsinterne Funktion), als auch ihre rein ästhetische Funktion (handlungsexterne, möglich auch handlungsinterne Funktion) verstanden wird. Zwar können fachsprachliche Elemente auch in der Belletristik „Informationen bieten“ (Fluck 1976:172), wodurch Literatur als „Hort fachlicher Informationen und sachspezifischer Kenntnisse“ (Kalverkämper 1998:721) betrachtet werden kann, prinzipiell gilt jedoch Fachlexik im literarischen Werk als stilistisches Mittel, dem weitere Subfunktionen untergeordnet sind. Als Stilmittel dient also Fachlexik handlungsintern der Darstellung eines realistischen, naturalistischen, expressionistischen oder utopisch-phantastischen Milieus (Gläser 2000:3), wobei es sich im Falle der zwei ersten Attribute vor allem um das Schaffen der sog. Arbeitsatmosphäre, des Arbeitskolorits (vgl. Faulseit/Kühn 1969:29, Luck 1976:172f.) handelt. Fachlexik dient auch der Vermittlung eines Regional- und Zeitkolorits, Charakterisierung von Gegenstand

oder Person (Sprachporträt)¹. Damit wird die Schilderung verdeutlicht bzw. verlebendigt und die Authentizität und Überzeugungskraft der fiktionalen Wirklichkeit unterstützt (vgl. Gläser 2000:3). Außerdem kann Fachlexik der Vortäuschung fachlicher Verhältnisse oder Kenntnisse dienen.

Fachlexik in literarischen Texten unterliegt jedoch wie die ganze Substanz eines künstlerischen Textes dem Kriterium der Ästhetik. Als Element eines literarischen Textes gehört sie zum sekundären modellbildenden System, das über dem Niveau der natürlichen Sprache errichtet ist. Damit unterliegt Fachlexik der Organisiertheit des Textes und den stilistisch-ästhetischen Operationen wie etwa der Wiederholung, Metaphorisierung, Symbolisierung (vgl. Lotman 1993), mit Hilfe derer literarische Mehrwerte entstehen. Dank den Operationen kann auch das ikonische Potential des Textes aktualisiert werden. Es mag sich dabei um exophorische (situationsbezogene) und endophorische (intratextuelle) ikonische Relationen handeln (vgl. Nöth 1990:195f.). All die Mittel tragen dazu bei, dass die Fachlichkeit neutralisiert wird (vgl. Faulseit/Kühn 1969:30). Aus diesem Grund ist auch die Antwort auf die Frage, wie bei der Übersetzung literarischer Werke mit Fachlexik umgegangen werden sollte, gar nicht so selbstverständlich. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum die Wiedergabe von Fachlexik in literarischen Werken, obwohl zur sog. Fachübersetzung, darunter zur Wiedergabe von Fachlexik, schon viel gesagt wurde (vgl. z.B. Piękos 1993, Roelcke 1999, Stolze 1999, Albrecht 2005), kaum diskutiert wird. Fachlexik ist jedoch in vielen literarischen Werken vertreten (das namhafteste Beispiel ist hier wohl „Gargantua und Pantagruel“ von François Rabelais) und Übersetzer werden mit ihr oft – gewollt oder ungewollt – im Übersetzungsprozess konfrontiert. Als selbstverständlich gilt also, dass sich Übersetzer – um einen übersetzungspraktisch notwendigen Reichtum an *termini technici* zu erwerben (vgl. Wawrzyniak 1991:45) – in neue Fachbereiche hineinarbeiten müssen, wie etwa Tadeusz Boy-Żeleński bei der Wiedergabe von „Gargantua und Pantagruel“ (vgl. Borowy 1977:213, Wawrzyniak 1991:45f.), und nach Möglichkeit auch Fachleute zurate ziehen (vgl. Eckier 2004:232). Wenn man die fachsprachlichen Einheiten aus einem Werk herauskristallisierte und sie quasi wie im analytischen Labor behandelte, dann ließe sich die Aufgabe des Übersetzers in dieser Hinsicht auf die Suche nach der fachlexikalischen Äquivalenz beschränken. Die Hürde, die dann zu nehmen wäre, wären – wie in der Fachübersetzung üblich – sprachsystem-, kultur- und historisch bedingte zwischensprachliche Gliederungsunterschiede von terminologischen Systemen (vgl. Roelcke 1999:143f.). Die Frage ist nur, ob die Äquivalenz um jeden Preis erreicht werden sollte. Ob das alles ist, was vom Literaturübersetzer erwartet wird. Hier meldet sich wieder Lotman (vgl. 1993:129f.) mit seiner Forderung, nach dem objektivsten Bild von der Gebundenheit der Elemente im Text zu suchen, was bei der Bestimmung der Adäquatheit einer Übersetzung sehr nützlich sein kann. Ausbalanciert werden muss hier die Frequenz, aber vor allem die weit verstandene Funktion der Fachlexik im jeweiligen Werk. Von Ergebnissen solch einer Textanalyse

¹ Vgl. Faulseit/Kühn 1969:37; Gläser 2000:3.

hängt nämlich ab, welcher Stellenwert der Fachlexik im literarischen Werk zukommt und wie sie dann im ZT wiedergegeben wird.

Ein Beispiel eines Werkes, in dem Fach(sprach)lichkeit mit anderen literarischen Operationen am Kreuzweg steht, ist „das literarische Road-Movie“ von Peter Henning „Tod eines Eisvogels“ (vgl. 1998: Umschlagtext), in dem es sich um die Entführung der schizophreniekranken Schwester des Erzählers aus der psychiatrischen Anstalt handelt. Der Erzähler bringt die kranke Leni nach Holland, wo sie einst glücklich war. Da stirbt das Mädchen und sein Bruder wirft die Leiche ins Meer. Dabei erlebt er eine Art Katharsis, weil er den Tod als Befreiung und Neuanfang empfindet. In dem Roman bildet die Sachgruppe *Schmetterling/Falter*, die fachsprachliche Lexik aus dem Fachbereich der Lepidopterologie (Schmetterlingskunde) enthält, den konstitutiven, d.h. invarianten Bestandteil der Textorganisation. Zu den eingesetzten Fachwörtern gehören unter anderem Schmetterlingsartnamen. Es werden keine strikte wissenschaftlichen Termini eingesetzt im Sinne der lateinischen binären (binominalen) Nomenklatur von Linné aus dem Jahre 1758, wo dem Namen der Gattung der eigentliche Artname folgt (Meyers 1986:143), sondern ebenso in der Schmetterlingskunde verwendete allgemeinverständliche deutsche Artnamen, die als umgangssprachliche Fachsprache klassifiziert werden können und die wortbildungsmäßig vor allem als Komposita auftreten. Es handelt sich hier also um popularisierte Artnamen und damit – wie in literarischen Werken üblich – um Fachlichkeit niedrigeren Grades.

- 1) *Schwabenschwanz* (88, 89, 90) – ‚*Papilio machaon*‘ – *paź królowej* (84, 85, 86),
- 2) *Segelfalter* (88) – ‚*Iphiclydes Podallirius*‘ – *żeglarek* (84), bekannt auch als *paź żeglarz/żeglarz*,
- 3) *Windenschwärmer* (88) – ‚*Agrius cingulatus*‘ – *zawisak powojowiec* (84),
- 4) *Pfauenauge* (88, 98) – ‚*Inachis io*‘ – *pawik* (84, 91), bekannt auch als *rusalka pawik*,
- 5) *Aurorafalter* (89) – ‚*Anthocaris cardamines*‘ – *zorzynek rzeżuchowiec* (85),
- 6) *Admiral* (89) – ‚*Vanessa atalanta*‘ – *rusalka admirał* (85),
- 7) *Distelfalter* (89) – ‚*Vanessa cardui*‘ – *rusalka osetnik* (85),
- 8) *Apollo* (89) – ‚*Parnassius mnemosyne*‘ – *niepylak Apollo* (85),
- 9) *Kaisermantel* (89) – ‚*Argynnis papcia*‘ – *dostojnik malinowiec* (85), bekannt auch als *dostojna malinowiec*,
- 10) *Bläuling* (90) – ‚*Polyommatus icarus*‘ – *modraszek* (86), bekannt auch als *modraszek ikar*,
- 11) *Nachtpfauenauge* (90) – ‚*Saturnia pavonia*‘ – *pawica grabówka* (86),

- 12) *Eisvogel* (131, Titelseite) – ‚*Limenitis populi*‘ – *pokłonnik* (124, Titelseite), bekannt auch als *pokłonnik osinowiec* ‚großer Eisvogel‘ und *pokłonnik anonima* ‚blauschwarzer Eisvogel‘,
- 13) *Trauermantel* (131, 132) – ‚*Nymphalis antiopa*‘ – *rusałka żałobnik* (124, 124).

Aus werkexterner, d.h. autoren- und adressatenbezogener Sicht handelt es sich um übliche, oben dargestellte Funktionen. Werkbezogen muss differenziert werden zwischen der handlungsinternen und handlungsexternen Funktion. Handlungsintern dient die Sachgruppe, darunter die Schmetterlingsnamen vor allem der retrospektiven Darstellung der ehemaligen Leidenschaft des Erzählers für Falter, darunter fürs Faltersammeln, die mal auch die Hauptprotagonistin Leni teilte, und damit auch der Authentizität und Überzeugungskraft der erzählten Geschichte. Mittelbar dient die Lexik auch der Charakterisierung des Erzählers als Sammler. Handlungsextern wird die Fachlexik auf die schizophreniekranken Leni metaphorisch-symbolhaft übertragen. Die Symbolik des Schmetterlings ist dichotom, genauso wie die Charakteristik der einst gesunden, schönen und lebhaften, dann aber zum labilen und geistesgestörten Wesen gewordenen Leni dichotom ist. Einerseits gilt Schmetterling wegen seiner kurzen Lebensdauer und vergänglichen Schönheit als Sinnbild der leeren Eitelkeit und Nichtigkeit, des Todes, andererseits – auf Grund seiner Metamorphose vom Ei über die Raupe und die der Todesstarre verhaftete Puppe zum strahlend bunten, dem Sonnenlicht zugewandten Flügelinsekt – als Symbol für Auferstehung und Unsterblichkeit, Befreiung und Neuanfang, die durch den physischen Tod nicht zu zerstörende Seele (Becker 1992:260f.). In Japan gilt Schmetterling als Symbol einer jungen Frau (vgl. Biedermann 1989:390, Becker 1992:260) und das Symbol nützt Henning in seinem Roman, und zwar durch eine metaphorische Übertragung der Domäne *Schmetterling* auf die Hauptfigur Leni.

Die Hauptsymbolik des Schmetterlings ist durch eine Reihe untergeordnete Symbole verstärkt, die in den meisten Schmetterlingsartnamen angedeutet werden und die ebenso dichotom sind. So stehen *Schwalbe* für Auferstehung (vgl. Becker 1992:264), *Distel* für Mühsal und Schmerzen und Erlösung (vgl. Becker 1992:56), *blau* für Unsterblichkeit (vgl. Becker 1992:44, Kopaliński 1990:27), *Nacht* für den Tod (vgl. Becker 1992:202), *Pfau* für die Erneuerung und Auferstehung, die geistige Neugeburt, *Segel* für Unbeständigkeit und Leichentuch (vgl. Cooper 1986:172). Sogar der Name *Eisvogel*, das direkte Symbol von Leni, trägt aufgrund seiner Identität mit dem für einen Vogel („*Alcedo atthis*“) stehenden Zeichenträger, entsprechende Symbolik (in der christlichen Symbolsprache Sinnbild der Auferstehung, da der Eisvogel nach mittelalterlicher Auffassung alljährlich sein gesamtes Federkleid erneuert, vgl. Becker 1992:68). Damit handelt es sich hier um eine verschleierte Symbolik, die durch die Wiederholung in absentia (vgl. Szcześna 2007:59), d.h. durch das Herbeirufen eines in dem vorhandenen Text nicht präsenten Zeichen(träger)s zustande kommt. Die Namen *Trauermantel* und *Windenschwärmer* sind zwar an sich nicht symbolhaft, sie unterstützen jedoch als sprechende Namen die Symbolik und Metaphorik des Werkes. Die Namen der mythologischen Götter, darunter *Aurora*, d.h. der Name

der römischen Göttin der Morgenröte und *Apollo*, der Name des griechisch-römischen Gottes der Weissagung und Dichtkunst, durch die Artnamen *Admiral* und *Kaisermantel* unterstützt, liefern zugleich das Motiv „Würde/hohes Amt/Herrschaft/Sieg“, ein Motiv, das den Ausklang der Romans – „Wir hatten uns besiegt“ (Henning 1998:135) – symbolhaft unterstützt. *Aurora* steht zusätzlich durch den Bezug auf die Morgenröte für den verheißungsvollen Beginn, für die Freiheit (vgl. Duden 2003).

So türmen sich Bedeutungen und Nebenbedeutungen zu „einer richtigen Architektur von Mitteilungen“ (Barthes 1979:183) und die dadurch in ihrer Fachlichkeit abgeschwächten Fachwörter sind hier für die Statik des Textes absolut unabdingbar. Daher müssen sie aus translatorischer Sicht als Invariante betrachtet werden. Der handlungsinternen Funktion gemäß würde ausreichen, wenn im ZIELTEXT authentische Schmetterlingsnamen eingesetzt würden, egal welcher Referenz. Der handlungsexternen Funktion gemäß müssen dagegen im ZIELTEXT die symbolhaften Nebenbedeutungen mit berücksichtigt werden. In den meisten Fällen sind die beiden Funktionen konnotativ vereinbar, d.h. bei der Behaltung der Referenz können entsprechende Symbole angedeutet werden (2, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 13).

Im ZIELTEXT treten vor allem polnische binominale Falternamen (1, 3, 5, 6, 7, 8, 9, 11, 13) auf, die in einigen Fällen um den Gattungsnamen bzw. das Epitheton reduziert wurden. *Bläuling* (10) beispielweise wurde unter Berücksichtigung der Farbensymbolik als *modraszek* wiedergegeben. Die im Werk allgegenwärtige Dichotomie der Symbolik würde jedoch stärker zum Ausdruck kommen, wenn der polnische Name um das dem lateinischen Muster nachgebildete Art-Epitheton *ikar* („*Polyommatus icarus*“) nicht reduziert würde. Der in Folge seines Wunsches, an die Sonne zu kommen, in die Ägäis gestürzte Ikarus steht nämlich als tragischer Träumer der griechischen Sage für den Tod und der vollständige, d.h. binäre ZS-Name (*modraszek ikar*) eignet sich viel besser, um die AT-Symbolik zu tragen. Im Falle von *Schwalbenschwanz* (1) und *Kaisermantel* (9) wird im ZT eine andere Symbolik als im AT evoziert, da aber sowohl *paź królowej* (1), als auch *dostojnik malinowiec* (9) Lexeme (*królowa*, *dostojnik*) enthalten, die in das Motiv der Herrschaftsgewalt münden, ist ihre Präsenz im ZT gerechtfertigt.

Bisher also steht das Merkmal **Fachlichkeit** dem Merkmal **Symbolhaftigkeit** nicht im Wege. Bis auf (3), wo die Symbolik von *Windenschwärmer* im ZT verloren geht. Beim besten Willen deuten die Bestandteile des Namens *zawisak powojowiec* nicht – wie im AT – auf einen Fantasten (Schwärmer) an, der winklige (gewundene) Wege geht (winden), so wie die geistesgestörte Leni. Und das ist eben die Stelle, wo man – anders als im prototypischen Fachtext – auf die AT-Referenz verzichten könnte, und zwar zugunsten eines sprechenden Namen von prägnanterer Symbolik. Namen, die hier in Frage kämen wären beispielsweise – ohne eindeutig zu entscheiden, welcher am besten passt – *zmierzchnica trupiałówka* ‚Acherontia atropos‘, *paśnik smętniak* ‚Epirrhoë tristata‘, *mrzonka pierzak* ‚Colotois pennaria‘, *zmora thupia główka* ‚Acherontia atropos‘, *zmrocznik przytuliak* ‚Celerio galii‘, *zmierzchówka słabka* ‚Eriopygodes imbecilla‘, *światłówka sennica* ‚Caradrina morpheus‘, *światowida samotnica* ‚Panthea coenobita‘, *płochliwa księżycówka* ‚Minucia lunaris‘ (vgl. Heintze 1978).

Beim *Eisvogel* (12) ist die Wiedergabe noch komplizierter. In dem Roman werden zwei Arten der Gattung *Eisvogel* erwähnt, *Blauschwarzer Eisvogel* und *Großer Eisvogel*, von denen der erste primär vom Erzähler mit der Falterart *Trauermantel* verwechselt wurde. Der Beschreibung nach handelt es sich um den *Blauschwarzen Eisvogel*, dessen Flügeloberseiten schwarz sind (Symbol des Todes), die aber einen Blauschimmer aufweisen (Symbol der Unsterblichkeit). Ähnlich dichotome und damit symbolhafte Merkmale weist der *Große Eisvogel* auf, der oberseits braun (Tod, Absage an die Welt), unterseits orange (Flame, Feuer, Lexus, Glück) ist². Die Symbolik der Unsterblichkeit wird zusätzlich durch die Koinzidenz des Namens *Eisvogel* mit dem gleichlautenden Vogelnamen verstärkt, der – wie gesagt – für Unsterblichkeit steht. Leider ist die Koinzidenz des Zeichenträgers in der polnischen ZS, wo zwischen *poklonnik* als Schmetterling und *zimorodek* als Vogel unterschieden wird, nicht der Fall. Die sprachlichen Zwänge erlauben also nicht, die AT-Figur in ihrer Geschicktheit im ZT wiederzugeben. Das Ganze wird zusätzlich dadurch erschwert, dass der Name *Eisvogel* im Text wiederholt wird, darunter im Titel. Die Wiederholung, die unter anderem für die endophorische Ikonizität im AT sorgt, sollte normalerweise auch im ZT nachzuweisen sein, was übrigens in anderen Fällen zutrifft (1, 4, 13). Hier aber, wo auf einmal die Referenz und Symbolik beibehalten werden sollten, bleibt dem Übersetzer – um aus dem Dilemma herauszukommen – nichts mehr übrig, als im handlungsexternen Titel ein gemeinsprachliches Hyperonym *motyl* einzusetzen, das die Beibehaltung der Symbolik garantiert, und im Fließtext, wo die referentiellen Merkmale des Schmetterlings handlungsintern von größerer Bedeutung sind, beim Fachwort *poklonnik* zu bleiben. Zugleich garantiert das bei der Wiedergabe des Titels eingesetzte Generalisierungsverfahren (vgl. Schreiber 1993:228) einen höheren Verständlichkeitsgrad für den Leser (vgl. Nord 1993).

Die exemplarische Analyse versteht sich als Illustration der in dem vorliegenden Beitrag aufgestellten These, dass Fachlexik im literarischen Text prinzipiell anders als im fachbezogenen Text zu behandeln ist. Dass die Fachlexik im literarischen Zieltext meistens doch fachlexikalisch äquivalent wiedergegeben wird, ändert nichts daran, dass fachlexikalische Ausdrücke als Konstituenten des sekundären modellbildenden Systems samt anderen Textgeordnetheiten funktional belastet sind. Daher sollten literarisch angestellte Fachausdrücke nicht über einen Kamm geschoren, sondern funktionsgemäß wiedergegeben werden. Als entscheidend erweisen sich dabei die werkinternen Funktionen, darunter die handlungsinternen und -externen Funktionen, die für einen vollständigen bzw. partiellen Verzicht auf Fach(sprach)lichkeit bzw. für eine Abweichung von der Referenz Verantwortung tragen. Werkexterne Funktionen dagegen sind hier eher von sekundärer Bedeutung.

Literaturverzeichnis

- ALBRECHT J., 2005, Übersetzung und Linguistik, Tübingen.
BARTHES R., 1979, Elemente der Semiologie (übers. von E. Moldenhauer), Frankfurt am Main.

² Vgl. Cooper 1986:50 und 51.

- BECKER U., 1992, *Lexikon der Symbole*, Freiburg im Breisgau.
- BIEDERMANN H., 1989, *Knaurs Lexikon der Symbole*, München.
- BOLTEN J., 1992, „Fachsprache“ oder „Fachsprache“? Empirisch-pragmatische Grundlagen zur Beschreibung der deutschen Wirtschafts-, Medizin- und Rechtssprache, in: Bungarten T., (Hg.), *Beiträge zur Fachsprachenforschung*, Tostedt, S. 57-72.
- BOROWY W., 1977, *Boy jako tłumacz*, in: Balcerzan E. (Hg.), *Pisarze polscy o sztuce przekładu*, Poznań, S. 209-227.
- COOPER J.C., 1986, *Lexikon der Symbole* (übers. von G. und M. Middel), Leipzig.
- Duden. *Deutsches Universalwörterbuch*, 52003, Mannheim.
- ECKIER J., 2004, *Tłumacz serdecznie dziękuje...*, in: Kehlmann D., Beerholm przedstawia (übers. von J. Eckier), Warszawa, S. 232.
- FAULSEIT D. / KÜHN G., 1969, *Stilistische Mittel und Möglichkeiten der deutschen Sprache*, Leipzig.
- FLUCK H.-R., 1976 (⁵1996), *Fachsprachen*, Tübingen/Basel.
- FLUCK H.-R., 1992, *Didaktik der Fachsprachen. Aufgaben und Arbeitsfelder, Konzepte und Perspektiven im Sprachbereich Deutsch*, Tübingen.
- GLÄSER R., 2000, *Fachliche Realität und literarische Fiktionalität. Wechselwirkungen zwischen Fachkommunikation und Belletristik*, in: *Fachsprache. Internationale Zeitschrift für Fachsprachenforschung, -didaktik und Terminologie* 22/1-2, S. 2-25.
- Meyers *Großes Universallexikon*, 1986, Bd. 10, Mannheim.
- HEINZ-MOHR G., 1971 (¹1992), *Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst*, München.
- HEINTZE J., 1978, *Motyle Polski*, Warszawa.
- HENNING P., 1998, *Tod eines Eisvogels*, Frankfurt am Main.
- HENNING P., 1998a, *Śmierć motyla* (übers. von R. Wojnowski), Katowice.
- HEUSINGER S., 2004, *Die Lexik der deutschen Gegenwartssprache*, München.
- HOFFMANN L., ²1984, *Kommunikationsmittel Fachsprache*, Berlin.
- KALVERKÄMPER H., 1998, *Fachsprachliche Phänomene in der Schönen Literatur*, in: Hoffmann L./Kalverkämper H./Wiegand H.E. (Hg.), *Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*, New York, S. 717-728.
- KOPALIŃSKI W., 1990, *Słownik symboli*, Warszawa.
- NÖTH W., 1990, *The semiotic potential for iconicity in spoken and written language*, in: *Kodikas/Code* 13, S.191-209.
- NORD C., 1993, *Einführung in das funktionale Übersetzen*, Tübingen/Basel.
- LOTMAN J.M., 1993, *Die Struktur literarischer Texte* (übers. von R.-D. Keil), München.
- PIEŃKOS J., 1993, *Przekład i tłumacz we współczesnym świecie*, Warszawa.
- ROELCKE T., 1999, *Fachsprachen*, Berlin.
- RÖMER C. / MATZKE B., 2003, *Lexikologie des Deutschen*, Tübingen.
- SCHIPPAN T., 1992, *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache*, Tübingen.
- SCHREIBER M., 1993, *Übersetzung und Bearbeitung. Zur Differenzierung und Abgrenzung des Übersetzungsbegriffs*, Tübingen.
- SZCZĘSNA E., 2007, *Powtórzenie i polisemiotyczność. Typy i formy powtórzeń*, in: *Przegląd Humanistyczny* 2, S. 57-71.
- STOLZE R., 1999, *Die Fachübersetzung*, Tübingen.
- WAWRZYŃIAK Z., 1991, *Praktyczne aspekty translacji literackiej na przykładzie języków niemieckiego i angielskiego*, Warszawa.

Zur Funktion fremdsprachiger Einschübe in der Sprache interkultureller literarischer Texte¹

1. Einleitung

Als ein wichtiges Merkmal der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur kann die Thematisierung von Grenzüberschreitungen, Kulturbegegnungen, inter- und multikulturellen Situationen betrachtet werden. Diese Themen sind in erster Linie für Werke zwei- oder mehrsprachiger Autor(inn)en charakteristisch und für Texte von Autor(inn)en, die ihre Werke nicht in ihrer Muttersprache verfassen. Es ist davon auszugehen, dass sich Inter- und Multikulturalität in diesen Texten nicht nur auf der Ebene des Inhalts, sondern auch auf der Ebene der Sprache manifestieren. Inter- und Multikulturalität können in der sprachlichen Gestaltung von Texten durch die Verwendung verschiedener Sprachvarietäten oder ihrer einzelnen Elemente, die sich von der „angewandten“ Sprache – von der Sprache, „in der das Werk abgefaßt ist“ (Chiellino 2002:43) – unterscheiden, zum Ausdruck kommen. Im vorliegenden Beitrag soll aufgezeigt werden, wie sich Inter- und Multikulturalität in der Sprache, im vorliegenden Falle auf lexikalischer und syntaktischer Ebene von interkulturellen literarischen Texten manifestieren können. Manifestationen von Inter- und Multikulturalität werden im Roman „Alle Tage“ der ungarisch-deutschen Autorin Terézia Mora aufgezeigt, indem beschrieben wird, welche Funktion fremdsprachige Einschübe – die als Träger von Inter- und Multikulturalität angesehen werden – im untersuchten deutschsprachigen Text einnehmen. Die Funktion der im Korpus vorkommenden fremdsprachigen Einschübe soll unter stilistischem Gesichtspunkt erschlossen werden.

2. Zu Manifestationen von Interkulturalität in Texten

Im Beitrag wird die Funktion fremdsprachiger Einschübe in einem Text untersucht, der mit dem Attribut interkulturell versehen werden kann. Im Attribut interkulturell „wird

¹ Der Beitrag ist im Rahmen des Sprachwissenschaftlichen Graduiertenkollegs an der Philosophischen Fakultät der Pannonischen Universität Veszprém, unter der wissenschaftlichen Betreuung von dessen Leiter, Herrn Univ.-Prof. Dr. Dr. Csaba Földes entstanden.

durch das Präfix **inter** [die Qualität kultureller Begegnungen] verdeutlicht. Es hat semantisch die Bedeutung von ‚zwischen‘, ‚miteinander‘ und ‚reziprok‘ und beschreibt den Standort, den Modus und die Gerichtetheit der kulturellen Beziehungen (Wierlacher)⁴ (Hausstein 2000:231). Die Forschungsliteratur befasst sich im Bereich deutschsprachiger literarischer Texte in erster Linie damit, wie sich Interkulturalität im Inhalt bzw. in der Gestaltung der Erzählperspektive von Texten zum Ausdruck kommen kann (vgl. z.B. die Veröffentlichungen von Blioumi 2002; Hofmann 2006; Pugliese 2006). Meine Untersuchung unterscheidet sich von den oben genannten Analysen darin, dass hier die Analyse von Manifestationen der Interkulturalität in der sprachlichen Gestaltung (auf lexikalischer, syntaktischer und pragmatischer Ebene) deutschsprachiger literarischer Texte im Mittelpunkt steht, da sich Interkulturalität sowohl im Inhalt als auch in der Sprache von Texten manifestieren kann. Manifestationen von Interkulturalität im Inhalt von Texten liegen vor, wenn in Texten die Beziehung von zwei bzw. mehreren Kulturen zum Thema gewählt wird. Außerdem liegen Manifestationen von Interkulturalität in der Sprache der Texte vor, wenn in Texten die sprachliche Konstruierung von (mindestens) zwei Kulturen und deren Beziehung zueinander ermöglicht wird. Dementsprechend werden unter Texten, die mit dem Attribut interkulturell versehen werden können, Texte verstanden, die „durch ihre Sprache und/oder durch ihren Inhalt die Beziehung (Begegnung, Konflikt, Austausch, Zusammenleben usw.) von zwei bzw. mehreren Kulturen darstellen oder [...] den Umgang der Autor(inn)en mit mehreren Sprachen und Kulturen [beschreiben]“ (Burka im Druck). Im Sinne der obigen inhaltlichen Bestimmung kann der ausgewählte Text „Alle Tage“ als interkultureller literarischer Text angesehen werden. Interkulturalität soll sich neben dem Inhalt auch in der Sprache, in der sprachlichen Gestaltung und demzufolge auch im Stil des Textes manifestieren, indem der Gebrauch von fremdsprachigen Einschüben – die als Träger von Inter- und Multikulturalität angesehen werden – den Stil des Textes in hohem Maße bestimmt. Das Zusammen- und Nebeneinanderleben von verschiedenen ethnischen Gruppen, Sprachen und Kulturen innerhalb einer Gesellschaft, eine sog. multikulturelle Situation von heute wird in der Sprache des Textes durch die hohe Frequenz fremdsprachiger Einschübe versinnlicht. Bei der Bestimmung von Multikulturalität stütze ich mich auf die Feststellungen von Welsch: Mit dem „Terminus **Multikulturalität** [werden] – wohl auch dank des lateinischen Erstglied **multi-**, (welches ‚viel, vielfach‘ bedeutet) – die Probleme des Zusammenlebens verschiedener Kulturen innerhalb einer Gesellschaft“² ausgedrückt (Welsch 2000:332f.; siehe Földes 2003:53).

3. Zur Funktion fremdsprachiger Einschübe im Roman „Alle Tage“

Nach der Fachliteratur können Fremdwörter – die einen Teil der im untersuchten Text vorkommenden fremdsprachigen Einschübe bilden – „als effekterzielende Mittel“ betrachtet werden, indem durch Fremdwörter bestimmte stilistische Effekte hervor-

² Hervorhebungen im Original.

gerufen werden, die sich aus der Ersetzung des einheimischen Wortes mit einem Wort aus einer fremden Sprache ergeben (Eroms 2008:66). Durch fremdsprachige Einschübe, die als sprachliche Manifestationen der Phänomene Interkulturalität, Multikulturalität und Fremdes angesehen werden, werden im Roman „Alle Tage“ bestimmte stilistische Effekte hervorgerufen. Fremdwörter werden im untersuchten Text nämlich nicht darum verwendet, weil keine deutschen Äquivalente der verwendeten fremden Lexeme zur Verfügung stehen. Die Verwendung fremdsprachiger Einschübe – zu denen in der vorliegenden Arbeit die im deutschsprachigen Text vorkommenden englischen, französischen, italienischen, niederländischen, portugiesischen, russischen und ungarischen Einschübe gezählt werden – bestimmt, wie erwähnt, den Stil des ausgewählten Textes in hohem Maße. Bei der Analyse des Stils des untersuchten Textes sollen demzufolge die Funktion und die Bedeutung der im Text vorkommenden Fremdwörter eingehend analysiert werden, wodurch die Beschreibung der – von den Fremdwörtern ausgelösten – stilistischen Effekte erfolgen kann.

Im Folgenden wird beschrieben, welche Funktion ausgewählte, im Text vorkommende fremdsprachige Einschübe einnehmen. Während in der Forschungsliteratur auf die Funktion „ganzer“ Texte oder zusammenhängender Textteile, bzw. auf die Funktion von Äußerungen, die in Handlungssituationen verwendet werden, fokussiert wird (vgl. Sandig 2006), wird in der vorliegenden Arbeit die Funktion bestimmter Einheiten der Textstruktur des gegebenen Textes, die Funktion fremdsprachiger Einschübe untersucht. Die analysierten fremdsprachigen Einschübe erfüllen ihre Funktion je nach Interpretation des Kontextes. Im Folgenden werden drei Funktionen fremdsprachiger Einschübe im ausgewählten Text voneinander unterschieden: (a) die Verdeutlichung von Multikulturalität, (b) die sprachliche Manifestation des Phänomens „Fremdes“ und (c) die Verdeutlichung von Interkulturalität. Den Hintergrund des Romaninhalts bildet eine multikulturelle Situation, in der verschiedene ethnische Gruppen in Deutschland zusammenleben. Das Phänomen Multikulturalität wird neben dem Inhalt auch in der Sprache des Textes wiedergegeben, indem die Fremdwörter im nächsten Beleg als sprachliche Ausdrucksformen der Multikulturalität aufgefasst werden können:

- (1) *Die Semmel in der Hand des Jungen erzitterte, er legte sie hin, es hatte sowieso alles keinen Wert. Er dachte nach. Er dachte: Semmel, zsemle, roll, petit pain, bulotschka. Dachte vaj, Butter, butter, maslo, beurre. Dachte ...* (Mora 2006:90).

Die im Beleg (1) verwendeten Fremdwörter, die Äquivalente von den Lexemen *Semmel* und *Butter* auf Ungarisch, Englisch, Französisch und Russisch (vgl. Vasmer 1953:142) sollen an dieser Stelle der Verdeutlichung von Multikulturalität dienen, die hier als die erste Funktion fremdsprachiger Einschübe angesehen wird. Als Träger der obigen Funktion, der Verdeutlichung von Multikulturalität, können im Beleg (2) die englischen, niederländischen (vgl. Van Dale... 1992:876), französischen (vgl. Pons ... Französisch ... 1991:174) und italienischen (vgl. Langenscheidts ... Italienisch ... 1992:136) Versionen des deutschen Adjektivs *neu* angesehen werden:

- (2) *Ein Zentrum, wie er es kannte, er hätte dort nach einem Job fragen können – Sicherheitshalber sagst du, du kannst nur vier Sprachen, maximal sechs, damit man dich nicht für einen ... hält –, und siehe, wieder eine Möglichkeit, ein neues Leben zu beginnen. New, nieuw, nouvelle, nuovo --- Aber er wollte hier keinen Job haben (Mora 2006:340).*

Im Beleg (3) kommt durch den englischen Ausdruck *dark room* das Phänomen „Fremdes“ neben dem Inhalt auch in der Sprache des Textes zum Ausdruck. Unter dem Arbeitsterminus „Fremdes“ wird an dieser Stelle „Interpretament der Andersheit und der Differenz“ verstanden (Bleicher 2001:336):

- (3) *Die Vorhöfe waren so voll wie der Laden selbst, zumindest hörte es sich so an, sehen kann man nicht viel. Die Klapsmühle befindet sich im dritten Hinterhof einer ehemaligen Getreidemühle, in den ersten fällt noch etwas Licht von der Straße, aber im zweiten ist es schon so zappenduster, dass er als dark room durchgeht (Können wir das bitte ...?), und im dritten hatte die einzige Lampe, eine rote über der Tür, einen Wackelkontakt (Mora 2006:31).*

Im Beleg (3) kann als Funktion des fremdsprachigen Einschubs die sprachliche Manifestation des Phänomens „Fremdes“ betrachtet werden, indem es nicht nachvollziehbar ist, warum die Autorin einen fremden (hier englischen) Ausdruck im deutschsprachigen Kontext statt eines deutschen Lexems verwendet. Durch die Verwendung des fremdsprachigen Einschubs im obigen Beleg wird die sprachliche Wiedergabe des Phänomens „Fremdes“ ermöglicht. Die oben aufgezeigte zweite Funktion fremdsprachiger Einschübe, nämlich die sprachliche Manifestation des Fremden, kann auch im Beleg (4) betrachtet werden, indem ein englischer Ausdruck und ein italienisches Lexem im deutschsprachigen Kontext – für den der Nominalstil charakteristisch ist – nebeneinander stehen:

- (4) *Autos, Autotüren, Flüche, Fußgänger. Frauen, Männer. Die Gittertür des nahen Lebensmittelgeschäfts. Ein Bohrer, ein aufgehendes Fenster. Männer auf einem Aufmarschplatz in der Nähe, ihren Hunden Plastikringe werfend. Pfliffe über Beton. Eine Gruppe Abiturienten. Körper, Rufe, Lachen. Später ein übendes Orchester. New World Symphony. Adagio (Mora 2006:69).*

„Die Vortragsanweisung in der Musik [adagio] wurde [...] aus [...] it. *adagio* („eigentlich *adagio* ‚auf bequeme Weise‘, zu it. *agio* ‚Bequemlichkeit‘) übernommen“³ (vgl. Duden 2001:21). Im nächsten Beleg sollen die Nachnamen die Funktion haben, „Fremdes“ sprachlich wiederzugeben, indem im Beleg (5) die Nachnamen aus verschiedenen Sprachen genommen werden:

- (5) *Abel Nema alias El-Kantarrah alias Varga alias Alegre alias Floer alias des Prados alias ich: nicke (Mora 2006:410).*

³ Hervorhebungen im Original.

Die Nachnamen im obigen Beleg werden als Namen mit fremdkulturellem Charakter angesehen, die als Trägertypen von anderen, „fremden“ (von der deutschen unterschiedlichen) Kulturen aufgefasst werden. Die Namen im Beleg (5) haben in diesem Sinne die Funktion, „Fremdes“ sprachlich zu verdeutlichen. Der Nachname des Protagonisten Abel *Nema* verweist auf eine ungarische Herkunft und bedeutet auf Deutsch ‚der Stumme‘ oder als Adjektiv ‚stumm‘. *Varga* war früher die ungarische Bezeichnung von ‚Schumacher‘ (vgl. Földes et al. 1998:1552), das portugiesische Adjektiv *alegre* bedeutet auf Deutsch ‚froh‘, ‚fröhlich‘, ‚lustig‘, ‚heiter‘ (vgl. Pons ... Portugiesisch ... 2007:31), das portugiesische Substantiv *prado* bedeutet ‚Wiese‘ (vgl. Pons ... Portugiesisch ... 2007:362).

Das Vorkommen fremdsprachiger Elemente kann auch in Komposita betrachtet werden. Im nächsten Beleg ist das Grundwort des Determinativkompositums *Mafiaboss* ein englisches Lexem:

- (6) *ich persönlich hätte lieber einen erfolgreichen Mafiaboss als Sohn* (Mora 2006:60).

Ebenso erscheinen Fremdwörter oft in den Kapitelüberschriften des Romans wie z.B.:

- (7) *Roadmovie* (Mora 2006:219);
(8) *Intermezzo* (Mora 2006:236);
(9) *In der Enklave* (Mora 2006:153).

Das Fremdwort *Intermezzo*, dessen deutsches Äquivalent ‚Zwischenspiel‘ ist, „geht auf gleichbed. it. *intermezzo* zurück, das seinerseits auf lat. *intermedius* ‚in der Mitte befindlich‘ beruht“⁴ (vgl. Duden 2001:366). Durch den Gebrauch des Fremdwortes *Intermezzo* wird die Position des Protagonisten zwischen verschiedenen Sprachen und Ländern verdeutlicht. Das Lexem *Enklave*, ein politisches Fachwort „bezeichnet eine fremdstaatliche ‚Insel‘ auf eigenem Staatsgebiet. ‚Enklave‘ wurde im 19. Jh. entlehnt aus frz. *enclave* (zu *enclaver* ‚[mit einem Schlüssel] einschließen‘ [...]). Das Wort bezeichnet also eigentlich ein ‚eingeschlossenes, eingefügtes Gebiet“⁵ (vgl. Duden 2001:181).

Ferner erscheinen fremdsprachige Einschübe bei der Darstellung von Situationen, in denen eine Kode-Umschaltung vorkommt. In den folgenden drei Belegen kann das Phänomen der „Sprachenmischung“ betrachtet werden, indem durch den „alternierenden [...] Gebrauch zweier [...] Sprachen“ (Földes 2005:211f.) – in den Belegen (10) und (11) durch den alternierenden Gebrauch der deutschen und der französischen Sprache, im Beleg (12) durch den Gebrauch von deutschen und englischen Lexemen – das Phänomen der Interkulturalität in der Sprache des Textes zum Ausdruck kommt, was hier als dritte Funktion fremdsprachiger Einschübe betrachtet werden kann:

⁴ Hervorhebungen im Original.

⁵ Hervorhebungen im Original.

- (10) *Du wartest geduldig. Man kann dich nicht mehr beleidigen, noch ist es nötig, sich zu entschuldigen. Du weißt alles über mich. Du hast Recht, ich werde nicht weinen. Ich hole die letzten zwei Münzen aus meiner Tasche. Eine davon gehört dir. À chacun sa part, sage ich und lege sie in deine Hand* (Mora 2006:400);
- (11) *Der vertrauenswürdige Konstantin trug seit mittlerweile zwei Monaten den Schlüssel für diesen Raum bei sich, hier, in meiner Hosentasche, um ihn gegebenenfalls weiterzugeben, wozu es bis jetzt allerdings nicht gekommen sein konnte. In diesem Sinne: **Voilà, Monsieur, Ihr Zimmer*** (Mora 2006:95);
- (12) *Die Lippen, die Zähne, die Alveolen, das Palatum, das Velum, die Uvula, die Lingua, der Apex, das Dorsum, die Zungenwurzel, der Kehlkopf. Voice onset time, stimmhaft, sitmmlos, Aspiration, distinktiv oder nicht* (Mora 2006:100).

4. Fazit

Die in der Arbeit dargestellten fremdsprachigen Einschübe können als sprachliche Manifestationen der Phänomene Interkulturalität, Multikulturalität und Fremdes angesehen werden. Aus den in der Arbeit aufgezeigten und analysierten Beispielen konnte nachgewiesen werden, dass die von Mora in ihrem Roman verwendeten fremdsprachigen Einschübe zum stilistischen Wert des Textes mit der sprachlichen Darstellung von Inter- und Multikulturalität beitragen.

Literaturverzeichnis

- BLEICHER T., 2001, Interkulturelle Meditation: Zur Kooperation zwischen Komparatistik und interkultureller Germanistik bei der Entwicklung einer interdisziplinären Fremdheitsforschung, in: Wierlacher A. (Hg.), Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdheitsforschung, München, S. 333-354.
- BLIOUMI A., 2002, Interkulturalität und Literatur. Interkulturelle Elemente in Sten Nadolnys Roman „Selim oder Die Gabe der Rede“, in: Blioumi A. (Hg.), Migration und Interkulturalität in neueren literarischen Texten, München, S. 28-40.
- BURKA B., (im Druck), Fremdwahrnehmung als Vorstellungsbildung in der Sprache interkultureller literarischer Texte. Exemplifiziert am Beispiel von Terézia Moras Werken, in: TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Wien.
- CHIELLINO C., 2002, Der interkulturelle Roman, in: Blioumi A. (Hg.), Migration und Interkulturalität in neueren literarischen Texten, München, S. 41-54.
- Duden. Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache, ³2001, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- EROMS H.-W., 2008, Stil und Stilistik. Eine Einführung, Berlin.
- FÖLDES CS., 2003, Interkulturelle Linguistik. Vorüberlegungen zu Konzepten, Problemen und Desiderata, Veszprém/Wien.
- FÖLDES CS., 2005, Kontaktdeutsch: Zur Theorie eines Varietätentyps unter transkulturellen Bedingungen von Mehrsprachigkeit, Tübingen.

- FÖLDES Cs. / UZONYI P. / HALÁSZ E. (Hg.), 1998, Magyar-német nagyszótár. Ungarisch-Deutsches Großwörterbuch, Budapest.
- HAUSSTEIN A., 2000, Interkulturalität, in: Schnell R. (Hg.), Metzler-Lexikon Kultur der Gegenwart. Themen und Theorien, Formen und Institutionen seit 1945, Stuttgart/Weimar, S. 231-232.
- HOFMANN M., 2006, Interkulturelle Literaturwissenschaft: eine Einführung, Paderborn.
- Langenscheidts Universal-Wörterbuch: Italienisch-Deutsch / Deutsch-Italienisch, 1992, Berlin/München/Wien/Zürich/New York.
- MORA T., 2006, Alle Tage. Roman, München.
- Pons Standardwörterbuch: Französisch-Deutsch / Deutsch-Französisch, 1991, Stuttgart/Dresden.
- Pons Standardwörterbuch: Portugiesisch-Deutsch / Deutsch-Portugiesisch, 2007, Stuttgart.
- PUGLIESE R., 2006, Franco Biondi – Grenzgänger der Sprachen, Wanderer zwischen den Kulturen. Erfahrungen der Fremde und ihre literarische Verarbeitung im Spiegel von Franco Biondis Prosa, Frankfurt am Main.
- SANDIG B., 2006, Textstilistik des Deutschen, Berlin.
- Van Dale groot woordenboek: Nederlands-Duits, 1992, Utrecht/Antwerpen.
- VASMER M., 1953, Russisches etymologisches Wörterbuch, Heidelberg.
- WELSCH W., 2000, Transkulturalität. Zwischen Globalisierung und Partikularisierung, in: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 26, S. 327-351.

Zur Problematik des Übersetzens der liechtensteinischen Literatur

Das zwischen der Schweiz und Österreich liegende Fürstentum Liechtenstein ist das kleinste von deutschsprachigen Ländern, die seit Jahren in der Germanistik und im DaF-Unterricht als DACHL-Länder bezeichnet werden. Das wissen wohl alle Deutschlehrer auf der ganzen Welt. Nur wenige wissen jedoch, dass der seit über 200 Jahren (1806) souveräne Kleinstaat¹ von nur 160 km² eine eigene Literatur hat und dass sich die liechtensteinische Kultur von den Kulturen seiner „großen“ Nachbarn in vielerlei Hinsicht unterscheidet. Die Geringschätzung des kleinen Alpenstaates in den germanistischen Studien ist nach meiner Auffassung das erste wesentliche (indirekte!) Problem bei der Übersetzung der liechtensteinischen Literatur. Man weiß nämlich nicht, dass es sie überhaupt gibt. Viele wissen sogar nicht, dass Liechtenstein der einzige Staat mit Deutsch als alleiniger anerkannter Amts- und Landessprache² ist. Dass das kleine Fürstentum Liechtenstein sowohl politisch als auch wirtschaftlich am Weltgeschehen wenig beeinflussen kann, leugnet seine kulturelle Identität mit Sicherheit nicht. Was ist also der Grund, dass im Germanistikstudium weltweit meist keine literarischen Texte

¹ Die Bezeichnung Kleinstaat entstammt der Umgangssprache und hat nichts mit Kleinstaaterei (meist abwertend gebrauchte Bezeichnung für die innere Struktur des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation in seiner Spätphase) zu tun. Laut „DUDEN Deutsches Universalwörterbuch“ sei Kleinstaat „ein kleiner, zwar souveräner, aber außenpolitisch weitgehend einflussloser oder abhängiger Staat“. Diese Definition trifft jedoch auf Liechtenstein nicht ganz zu, denn sowohl die Innen- als auch die Außenpolitik des Fürstentums zeugt von seiner Eigenständigkeit. Nach dem Prinzip der Staatengleichheit, wie es in der Charta der Vereinten Nationen festgeschrieben ist, haben Kleinstaaten allerdings die gleichen Rechte wie die größeren, deswegen kann sich der Terminus Kleinstaat nur auf die Größe (oder vielleicht besser: die Kleinheit) der Landesfläche Liechtensteins (und anderer Kleinstaaten) beziehen und nicht diskriminierend gebraucht werden. Der früher populäre Ausdruck „Zwergstaat“ („państwo karłowate“) wird heute als abwertend und diskriminierend gesehen und deswegen auch immer seltener verwendet.

² In den übrigen, größeren Staaten des deutschen Sprachraums sind nämlich auch andere Sprachen als Amts- oder Minderheitensprachen anerkannt. In Liechtenstein gibt es – im Sinne des Rahmenübereinkommens zum Schutz nationaler Minderheiten des Europarates – keine nationalen Minderheiten.

aus Liechtenstein gelesen und erarbeitet werden? Weshalb vermeidet man Liechtenstein in den meisten Lehrwerken für DaF³? Lech Kolago, Leiter des Instituts für Germanistik der Warschauer Universität, äußerte sich mit folgenden Worten dazu: „Obwohl das Fürstentum Liechtenstein der viertkleinste Staat Europas ist und nur etwa 35.000 Einwohner hat, ist es auf der internationalen Bühne sehr präsent. Umso mehr darf es nicht aus dem Studienangebot der Germanistischen Philologie ausgeschlossen werden [...]“⁴. Es gibt kein logisches Argument dafür, dass ausgewählte Werke der liechtensteinischen Literatur im Germanistikstudium nicht neben der deutschen, österreichischen und schweizerischen gelesen werden sollten.⁵

Wenn man liechtensteinische Literatur übersetzen will, muss man die gesellschaftlichen und kulturellen Eigenheiten (die sogenannten Realien) des Kleinstaates im Kontext seiner nationalen Identität kennenlernen (vgl. z.B. Tellingner 2005). Das ist insbesondere für Übersetzer aus anderen Kulturkreisen wichtig. Die beachtlichsten kulturellen Charakteristika des Fürstentums, die in seiner Literatur zahlreiche Spuren hinterließen, sind vor allem: Dialekt, Brauchtum, Monarchie, Landesgeschichte, geografische Merkmale (die Alpen, der Rhein, der Föhn), Religion (römisch-katholisch), Musikleben und

³ Ich möchte hier nur ein paar Beispiele nennen. Auf der Internetseite des Verlags Langenscheidt findet man in der Werbung für das populäre Lehrbuch „Moment mal!“ einen kuriosen Satz, aus dem buchstäblich hervorgeht, dass es nur drei deutschsprachige Länder gebe: „Authentische Reportagen aus dem Alltag **aller drei** deutschsprachigen Länder bieten einen motivierenden Zugang zur Fremdsprache“. Im Jahre 2005 gab der Schulbuchverlag Klett ein Lehrbuch unter dem vielversprechenden Titel „Generation E. **Deutschsprachige** Landeskunde im europäischen Kontext“ heraus, in dem man auf Seite 3 folgenden Satz finden kann: „D-A-CH-Konzept: [...] Landeskunde sollte als **trinationale**, auch binnenkontrastive Landeskunde angelegt sein“. In diesem D-A-CH-Konzept wollte man Liechtenstein nicht berücksichtigen. Der Schulbuchverlag Cornelsen manifestierte seine Ignoranz sogar politisch und publizierte eine große, bunte Karte des deutschsprachigen Raums, auf der Liechtenstein überhaupt nicht präsent ist und Österreich direkt an die Schweiz grenzt!

⁴ Das Fragment stammt aus der Rezension der 2006 geschriebenen Dissertation von Artur Stopyra unter dem Titel „Literatur und Kultur des Fürstentums Liechtenstein“.

⁵ Derselben Meinung waren auch Germanisten aus drei Kontinenten (Europa, Asien und Afrika), die sich im Sommer 2007 in Tampere und Jyväskylä (Finnland) auf der internationalen Tagung der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik (GIG) „Wie kann man vom Deutschen leben? Zur Praxisrelevanz der Interkulturellen Germanistik“ versammelten. Um den Erwerb des Faches Deutsch als Fremdsprache (DaF) zu fördern und die Jugendlichen zum Deutschlernen zu motivieren, sollte man vom Deutschland-orientierten zum DACHL-orientierten DaF-Unterricht übergehen, denn Deutsch sollte im globalen Kontext popularisiert werden, was der geografischen, politischen, aber auch kulturellen Wahrheit entspricht. Nach Meinung der GIG-Tagung sollten Studenten im Rahmen des Germanistikstudiums auch kurze, wissenschaftliche Aufsätze europäischer, asiatischer, afrikanischer, amerikanischer und australischer Germanisten zu Problemen der interkulturellen Germanistik in ihren Heimatländern bearbeiten, damit sie bereits in der Studienzeit erfahren, dass Deutsch sowohl als Muttersprache als auch als Fremdsprache auf allen Kontinenten gelernt und gesprochen wird.

Musikvereine (darunter: 36 Chöre, zwei Operettenbühnen, zwei Symphonieorchester, zehn Blasorchester, zahlreiche Guggenmusik-Kapellen⁶, über 40 Musikbands und andere), eine große Anzahl von Ausländern (etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung) und verschiedenen Nationalvereinen, ein sehr starkes Gesundheits- und Sportbewusstsein der Liechtensteiner (über 100 Sportvereine!), „fürstliche“ Pfadfinderbewegung⁷, zahlreiche Volkstheater (u.a. sehr aktive Theatergruppen der freiwilligen Ortsfeuerwehren), Kunst (derzeit über 30 angesehene Künstler), Umweltschutz (keine Autobahnen, keine umweltbelastende Industrie) und schließlich auch der berühmte liechtensteinische Finanzsektor (mit 15 Banken, etwa 300 Treuhandgesellschaften und an die 70.000 Briefkastenfirmen), mit dem sich viele Liechtensteiner Schriftsteller auseinandersetzen, wie etwa Irene Nigg, Hansjörg Quaderer, Mathias Ospelt oder Stefan Sprenger. All das hebt hervor, dass die Kultur des kleinen Staates Liechtenstein nicht nach den Quadratkilometern der Landesfläche oder nach der Anzahl seiner Einwohner gemessen werden sollte (vgl. Stopyra 2007a:303).

Das Sprachsystem des Fürstentums Liechtenstein ist zweistufig. Prinzipiell wird Hochdeutsch geschrieben und Mundart gesprochen. Der Begriff der medialen Diglossie (vgl. Ammon 1995:283-300) ist also – wie in der benachbarten Schweiz – als Faustregel auch auf Liechtenstein anwendbar. Das kleine „Ländle“ ist aufgeteilt in zwei Landschaften: das Oberland und das Unterland. Jede der 11 Liechtensteiner Gemeinden hat einen anderen Dialekt, bzw. eine andere dialektale Variante. Die Unterschiede zwischen den Mundarten des Unterlandes und des Oberlandes sind merkbar, der Begriff „Liechtensteinisch“ als eine Sammelbezeichnung für die in Liechtenstein gesprochenen Dialekte ist daher nur fiktiv. Die liechtensteinische Literatur ist reich sowohl an standardsprachlichen als auch an dialektalen Texten. Die wichtigste Repräsentantin der Mundartliteratur im Walser-Dialekt, der dem im Schweizer Kanton Wallis gesprochenen Dialekt ähnelt und sich von den übrigen Liechtensteiner Dialekten am meisten unterscheidet, ist die heute 86-jährige Bäuerin aus Triesenberg, Anni Hilbe⁸. Wenn man ihre Gedichte liest, muss man sich nicht nur dem komplizierten Walser-Dialekt stellen (vgl. Gassner 1980), sondern auch über ein Wissen aus dem Bereich der Volkskunde und der dörflichen Landwirtschaft der Alpenregion verfügen. Ein gutes Beispiel ist das Gedicht „Dr Backtag“ („Der Backtag“), in dem die Heimatdichterin mit erstaunlicher Präzision alle mit dem Brotbacken⁹ verbundenen Tätigkeiten beschreibt (vgl. Gassner 1980:80-82). Im

⁶ Es handelt sich um eine stark rhythmisch unterlegte, auf ihre eigene, sehr spezifische Art „falsch“ gespielte Blasmusik. Ihren Ursprung hat die Musik im Brauch, die Wintergeister mit dem Blasen von Kuhhörnern auszutreiben.

⁷ Vgl. www.scout.li (20.08.2008).

⁸ Vgl. Anni Hilbe, *Üns Heimatdoorf am Trisnerbäärg* (CD), Eschen 2003.

⁹ Die genaue Beschreibung des Brotbackens von Anni Hilbe lässt vermuten, dass es sich um den sogenannten *Birazelta* (Birnbrot) handelte. Diese Brotspezialität mit einer Füllung aus getrockneten Birnen wurde in Liechtenstein noch vor einigen Jahrzehnten in der Weihnachtszeit gebacken. Die Birnen wurden getrocknet und dann in einem Ofen gedörst. Ei-

Gedicht tauchen zum Beispiel einige Küchengeräte auf, wie *Muata* oder *Ofawüsch*. Eine *Muata*, die etwas wie eine Gelte¹⁰ aussieht, ist eine Art Backtrog, eine Holzschüssel, in welcher der Teig zum Backen vorbereitet wird. Charakteristisch ist ihre ovale Form, nach unten hin konisch (kegelförmig). Das Wort *Muata* lässt sich ins Polnische als *dzieża* übersetzen, obwohl die beiden Hausgeräte sich durch einige Merkmale voneinander unterscheiden. *Ofawüsch* ist ein Ofenbesen, auf Polnisch heißt er *miotelka* bzw. *pomiotło* – je nach Region. Das Wort *Türggamäl* („Maismehl“) versteht jeder, der weiß, dass *der Türken* (in Mundart: *Türka*, *Tüarka*, *Törken* oder *Törka*) das liechtensteinische Äquivalent für den „Mais“ ist. Nur wenige Nicht-Liechtensteiner verstehen jedoch den lustigen Ausdruck *Türkenausziehen* (in Mundart: *Törkanuusziha*) und wissen, dass das Kompositum nichts mit sexueller Gewalt an einem Türken zu tun hat, sondern ‚Maiskolbenausschälen‘ bedeutet.

Liechtenstein gilt als Land, in dem „jeder jeden kennt“, eine Übersetzung der dialektalen Texte erschwert deswegen eine Unmenge von Eigennamen und Spitznamen verschiedener Dorfbewohner – meistens der sogenannten Dorforiginalen, von denen es beispielsweise in den Mundartgedichten der Heimatdichterin Ida Ospelt-Amann (1899-1996) wimmelt. Wer hinter diesen Spitznamen steckt, wussten die Dorfbewohner ihrer Generation sehr gut, die Literaturübersetzer müssen sich heute jedoch etwas Mühe geben, um die in den literarischen Texten vorkommenden Personen zu identifizieren. Ein Beispiel davon ist das Gedicht „Bim Valati und bim Klamperi“. Wenn man die Vorinformation nicht hat, dass *Valati* Spitzname eines damals lebenden Schuhmachers namens Valentin Ospelt war und dass *Klamperi* im Vaduzer Dialekt Klempner bedeutet, ist das Gedicht kaum lesbar, abgesehen von der Schwierigkeit, die schon die Vaduzer Mundart mit sich bringt. Das Verstehen der gegenwärtigen Liechtensteiner Mundarten muss nicht heißen, dass man gleich auch die liechtensteinische Mundartliteratur verstehen wird. In den Texten von Ospelt-Amann z.B. tauchen viele Wörter auf, die in der heutigen Vaduzer Mundart nicht mehr existieren, wie etwa: *Meggaschtääb* („langgeformtes Milchbrötchen“), *Schmässa* („Fleischfliegen“), *Zacherlibolver* („Gift gegen Hausungeziefer“), *Zmarend* („Zvieri“)¹¹, *vrknootscha* („Obst zerquetschen“), *Daasa* („Blechkanne für Milch, die man auf dem Rücken transportiert“) usw. Vom Literaturübersetzer wird daher erwartet, dass er sich bemüht, auch die alten Liechtensteiner Ausdrücke (*aalti Uusdröck*) zu verstehen. Das Schreiben im Dialekt hat trotz des dörflichen Charakters des Landes zwischen Grüezi und Servus schon lange nichts mehr mit Denkmalpflege zu tun. Die gegenwärtigen liechtensteinischen Autoren – wie ihre Kollegen aus den übrigen deutschsprachigen Ländern – suchen nach neuen literarischen Formen, Gattungen und Inhalten. Die in Mundart schreibenden

nige Bauer besaßen zu Hause eine Dörr-Einrichtung, andere überließen das Dörren einem Fachmann in der Dörrerei.

¹⁰ Als Gelte wird in der Schweiz ein Gefäß bezeichnet, das eine Ähnlichkeit mit Bütten („putnia“) oder Bottichen („kadź“; „dzieża“) besitzt.

¹¹ Der Zvieri bezeichnet in Liechtenstein eine Zwischenmahlzeit um vier (16) Uhr.

Schriftsteller greifen „neue“ Themen auf¹², wie etwa Heimatverlust, Flüchtlinge, soziale Randgruppen, sexueller Missbrauch, Depression, Gewalt, Vereinsamung und andere. Ein Beispiel ist das Gedicht „Prinzässle“ von Stefan Sprenger.

i kom so gärn met dir
hött nacht
bisch dia Schönscht
hött nacht
i kom so gärn met dir
hött nacht
und montier dr 's Bläch ab
und hundert Laga Huut
's glüatalet
hött nacht
dr Pfarr lommer im Kärr
dia andra scheckämer is Schtaatsballett
i gib dr än Kuss
hött nacht
hinta uffä Hals
Prinzässle
und än uf jedi Broscht
wias witergoot wäsch selber
und i wässas oo
morn isch morn
und hött isch hött
gib mer dia Fläscha
und gib mer där Slip
läck mir
dia Platta passt
i kom so gärn met dir
hött nacht

Das Übersetzen der liechtensteinischen Literatur erfordert vom Literaturforscher interdisziplinäres Denken (vgl. Pszczółkowski 2007). Er muss bereit sein, auf historisches, soziologisches, philosophisches, landwirtschaftliches, theologisches, bisweilen aber auch juristisches und ökonomisches Wissen zurückzugreifen. Um beispielsweise das Liechtenstein-bezogene Prosa-Gedicht „Fraktale“ von Hans-Jörg Rheinberger interpretieren zu können, sollte man sich mit Geometrie befasst haben und den Begriff *Fraktal*¹³ verstehen. Rheinberger ist nicht nur ein hervorragender Dichter, sondern auch ein bekannter Professor der Molekularbiologie, Philosoph und Wissenschaftshistoriker, was nicht ohne

¹² Das betrifft natürlich auch literarische Texte in der deutschen Standardsprache.

¹³ Vgl. u.a. www.fraktale-berlin.de (20.04.2008).

Bedeutung ist, wenn man seine Gedichte verstehen will. Nicht interdisziplinär denkende Literaturforscher werden mit Sicherheit viele Probleme mit dem Verstehen der Werke des schon erwähnten scharfsichtigen Analytikers Stefan Sprenger haben. Wenn man zum Beispiel seinen fürstenkritischen Bestseller „Katzengold“¹⁴ liest, ist man auf Erkenntnisse ziemlich hermetischer Wissenschaften angewiesen, wie etwa der Landschaftsgeschichte, Erd-, Klima- und Vegetationsgeschichte, Geologie (insbesondere der des Alpenrheintals), aber auch Bankwesen, Personen- und Gesellschaftsrecht, Politikwissenschaften etc. Dazu kommt eine Reihe von Namen verschiedener liechtensteinischer Persönlichkeiten (Rechtsanwälte, Treuhänder, Politiker, Unternehmer, verstorbene und derzeit lebendige Mitglieder der fürstlichen Familie, Lehrer, Geistliche und andere), was die Lektüre des Buches zusätzlich erschwert. Dass die Sprachkenntnisse selbst nicht ausreichen, wenn man sein Buch in eine andere Sprache übersetzen würde, beweist etwa der Titel eines Kapitels: *Muh, muh! Plä, plä! – Die Schlacht von 1499*. Wenn man nicht weiß, dass diese vier Silben – einer Anekdote nach – ein Spottgeschrei der Besatzung der Burg Gutenberg (in Balzers) während des Schwabenkrieges gegenüber den „Kuhschweizern“ war, kann man leicht in Verwirrung geraten.

Wie wichtig es ist, mindestens über ein umfangreiches Allgemeinwissen zu verfügen, wenn man fremdsprachige Literatur übersetzt, zeigt ausdrücklich eine absurde Wiedergabe eines Buchtitels von zwei Historikern aus Krakau, Andrzej Jureczko und Ewa Wac. Im Jahr 1847 erschien in Chur das Buch „Geschichte des Fürstenthums Liechtenstein. Nebst Schilderungen aus Chur-Rätien's Vorzeit“ („Historia Księstwa Liechtenstein. Łącznie z opisami z czasów zamierzonych Chur-Recji“). Der Autor dieses Buches war Peter Kaiser (1793-1864) – der angesehenste liechtensteinische Historiker und Politiker des 19. Jahrhunderts und zugleich der erstbekannte Vertreter der liechtensteinischen Literatur. Jureczko/Wac übersetzten den Titel als: *Historia Księstwa Liechtenstein z opisem środkowego Renu w najdawniejszych czasach* („Geschichte des Fürstentums Liechtenstein mit Beschreibung des Mittelrheins“)¹⁵. *Churrätien* (bzw. in der alten Schreibweise *Chur-Rätien*) ist die deutsche Bezeichnung für die römische Provinz Raetia prima, nach ihrer Hauptstadt Curia, zu Deutsch Chur (seit 1820 die Hauptstadt des Kantons Graubünden)¹⁶. Der Begriff Mittelrhein („środkowy Ren“) bezeichnet dagegen

¹⁴ „Katzengold“ ist ein Beiname für den Pyrit – ein sehr häufig vorkommendes Mineral aus der Mineralklasse der Sulfide. Eine weitere, seltenere Bezeichnung ist „Narregold“ („złoto głupców“). Der Begriff Katzengold leitet sich von dem Wort – Ketzler. Die in der Beziehung dieses Wortes auf religiöse Häresien wesentliche Vorstellung von deren „Verfälschung“ der kirchlichen Lehre bot im Spätmittelalter die Voraussetzung dafür, das Wort auch auf andere, nicht-doktrinäre Verbrechen oder Abweichungen zu übertragen, unter anderem auf das Fälschen von Metallen („ketzern“). Vgl. Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. In: <http://germazope.uni-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher> (20.04.2008).

¹⁵ Vgl. Jureczko/Wac 2002:96.

¹⁶ Ab dem Frühmittelalter bis in die frühe Neuzeit wird die Bezeichnung Churrätien als geographischer Begriff benützt und umfasst folgende Regionen: Graubünden (ohne Misox,

geographisch den Streckenabschnitt des Rheins zwischen Bingen (Rheinland-Pfalz) und Bonn und das dort gelegene deutsche Weinbaugebiet, und hat mit Liechtenstein nicht viel zu tun. Dass der Name einer römischen Provinz mit dem Namen eines Flusses verwechselt wurde, ist im Fall eines Historikers skandalös! Unverzeihlich sind übrigens auch über 50 andere Fehler (falsche historische Informationen, falsche Daten, Fehler bei Eigennamen, fehlerhafte Übersetzungen etc.), die auf den 80 Seiten der „Historia Liechtensteini“ von Jureczko Wac (2002) zu finden sind. Das Problem ist umso ernster, wenn man bedenkt, dass das Buch von einem angesehenen polnischen wissenschaftlichen Verlag, „Ossolineum“, herausgegeben und vom polnischen Bildungsministerium als Universitätslehrbuch anerkannt wurde (vgl. Stopyra 2007b).

Um das Fürstentum Liechtenstein auf der Europakarte zu finden, braucht man nicht selten eine Lupe. Das ganze Land ist nur 24,6 km lang und 12,4 km breit. Für viele ist es deswegen nur so etwas wie „eine kleine ungeahndete Mogelei im Euro-Monopoly“, „der koffeinfreie Kaffeesatz des paneuropäischen Schicksals“, „ein Vakuum im Gebläse“, „ein Intermezzo in der Geographiestunde“, „ein gebührenpflichtiger Parkplatz am Vorderrhein“, „eine Schlafsekunde auf der N13“ (die zweitwichtigste Nord-Süd-Autobahn der Schweiz, die an Liechtensteins Rheingrenze entlang zum Bodensee führt), „ein Fliegenfurz auf der Landkarte“ oder „das Häutchen zwischen Spaß und Ernst in den schweizerisch-österreichischen Beziehungen“ – wie es der fantasievolle Liechtensteiner Schriftsteller und Kabarettist Mathias Ospelt in seinem Prosatext „Liech-Ten-Stein“ (2000) scherzhaft schilderte. Kulturell und literarisch gemessen ist Liechtenstein auf gar keinen Fall ein Zwergstaat. Die Anzahl der Schreibenden und der Kulturschaffenden aus dem „Ländle“ – wie die Liechtensteiner scherzhaft ihre Heimat nennen – ist im Vergleich zu der Landesfläche enorm groß. Zurzeit leben etwa 40 Autoren in Liechtenstein. Selbstverständlich sind es keine „großen“ Namen. Außer dem Ernst-Jandl-Preis-Träger (2005) Michael Donhauser, der wegen seiner Doppelstaatsangehörigkeit weniger als Liechtensteiner und mehr als österreichischer Schriftsteller bekannt ist, sind die anderen Schriftsteller jenseits eines Radius‘ von 50-100 km von Liechtenstein meist nicht bekannt, sogar in sehr belesebenen Kreisen. Es gibt viele Gründe. Einer von ihnen liegt an der sehr geringen Anzahl der in Liechtenstein gedruckten Bücher und einige von ihnen wurden von den Autoren sogar aus eigenen Mitteln herausgegeben. Die Kleinheit des Landes widerspricht jedoch nicht der Größe seiner Literatur. Es gibt zwar keine Literaturnobelpreisträger aus Liechtenstein, aber wie Walter Oehry, ein liechtensteinischer Rechtsanwalt und Dichter aus Bendern einmal sagte: „Es muss nicht immer Goethe sein, es gibt doch auch in Liechtenstein Leute, die in unseren Tagen in Reimen was zu sagen haben“¹⁷. Diese „reimenden Leute“, von

Poschiavo, Val Müstair), Vorarlberg (vor allem den Walgau), das St. Galler Rheintal und das Sarganserland. Im späteren Mittelalter wird allerdings das nördliche Vorarlberg und das untere Rheintal mit dem Gebiet des heutigen Fürstentums Liechtenstein nicht mehr zu Churrätien gerechnet. Vgl. Brunold/Deplazes 1986.

¹⁷ Vgl. Arbeitsgruppe für Erwachsenenbildung (Hg.), 10 Jahre Dichterlesung Eschen, Eschen 1996. Umschlag.

denen Oehry spricht, warten noch darauf, von den Germanisten, Literaturwissenschaftlern, Linguisten und Übersetzern der schönen Literatur entdeckt zu werden. Von ihnen hängt ab, ob sich die Literatur aus dem kleinsten der DACHL-Länder immer noch **extra muros** oder zu guter Letzt **intra muros** der Germanistik befinden wird.

Literaturverzeichnis

- AMMON U., 1995, Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten, Berlin.
- BRUNOLD U. / DEPLAZES L. (Hg.), 1986, Geschichte und Kultur Churrätens. Festschrift für Pater Iso Müller OSB zu seinem 85. Geburtstag, Disentis.
- GASSNER A., 1980, Der Walserdialekt in Triesenberg, Mauren, S. 80-82.
- JURECZKO A. / WAC E., 2002, Historia Liechtensteinu, in: Łaptos J. (Hg.), Historia małych krajów Europy, Wrocław/Warszawa/Kraków, S. 69-149.
- OSPELT M., 2000, Liech-Ten-Stein, in: Dittmar J. (Hg.), Europa erlesen – Liechtenstein, Klagenfurt, S. 228-230.
- PSZCZÓŁKOWSKI T.G., 2007, Anmerkungen zum Begriff der Interdisziplinarität, speziell in den Geisteswissenschaften, in: Studien zur Deutschkunde 36, S. 51-60.
- STOPYRA A., 2007a, Literatura i kultura Księstwa Liechtenstein, Warszawa.
- STOPYRA A., 2007b, O (nie)rzetelności prac kulturoznawczych dotyczących krajów niemieckojęzycznych na przykładzie Liechtensteinu, in: Studien zur Deutschkunde 36, S. 79-86.
- TELLINGER D., 2005, Realien in der Übersetzer Ausbildung (aus der Sicht der Fachübersetzung), in: Lingua Germanica. Plzeň, S. 130-135.

Herausforderungen beim Übersetzen handschriftlicher historischer Dokumente des 18. Jahrhunderts aus dem Deutschen ins Slowenische

Gegenstand der folgenden Ausführungen sind die Probleme, die beim Übersetzen humanistischer Texte, in diesem Fall der handschriftlichen historischen Dokumente des 18. Jahrhunderts aus dem Deutschen ins Slowenische auftreten und zu berücksichtigen sind. Anhand unterschiedlicher herangezogener Dokumente, die sowohl in slowenischen als auch in österreichischen Archiven (Archiv der Republik Slowenien, Historisches Archiv Ljubljana, Österreichisches Staatsarchiv in Wien u.a.) aufbewahrt sind, wurde die Geschichte der Spitzenklöppelei in Idrija (Idria) rekonstruiert und in den europäischen Rahmen eingebettet. Aus dem umfangreichen Geschichtsfundus, der in den letzten drei Jahren in Zusammenarbeit der Musealarbeiter und Geschichtswissenschaftler entstanden war, ging ein äußerst interessantes und aufschlussreiches Textkorpus hervor. Dokumente, Korrespondenzen und Berichte, die sich auf die bereits damals europaweit bekannte Spitzenklöppelei beziehen, wurden 2008 anlässlich der Dauerausstellung „Idrianer Spitze, mit dem Faden geklöppelte Geschichte“ im Stadtmuseum in Idrija ins Slowenische übersetzt¹. Übertragen wurden dabei Texte aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert, allerdings konzentriere ich mich in diesem Beitrag nur auf die Übersetzungen der Texte aus dem 18. Jahrhundert. Es werden drei Fragen erörtert, die sich während des translatorischen Prozesses ergeben haben.

1. Die Spitzenklöppelei in Idrija

Zuerst seien hier einige geschichtliche Hintergrundinformationen vorausgeschickt – nicht nur als Kuriosum, sondern um die Bedeutung der zeitlichen und räumlichen Orientierung beim Übersetzen hervorzuheben und zu unterstreichen, wie wichtig es ist, das sich der Translator, bevor er sich mit den historischen Texten auseinandersetzt, das Vorwissen und den Überblick über die Zeitepoche verschafft, aus der die Texte stammen.

¹ Alle in Kursivschrift verfassten deutschen Texte wurden von der Autorin dieses Beitrags transkribiert und anschließend aus dem Deutschen ins Slowenische übersetzt.

Idrija liegt im nordwestlichen Teil Sloweniens und gilt als die älteste slowenische Bergwerksstadt. Die Stadt gehörte im 18. Jahrhundert zum Land Krain und war in der Donaumonarchie wegen ihres Quecksilberwerkes, das in den Jahren 1575 bis 1659 in landesfürstlichem Besitz war, europaweit bekannt und berühmt (mehr dazu Arko 1931:150ff.). Zudem ist Idrija das älteste Klöppelzentrum in den slowenischen Gebieten, das eine mehr als dreihundert Jahre alte Tradition hat. Die erste schriftliche Erwähnung der Klöppelspitzen in dieser Region datiert aus dem Jahr 1696. Die ältesten Dokumente beziehen sich auf das Hausieren, das eng mit dem Quecksilber- und Spitzenschmuggel verbunden wurde – einem Geschäft, das auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg in Idrija florierte. Vom Spitzenhandel konnten manche bergmännischen Familien ihren Lebensunterhalt bestreiten und sich das tägliche Brot sichern. Während die Männer im Bergwerk schufteten, sorgten Frauen und Kinder für den Haushalt und widmeten sich neben anderen Handarbeiten auch der Spitzenklöppelei. So berichtet der slowenische Historiker Peter Hitzinger (1812–1867), dass „das Frauenvolk zu Idria nach seiner Art zu jeder weiblichen Handarbeit geschickt [ist]; es nähet und strickt für den Hausbedarf, pflegt die Gemüse- und Blumengärten selbst zum Ausverkaufe, und verfertigt feinere und gröbere Spitzen“ (Hitzinger 1860:78). Anfangs wurden die Spitzen aus dem groben Leinenzwirn geklöppelt, sie waren derber und demzufolge nur für den heimischen Markt bestimmt: für die kirchlichen Würdenträger und den wohlhabenden Bauernstand. Im Jahr 1860 fasste der dortige Spitzenhändler Stefan Lapaine den Entschluss, in Idrija den ersten Laden mit geklöppelten Waren zu eröffnen. Das Geschäft florierte, so dass er fünfzehn Jahre später, 1875, seine eigene Firma gründete.² Auch die ersten Überlegungen zur Gründung einer Spitzenklöppelschule in Idrija reichen in die 1870er Jahre zurück. Ins Leben gerufen wurde sie von dem Wiener Handelsministerium allerdings erst vier Jahre später, 1876. In der Schule, die enge Beziehungen zum Wiener k.u.k Zentral-Spitzenkurs pflegte und die sowohl Mädchen als auch Knaben, vornehmlich aus Knappenfamilien, besuchten, wurde die Klöppeltechnik erlernt. Diese Entwicklung führte dazu, dass der Spitzenhandel in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts regelrecht aufblühte. Dazu trug am meisten die Präsenz der Idrianer Spitzenhändler bei den Weltausstellungen bei. Allerdings gab es eines zu bemängeln: Weil die Spitzen des Öfteren als „Sachsen-Spitzen“, „Erzgebirge-Spitzen“ oder „Russische Spitzen“ vermarktet wurden, erlitt das Idrianer Spitzengeschäft einen erheblichen geschäftlichen Schaden. Deswegen hatte man bereits 1901 überlegt, die Idrianer Spitze mit einer Warenmarke zu schützen – eine Idee, die allerdings erst in der heutigen Zeit verwirklicht wurde.

²Die Klöppelspitzen eroberten rasch die europäischen Märkte. Lapaines Firma erzielte große finanzielle Erfolge und konnte sich mit dem Spitzenverkauf auch auf den anspruchsvollsten Märkten West- und Nordeuropas (Österreich, Deutschland, Niederlande, Belgien) behaupten (vgl. Kavčič 2002:31; mehr dazu Gnezda 2003:27-31); auf dem italienischen Markt erfuhren sie allerdings erst nach dem ersten Weltkrieg Erfolg (vgl. Verbič 1969:39).

2. Übersetzerische Herausforderungen

Die aus dem 18. Jahrhundert stammenden Korrespondenzen und Berichte wurden ausnahmslos in der gotischen Kursivschrift verfasst, auf der die deutsche Alltagsschrift der Neuzeit, die deutsche Kurrentschrift, aufbaut. Die Kursive zeichnet sich – im Gegensatz zur runden lateinischen Schrift – durch spitze Winkel aus und weist zwischen individuellen Handschriften enorme Unterschiede auf, was das Lesen erheblich erschwert. Dementsprechend stellte die erste Hürde beim Übersetzen der handschriftlich verfassten Texte das Transkribieren der vorhandenen Dokumente dar, was des Öfteren in mühsamem Entziffern mündete. Die meisten Schwierigkeiten bereiteten die Symbole und Abkürzungen (Zeichen für Quecksilber, diverse Währungskürzel und zur damaligen Zeit übliche Wortkürzel) sowie stellenweise unleserliche Handschriften. So wurden in der ersten Arbeitsphase renommierte slowenische Historiker und Paläographen zum Überprüfen der entschlüsselten Texte herangezogen, um eventuelle Fehler zu korrigieren.

In der zweiten Phase wurde die transkribierte und bereinigte Fassung übersetzt. Es wurde der von Hans J. Vermeer in den 1980er Jahren eingeführte funktionsorientierte Ansatz, der „Skopostheorie“ berücksichtigt (mehr dazu Reiß/Vermeer 1991, Vermeer 1996), der den Schwerpunkt auf das Ziel des translatorischen Handelns auf den Translator als Experten, der für das optimale Erreichen dieses Ziels verantwortlich ist, legt. Dabei handelt es sich bei den vorliegenden Texten nicht nur um einen Kulturtransfer, sondern auch die zeitliche Entfernung – zwischen den Ausgangs- und Zieltexten liegen fast 250 Jahre – spielt hier eine entscheidende Rolle. Dabei ist in den übersetzten Texten das Archaische teilweise zwar als Patina erhalten geblieben, jedoch wurde darauf verzichtet, alle veralteten wie auch nicht mehr gebräuchlichen und deswegen für den heutigen Leser unverständlichen Formen beizubehalten. Diese wurden durch gängige und geläufige Ausdrücke ersetzt. Die deutschen Ausgangstexte wurden nicht Wort für Wort übersetzt, sondern es galt, den Geist der Sprache aus dem Original in die Übersetzung zu retten. Es ging darum, den vorgegebenen Text als Phänomen aus seinen alten kulturellen in zielkulturelle Verknüpfungen einzupflanzen (vgl. Vermeer 1986:34) und die Wissens- und Verständnisbarrieren zu überwinden. In den meisten Fällen ist die Sprache des 18. Jahrhunderts mit ihren Formen und Normen nämlich regelrecht verschlüsselt. Es wäre sinnlos zu versuchen, die Texte in die veraltete slowenische (nicht mehr existente bzw. nicht mehr genutzte) Sprache zu übertragen: Eine solche Übersetzung würde eine doppelte Kodierung bedeuten. Wenn man den Text als verbalisierten Teil einer geschichtlichen Epoche betrachtet, dann bedeutet Übersetzen, den Text einer Ausgangskultur bzw. -epoche in eine andere Zielkultur bzw. in eine andere Epoche zu übertragen, ihn also neu zu gestalten und seine kulturellen Besonderheiten in neue, moderne Kontexte einzubetten. Aus diesem Grund war die Intention der Übersetzerarbeit, den Kontext des Originals zu erhalten, zu erfassen und zu vermitteln. Aus der historisch bedingten Perspektive war ich als Übersetzerin in erster Linie Leserin, die

den Ausgangstext aus ihrer Zeit heraus begreifen und übertragen musste. Während dieses Prozesses traten neben den Schwierigkeiten beim Transkribieren der Texte noch weitere übersetzerische Probleme in Erscheinung, die im Folgenden im Fokus stehen.

2.1. Die vorhandenen Wörterbücher und weitere Hilfsmittel

Das erste deutsch-slowenische Wörterbuch, das beim Übersetzen der historischen Dokumente als Hilfe in Frage kam, erschien im Jahre 1860, sein zweiter Teil (slowenisch-deutsch) mit ungefähr 110.000 Stichwörtern erst in den Jahren 1894–1895. Das 1860 herausgegebene lexikalische Werk, das durch finanzielle Förderung des Laibacher Bischofs Wolf erscheinen konnte, bietet dem Übersetzer zwar eine erste Stütze beim Verstehen der veralteten historischen Begriffe, doch sind die darin enthaltenen slowenischen Übersetzungen oftmals veraltet, ungebräuchlich, es handelt sich um Germanismen oder der im Wörterbuch stehende Begriff trifft nicht den Kern der Aussage im Hinblick auf die Zeitepoche, aus der der Ausgangstext stammt. So handelt es sich beispielsweise in den besprochenen Texten bei einer *Manufaktur* (manchmal auch *Fabrik*) nicht direkt um den vorindustriellen gewerblichen Großbetrieb mit Handarbeit (slow. ‚manufaktura‘ bzw. ‚tovarna‘), sondern es sind einzelne Spitzenklöpplerinnen (slow. ‚kljekljarice‘) gemeint, die jede für sich die Spitzen anfertigte und diese dann zum weiteren Vertrieb den Spitzenhändlern überließ. Als weiteres Beispiel wurde der Begriff *Fabrik* in folgender Äußerung: „Es ist bekannt, daß allhier in Idria gar keine Fabrik, die der Stemplung unterliegt, vorhanden, als die einzigen Odinari-Spiz, welche aus Inländischen Zwirn von denen Weibspersonen verfertiget, und an die anhero kommenden sogenannte Spitzkrammer verkauft werden, [...]“³ (ZAL, EI, Bestand ŽS 261, Fasz. 21, Maut- und Bankalwesen, 1783–1814, 1788, Nr. 156) als ‚obratovalnica‘ (d.h. Betriebsstätte) übersetzt. Die slowenische Bezeichnung ‚firma‘ oder das Synonym ‚tovarna‘ klingen in diesem Kontext zu modern, man verbindet diese Ausdrücke mit der Arbeiterbewegung, mit der geschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung des 20. und 21. Jahrhunderts und sie sind aus diesem Grund unpassend.

Schwierigkeiten bereiteten auch die damalige Schreibweise und die Benennungen, die oft für Verwirrungen sorgten. So bezeichnete man mit den *Spiz-Glöckhlerinnen* eigentlich die Spitzenklöpplerinnen; ein *Werkstuhl* war die Arbeitsecke einer Spitzenklöpplerin mit allen nötigen Utensilien und der Begriff *Odinari-Spiz* definierte grobe, derbe Spitzen. An einigen Stellen erforderten die lateinischen Ausdrücke in zusammengesetzten Substantiven (z.B. *Berg-Collegio* für das Bergwerks-Kollegium oder *Aerario* für das Staatsvermögen) besondere Aufmerksamkeit beim Übersetzen.

³ Die slowenische Übersetzung lautet: ‚Znano je, da tod v Idriji ni prav nobene obratovalnice, ki bi po zakonu morala pečatiti blago. Pečatiti je potrebno le navadne čipke, ki jih iz domačega sukanca izdelujejo tukajšnje ženske ter jih prodajajo tako imenovanim kramarjem s čipkami, ki pridejo naokoli.‘

Als unabdingbar erwiesen sich diverse Geschichtsbücher und wissenschaftliche Beiträge über Idrija sowie das 1995 herausgegebene deutsch-slowenisch-italienische Glossar zur geschichtlichen Landeskunde (Klasinc et al. 1995), worin die gängigsten und wichtigsten historischen Begriffe erfasst, erklärt und übersetzt werden. An diesem Werk arbeiteten namhafte Historiker und es stellt zurzeit die ausführlichste, allerdings noch nicht vollständige Ausgabe dar, in der der auf das Land Krain bezogene geschichtliche Wortschatz gesammelt wird.

2.2. Fachausdrücke

Die in den Berichten und Briefen vorkommenden Fachausdrücke konnten nur nach Absprache mit einem Experten übersetzt werden. So sind mit den *Blonden-Seiden* im Originaltext die Spitzen aus Seide und mit den *Garennen-Spizen* die Zwirn- oder Leinspitzen gemeint, während die Bezeichnung *Bauern-Spitzen* so viel wie gemeine, einfache Spitzen bedeutet. Ein weiteres Beispiel wäre der Begriff *Stempl-Meister*. Diese Berufsbezeichnung kommt erst in einigen Berichten in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts vor⁴. Weil diese bisher von den Geschichtsforschern völlig übersehen wurde, musste man anhand der Quellen erst eruieren, welche Aufgaben ein Stempelmeister zu erfüllen hatte. Es handelte sich hierbei um einen Beamten, der zuständig war, eine Liste aller Spitzenklöpplerinnen zu erstellen und die von ihnen erzeugten Spitzen mit einem Stempel zu versehen. Seine Aufgabe war es, die Produktion der Spitzen genau zu verfolgen und anhand der präzisen Aufzeichnungen die darauf anfallende Steuer zu berechnen. Die Suche nach der entsprechenden Übersetzung erforderte eine anspruchsvolle Rechercharbeit und unzählige Konsultationen mit Fachleuten, bis man sich für den Begriff ‚mojster za pečatenje‘ statt der attributiven Bezeichnung ‚pečatni mojster‘ entschied.

2.3. Steif geschraubte förmliche Einleitungen und verschachtelte Sätze

Die meisten Berichte und Briefe aus dem 18. Jahrhundert beginnen mit einer steif geschraubten förmlichen Einleitung, dieser folgt der Hauptteil, in dem der Sachverhalt äußerst höflich, für den heutigen Leser eher ungewohnt formuliert, erläutert und diskutiert wird. Im Schluss verabschiedet man sich mit einer Grußformel, meist mit einer integrierten Unterwürfigkeitsfloskel, wie *[sich] zu allerhöchsten Hulden, und Gnaden aller unterthönigst allergehorsambst empfehlen* (AS kom. kom., Nr. 9, Lit. S, Nr. 23: Spitzenkleppeley). Der Verfasser will damit hohen Respekt und Hochachtung gegenüber dem Empfänger ausdrücken. Bei solchen Formulierungen, die die gesellschaftliche und dienstliche Stellung des Empfängers reflektieren, muss der Übersetzer auf heute nicht mehr gebräuchliche, auch im slowenischen nicht mehr vorhandene Höflichkeitsformeln zurückgreifen. Obwohl die phrasenhafte Umständlichkeit solcher Sätze heute

⁴ Vgl. ZAL, EI, Bestand ŽS 261, Fasz. 21, Maut- und Bankalwesen, 1783–1814, 1788, Nr. 156.

als übertrieben empfunden wird, wurde auch im slowenischen Zieltext das Archaische beibehalten, was den Leser nicht stört und dem Text seine antike Note verleiht.

Das Lesen, Transkribieren und Übersetzen wurde sowohl durch textexterne (wer, wozu, wem, wann und warum schreibt) als auch viele textinterne Faktoren bestimmt (vgl. Nord 2007:40-148). Die unvertraute Thematik, der unbekannte Inhalt, die ungewohnte Reihenfolge (Textaufbau), selten genutzte, veraltete Worte (Lexik) und geschraubte, verschachtelte Sätze (Syntax) erschwerten die übersetzerische Arbeit. All diese Elemente mussten erst analysiert werden, um die richtigen Zusammenhänge zu erkennen. Ferner beachteten viele Schreiber kaum die Zeichensetzung und Rechtschreibung, so dass das Verstehen des Vermittelten zeitweise fast illusorisch erschien und erst nach Einbeziehen verschiedener Fachleute entziffert und verständlich ins Slowenische übertragen werden konnte.⁵

3. Schlussfolgerung

Man kann sich den Übersetzer in der heutigen Zeit als einen Brückenbauer vorstellen, der zwei getrennte Ufer – Menschen und Kulturen oder in diesem Fall Vergangenheit und Gegenwart – miteinander verbindet. Für die Anfertigung der Übersetzungen handschriftlicher historischer Texte gilt zusätzlich, dass „der Prozess des Übersetzens noch nicht abgeschlossen [ist], wenn der Text der Übersetzung geschaffen ist [...] Wie für den Übersetzer nicht der Text des Originals der Ausgangspunkt sein soll, sondern die Mitteilung, die in ihm enthalten ist, so sollte sein Ziel nicht der Text sein, sondern der Inhalt, den dieser Text den Lesern mitteilt. Dies bedeutet, dass der Übersetzer mit dem Leser, für den er übersetzt, rechnen muss“ (Levy 1969:40). Von diesem Ansatz ausgehend, der sich zwar in erster Linie auf die literarische Übersetzung bezieht, ging es mir vornehmlich um das Verstehen der Ausgangstexte. Die veralteten, geschraubten

⁵ Als Beispiel sei hier ein 1729 verfasster Bericht über einen Bauernburschen, der tagelang die Knappen und die Einfahrt in das Bergwerk beobachtete, um später mit seinen Komplizen das Quecksilber stehlen zu können, zitiert: *Zu Gehorster Befolgung dieser Gängen auflagen berichte hiermit in unterthänigkeit, waßmassen in meiner abwesenheit, da ich mich eben in Nieder-Hungarischen Bergstädten befunden habe, den 17. Marty 1729. der Bernhard Waschitsch Kunststeiger, [dem Joseph Antonio Padobnig Gegenschreiben als] meinem Substituto angezeigt, daß ein frembder Bauern-Bub, langer Zeit die Kunst S. Achatii, und zu Mittag um 12 Uhr, bey den Einfahrt-Stollen, wo die Knappschaften eingefahren, besichtigt, den Er denunciant gefragt, was Er da machete?* (ZAL, EI, Berichte und Resolutionen, Faszikel 128, Nr. 57). Die slowenische Übersetzung lautet: 'Poslušno sledeč ponižni dolžnosti pokorno poročam, da je v moji odsotnosti, zadrževal sem se v rudarskih mestih na Spodnjem Madžarskem, dne 17. marca 1729 Bernard Vašič, rudarski nadzornik, pisno obvestil mojega namestnika Jožefa Antona Podobnika, da se neki neznani kmečki fant že nekaj časa zadržuje okoli jaška sv. Ahacija ter se opoldan, okoli dvanajstih, suka okoli rova, kjer se rudarji spuščajo v jašek. Ovađenega je povprašal, kaj tam počne'.

Formulierungen und Strukturen sowie grammatikalische, syntaktische und idiomatische Konventionen, die dem heutigen Usus völlig fremd sind, forderten subjektive Entscheidungen beim Übersetzen: die Entscheidung zwischen unterschiedlichen Varianten des Zieltextes, das Feingefühl hinsichtlich kultureller und geschichtlicher Hintergründe und auch hinsichtlich des Stils, d.h. des Beibehaltens der veralteten Ausdrucksformen im Zieltext.

Quellenverzeichnis

ZAL, EI (= Historisches Archiv Ljubljana, Abteilung Idrija).
AS (= Archiv der Republik Slowenien).

Literaturverzeichnis

- ARKO M., 1931, *Zgodovina Idrije*, Gorica.
- GNEZDA M., 2003, Bobbin lacemaking in Idrija, in: *Zbornik predavanj. 6. mednarodni simpozij Kulturna dediščina v geologiji, rudarstvu in metalurgiji/6th International Symposium on Cultural Heritage in Geosciences, Mining and Metallurgy, Idrija*, S. 27-31.
- HITZIGER P., 1860, *Das Quecksilber-Bergwerk Idria, von seinem Beginne bis zur Gegenwart*, Ljubljana.
- KAVČIČ J., 2002, *Idrijski svet vabi na obisk*, Idrija.
- KLASINC P.P. / DORSI P. / MIHELIČ D. / SPREIZHOFER K. / COVA U., 1995, *Glosar zgodovinskega domoznanstva: nemško-slovensko-italijanski*, Maribor.
- LEVY J., 1969, *Die literarische Übersetzung. Theorie einer Kunstgattung*, Frankfurt am Main.
- NORD C., 2007, *Textanalyse und Übersetzung. Theoretische Grundlagen, Methode und didaktische Anwendung einer übersetzungsrelevanten Textanalyse*, Tübingen.
- REISS K. / VERMEER H. J., 1991, *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie*, Tübingen.
- VERMEER H.J., 1986, *Übersetzen als kultureller Transfer* in: Snell-Hornby M. (Hg.), *Übersetzungswissenschaft – Eine Neuorientierung*, Tübingen, S. 30-53.
- VERMEER H.J., 1996, *A Skopos Theory of Translation*, Heidelberg.
- VERBIČ M., 1969, *O začetkih slovenskega čipkarstva s posebnim ozirom na Idrijo*, in: *Kronika* 3, S. 30-45.

Plurizentrik als Übersetzungsproblem

1. Einleitung

Seit den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts ist das Thema „Plurizentrik der deutschen Sprache“ zunehmend ins allgemeine Bewusstsein gerückt. Dies bedeutet, dass Deutsch immer mehr auch auf der standardsprachlichen Ebene als differenziert angesehen wird. Lange Zeit hindurch galt das sogenannte „Binnendeutsch“ als einzige Zielnorm. Österreichische und Schweizer Besonderheiten wurden als Dialekt, als „Non-Standard“, bezeichnet. Für viele österreichische ÜbersetzerInnen ist die Dominanz des deutschen Verlagswesens auf dem deutschsprachigen Markt auch ein sprachliches Problem. Sind sie in Österreich aufgewachsen und haben dort auch die Schule besucht, dann sprechen und denken sie „österreichisch“. Sie suchen einen Mistkübel (keinen Abfalleimer) wenn sie etwas wegwerfen möchten, sie essen Schweinsbraten mit Knödel (nicht Schweinebraten mit Klößen), sie sind in die Schule gegangen (nicht zur Schule), sie haben Matura gemacht (nicht Abitur), sie sind auf dem Balkon gesessen (nicht haben auf dem Balkon gesessen), abends sind sie in ihrem Bett gelegen (nicht haben gelegen), haben ihren Kopf auf einen Polster gebettet (nicht Kissen), etc. Möchten sie auf dem Gebiet des literarischen Übersetzens ihr Brot (oder ihre Brötchen) verdienen, so müssen sie vielfach ihre „sprachliche Identität“ (vgl. Ammon 1995:205f) aufgeben und die deutsche Varietät übernehmen.

Im folgenden Beitrag möchte ich kurz auf einige Begriffsbestimmungen auf dem Gebiet Plurizentrik der deutschen Sprache eingehen. Weiters soll die Problematik in Zusammenhang mit den Medien, Verlagen und dem Übersetzen skizziert werden. Schließlich sollen eine österreichische und eine deutsche Übersetzung eines kurzen ungarischen Prosatextes dahingehend verglichen werden, inwieweit hier tatsächlich Austriazismen bzw. Deutschlandismen eine Rolle spielen.

2. Begriffsbestimmung

Eine von Rudolf Muhr ins Deutsche übertragene Definition der Plurizentrik von Michael Clyne lautet: Unter einer plurizentrischen Sprache versteht man nicht nur eine Sprache, „deren Verbreitungsgebiet sich über mehrere Länder erstreckt, sondern die

auch über mehrere Zentren der sprachlichen Entwicklung verfügt, in welchen jeweils eine sog. nationale Variante mit eigenen Normen und einem gewissen ‚Eigenleben‘ existiert“ (Muhr 1993:110). In der Einleitung zum 2004 erschienenen „Variantenwörterbuch des Deutschen“ heißt es: „Von einer plurizentrischen Sprache spricht man dann, wenn diese in mehr als einem Land als nationale oder regionale Amtssprache in Gebrauch ist und wenn sich dadurch standardsprachliche Unterschiede herausgebildet haben“ (Ammon et.al. 2004:XXXI). Wenn man über Plurizentrik spricht, müssen im Vorfeld die Begriffe Sprachgemeinschaft und Nation geklärt werden. Zu einer Sprachgemeinschaft gehören die Sprecher derselben Mutter- bzw. Erstsprache. Eine Nation kann als politische Willensgemeinschaft verstanden werden, also als Gemeinschaft von Menschen, die in einem gemeinsamen Staat leben möchten (vgl. Ammon 1996:4). Die BRD und die DDR waren demnach zwei verschiedene Staaten, aber nur eine Nation.

Deutsch ist eine **Standardsprache**. Eine Standardsprache ist eine Gesamtsprache, die zumindest eine Standardvarietät als Subsprache enthält. Die deutsche Sprache hat drei **nationale Varietäten**: das deutsche, das österreichische und das schweizerische Standarddeutsch (vgl. Ammon 1996:5). Man unterscheidet auch zwischen Varietät und Variante: Varietät ist das ganze Sprachsystem, Varianten die einzelnen Einheiten. Eine Variante kann in einem Land zum Standard gehören und in einem anderen Land nur Regionalstatus haben, beispielsweise *Jänner* – in Österreich Standard, in Süddeutschland regionale Variante (vgl. Muhr 1993:112). Die meisten Einheiten der Varietäten sind gemeinsprachlich; nur ein sehr kleiner Teil wird von nationalen Varianten gebildet. Daher sind die einzelnen Varietäten linguistisch auch sehr ähnlich. Für die österreichischen Varianten hat sich der Name Austriazismen eingebürgert; die Schweizer Varianten werden Helvetismen genannt. Eine Bezeichnung für die deutschen Varianten zu finden, scheint etwas schwieriger zu sein. Während Ammon (1996) den Namen Teutonismus bevorzugt, wird dieser Begriff unter anderem von Rudolf Muhr als negativ konnotiert abgelehnt (vgl. Muhr 1997:50). Da Germanismus bereits etwas anderes bezeichnet, schlägt Muhr Deutschlandismus vor.

Deutsch ist in fünf Nationen nationale Amtssprache (Deutschland, Österreich, Schweiz, Liechtenstein und Luxemburg) sowie in zwei Staaten regionale Amtssprache (Ostbelgien, Südtirol). Ulrich Ammon vertritt den Standpunkt, dass eine Sprache mit mehreren nationalen Zentren besser als **plurinational** bezeichnet werden sollte, da verschiedene sprachliche Zentren auch in ein- und derselben Nation existieren können (vgl. Ammon 1996:6). Ammon unterscheidet zwischen Vollzentren und Halbzentren. In einem nationalen Vollzentrum müssen alle wichtigen sozialen Instanzen vorhanden sein, die eine Standardvarietät setzen, nämlich ein Sprachkodex, Sprachnormautoritäten, Sprachexperten und Modellschreiber und -sprecher. Ein Sprachkodex ist ein Wörterbuch, in dem die nationale Varietät beschrieben ist und die amtliche Gültigkeit hat, also beispielsweise in Österreich das Österreichische Wörterbuch. Dazu muss leider festgestellt werden, dass der österreichische und der schweizerische Sprachkodex nicht

methodisch abgesichert sind; außerdem gibt es in Österreich kein Aussprache- und kein Bedeutungswörterbuch sowie keine Grammatik. Die Sprachnormautoritäten sind in erster Linie Lehrer, Sprachexperten vor allem die Fachlinguisten, und Modellschreiber bzw. -sprecher findet man in den Medien, also Journalisten oder Nachrichtensprecher. Diese vier Komponenten existieren jedoch nicht unabhängig voneinander, sondern interagieren (vgl. Ammon 1996:7f.). Ein weiteres Kennzeichen für ein sprachliches Vollzentrum ist die Tatsache, dass es Sprachunterschiede auf allen Sprachebenen gibt, also bei Rechtschreibung, Aussprache, Grammatik, Wortbildung, Wortschatz und Pragmatik. Bei einem Halbzentrum beschränken sich die Unterschiede in erster Linie auf die Wortebene (vgl. Ammon 1997:152f.). Was die deutsche Sprache betrifft, sind demnach Österreich, Deutschland und der deutschsprachige Teil der Schweiz nationale Vollzentren; die übrigen Gebiete werden als Halbzentren bezeichnet. Welchen Status eine Nationalvarietät besitzt, wird nicht nur von sprachlichen, sondern auch von historischen, politischen und wirtschaftlichen Faktoren bestimmt. Daher kann man in diesem Zusammenhang von symmetrischem und asymmetrischem Plurizentrismus sprechen (vgl. Clyne 1993:2). Am Beispiel des Englischen lässt sich feststellen, dass Großbritannien zwar das sprachliche „Mutterland“ ist, dass jedoch die US-amerikanische Varietät als modern gilt und daher einen gleichwertigen Status einnimmt.

In diesem Zusammenhang kann man von **D(ominanten)** und **A(nderen)** Nationalvarietäten sprechen. Michael Clyne (1993:3-4) sagt über das Verhältnis zwischen diesen beiden Folgendes:

- „Die D-Nationen haben Schwierigkeiten, sich in das Argument einzufinden, daß eine geringe Zahl an linguistischen Indizien als sprachliches Identifikationsmerkmal genügt.
- Die D-Nationen neigen dazu, aufgrund überschneidender sprachlicher Indizien ‚nationale Variation‘ mit ‚regionaler Variation‘ zu verwechseln, ohne die Funktion, den Status, den symbolischen Charakter der Nationalvarietäten und deren Indizien zu berücksichtigen. Diese Verwirrung kommt auch in aus D-Nationen stammenden Wörterbüchern zum Ausdruck.
- Die D-Nationen betrachten ihre Nationalvarietäten im allgemeinen als Standard und sich selbst als Träger der Standardnormen. Sie beschreiben die Nationalvarietäten der A als Abweichungen, Nicht-Standard und exotisch, herzig, charmant und etwas veraltet.
- Kultureliten der A-Nationen unterwerfen sich den Normen der D-Nation(en). Das hängt damit zusammen, daß die Formen, die der jeweiligen Nationalvarietät am deutlichsten zu eigen sind, die dialektal und soziolektal markierten sind. Es hängt auch mit dem konservativen und unrealistischen Charakter der Normativität zusammen.
- Die Normen in den A-Nationen werden für weniger rigide gehalten als diejenigen der D-Nationen.

- Sprecher der A-Nationalvarietäten neigen mehr dazu, sich den D-Normen anzupassen als umgekehrt.
- Die D-Nationen haben bessere Mittel als die A-Nationen, ihre Varietät durch den Fremdsprachenunterricht zu ‚exportieren‘. Das liegt an den Forschungsinstituten, der Kultur- und Sprachpolitik und an den Sprachlehrinstituten (z.B. Goethe- und Herderinstitut), die sich dort befinden.
- Die D-Nationen verfügen ebenfalls als Veröffentlicher von Grammatiken und Wörterbüchern über bessere Mittel, die Sprache zu kodifizieren.
- Es herrscht, vorwiegend in den D-Nationen, die Vorstellung, daß sprachliche Variation in der Standardsprache nur in der gesprochenen Form existiert“.

3. Plurizentrik als Übersetzungsproblem

Zwischen den nationalen Zentren der deutschen Sprache gibt es mehr oder weniger zahlreiche sprachliche Kontakte, sowohl direkte als auch indirekte. Die indirekten Kontakte finden über die Massenmedien statt. Hierzu können sowohl Printmedien als auch Radio, Film, Fernsehen und seit einiger Zeit auch das Internet gezählt werden. In vielen Fällen gelangen die Texte sprachlich ungefiltert von einem Zentrum ins andere. Manchmal werden die Texte jedoch auch sprachlich bearbeitet, wie Ulrich Ammon 1995 zeigt. Er führte eine schriftliche Befragung der drei Hauptnachrichtenagenturen in Österreich, Deutschland und der Schweiz durch. Dies sind für Österreich die APA (Austria Presseagentur), für Deutschland die dpa (Deutsche Presseagentur) und für die Schweiz die sda (Schweizerische Depeschensagentur). Auf seine Anfrage bestätigten die Agenturen, dass Berichte aus den jeweils anderen Sprachzentren von ihnen sprachlich bearbeitet würden. Orientieren würden sich die Agenturen bzw. deren Mitarbeiter in den meisten Fällen nicht an den einschlägigen Sprachkodices, sondern an der „eigenen Sprachkenntnis“ (vgl. Ammon 1995:464f.). Ammon stellt auch fest, dass sich bei den übrigen Medienkontakten zwischen den Zentren eine starke Dominanz Deutschlands feststellen lässt. Auf der einen Seite gibt es Texte und Sendungen in verhältnismäßig großer Zahl, sogar bei den Besitzverhältnissen zeigt sich diese Asymmetrie. So sind in Österreich inzwischen einige Zeitungsverlage in deutscher Hand. Was Film und Fernsehen betrifft, so wird die überwiegende Mehrheit in Deutschland synchronisiert; aber es kommt sogar vor, dass die wenigen in Österreich synchronisierten Filme und Serien trotzdem die deutsche Varietät bevorzugen; ein Beispiel dafür wäre die beliebte Kinderserie „Biene Maja“ (vgl. Ammon 1995:466f.).

Auch bei AutorInnen und Verlagen lässt sich eine bundesdeutsche Dominanz bemerken. Viele österreichische AutorInnen veröffentlichen ihre Werke bei deutschen Verlagen bzw. sind aufgrund der Lage im österreichischen Verlagswesen gezwungen, bei deutschen Verlagen zu veröffentlichen. Diese AutorInnen werden oft mit LektorInnen konfrontiert, die die Texte ins „Deutsche“ übersetzen wollen. Dies kommt auch bei Texten vor, die in einem typisch österreichischen Milieu spielen z.B. bei Christine Nöstlinger, wo dann plötzlich Ausdrücke wie „Brötchen“ oder „es klingelt“

zu finden sind. In seltenen Fällen können Austriazismen erwünscht sein, wenn sie z.B. Markenzeichen eines bestimmten Autors sind oder wenn sich ein Text inhaltlich auf Österreich bezieht. Spielt die Geschichte jedoch im nichtdeutschsprachigen Ausland, sind Austriazismen äußerst unerwünscht (vgl. Ammon 1995:468ff.).

4. Textanalyse

Wie groß sind die Unterschiede tatsächlich, wenn eine ÜbersetzerIn die Freiheit hat, einen Text auch in die österreichische Varietät zu übersetzen? Um das zu untersuchen, habe ich einen kurzen ungarischen Prosatext bzw. dessen Übersetzungen ins Österreichische und ins Deutsche analysiert: Lajos Parti Nagy, „Vadhuss“ (ung.) / „Wild“ (öst.) / „Wildfleisch“ (dt.). Das Gerüst für diese Analyse bildeten die obenerwähnten Sprachebenen. Die Bereiche Rechtschreibung und Aussprache wurden vernachlässigt, da sich die Rechtschreibnormen der beiden Sprachzentren im Zuge der Rechtschreibreform kaum mehr unterscheiden und die Aussprachenormen bei einem schriftlichen Text nicht relevant sind. Analysiert wurde also, inwieweit es Unterschiede auf den Gebieten der Grammatik, der Wortbildung, des Wortschatzes und der Pragmatik gibt (vgl. die Tabelle unten).

Die „österreichische“ Übersetzung dieses Monologs wurde von György Buda im Jahre 1998 angefertigt. 2003 ist sie in einem Band gemeinsam mit anderen Beiträgen der Ateliergäste des Unabhängigen Literaturhauses NÖ erschienen (top 22 ist eine Atelierrwohnung in Krems). Der Übersetzer hatte laut eigener Aussage keine Vorgaben und konnte daher den Text ins Österreichische übersetzen. Es handelt sich dabei um den Monolog eines Kneipenbesitzers. Die Sprache ist derb, was bei der Analyse Probleme bei der Abgrenzung zwischen Standard-Österreichisch und Umgangssprache brachte. Bei der Unterscheidung hielt ich mich an die Sprachkodices Duden Universalwörterbuch (2007), Österreichisches Wörterbuch (1997) und Variantenwörterbuch des Deutschen (Ammon et al. 2004). Die „deutsche“ Übersetzung entstand unabhängig von der „österreichischen“ und stammt von Terézia Móra. Sie wurde in dem Band „Ungarn von Montag bis Freitag“ veröffentlicht, der beim Suhrkamp-Verlag im Rahmen des Ungarn-Schwerpunkts der Frankfurter Buchmesse erschienen ist.

	„Wild“	„Wildfleisch“
Grammatik	<i>ob wer gehaut wird</i>	<i>nicht gleich Schägerei</i>
Wortbildung	<i>Cola-Rot</i>	<i>Rotweincola</i>
Wortschatz	<i>Gespritzter</i>	<i>Gespritzter</i>
	<i>sich anspeiben</i>	<i>kotzen</i>
	<i>sich anderswohin setzen</i>	<i>sich auseinandersetzen</i>
	<i>Brieftasche/Geldbörse</i>	<i>Portmonnaie</i>
	<i>Hoppala</i>	<i>Hoppla</i>
	<i>Burschen</i>	<i>Jungs</i>
	<i>Champignons</i>	<i>Pilzköpfe</i>

	„Wild“	„Wildfleisch“
Pragmatik	<i>kusch!</i>	<i>halt 's Maul!</i>
	<i>Wiener</i>	<i>Wiener Schnitzel</i>
	<i>Wild</i>	<i>Wildfleisch</i>
	<i>Familie Leitner</i>	<i>Familie Drombusch</i>

Was den Bereich Grammatik betrifft, so fällt auf, dass Buda als Erzählzeit das Perfekt gewählt hat; dies ist typisch für das österreichische Deutsch. Die meisten Unterschiede sind auf den Gebieten Wortschatz und Pragmatik zu finden. Beim Wortschatz findet man allgemein geläufige Varianten wie *Burschen* und *Jungs* oder *Champignons* und *Pilzköpfe*, aber auch unbekanntere wie das Verb *sich anspeiben* für das deutsche *kotzen*. Interessant ist, dass die Bezeichnung *Gespritzter* für ein Gemisch aus Wein und Sodawasser, die eigentlich ein Austriazismus ist, auch in der zweiten Übersetzung verwendet wurde. In der Pragmatik lassen sich ebenfalls einige Abweichungen feststellen. So wurde zum Beispiel in der Übersetzung von Buda mit der *Familie Leitner* eine beliebte österreichische Fernsehfamilie aus den 1960er Jahren verwendet, während Mora in ihrer Übersetzung auf eine deutsche Fernsehfamilie aus den 1980er Jahren, die *Familie Drombusch*, zurückgegriffen hat. Hier kann man einwenden, dass die *Familie Leitner* außerhalb Österreichs vermutlich völlig unbekannt ist, ja sogar die jüngere Generation der österreichischen Fernsehzuseher kann vermutlich damit nichts mehr anfangen. Die *Familie Drombusch* dagegen war (und ist vielleicht immer noch) auch dem österreichischen Fernsehpublikum ein Begriff.

5. Schlussfolgerungen

Bei der Analyse des Textes bzw. der Übersetzungen fällt auf, dass die Unterschiede, die Anzahl der echten Austriazismen, relativ gering ist. In dem untersuchten Monolog von Lajos Parti Nagy lassen sich auf allen Beschreibungsebenen Unterschiede feststellen, wobei darauf geachtet werden muss, dass es sich um standardsprachliche und nicht umgangssprachliche Ausdrücke handelt. Beiden Übersetzern ist es hier gelungen, den Mann zwar österreichisch bzw. deutsch klingen zu lassen, ihn aber nicht zu sehr zu verorten, beispielsweise im Ruhrpott oder in einem Wiener Randbezirk. Aufgrund der geringen Zahl der tatsächlichen Austriazismen stellt sich die Frage, ob die Verständigungsprobleme zwischen dem österreichischen und dem deutschen Deutsch tatsächlich so groß sind, dass Austriazismen „herauslektoriert“ werden müssen oder gar eine Neuübersetzung verlangt wird.

Quellennachweis

- PARTI NAGY L., 1993, Vadhuss, in: *Se dobok, se trombiták*, Pécs.
 PARTI NAGY L., 1999, Wildfleisch (übers. von Terézia Mora), in: Dalos Gy. (Hg.), *Ungarn von Montag bis Freitag*, Frankfurt am Main.

PARTI NAGY L., 2003/2004, Wild (übers. von György Buda), in: Kühn W. (Hg.), Top 22: the only way is up... . Beiträge der Ateliergäste des Unabhängigen Literaturhauses NÖ, Krems.

Sekundärliteratur

- AMMON U., 1995, Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten, Berlin.
- AMMON U., 1996, Deutsch als plurinationale Sprache mit sprachdidaktischen Ausblicken, in: ÖDaF-Mitteilungen 1, S. 4-15.
- AMMON U., 1997, Die nationalen Varietäten des Deutschen im Unterricht von Deutsch als Fremdsprache, in: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 23, S. 141-158.
- AMMON U. / KYVELOS R. / NYFFENEGGER R. (Hg), 2004, Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol, Berlin.
- CLYNE M., 1993, Die österreichische Nationalvarietät des Deutschen im wandelnden internationalen Kontext, in: Muhr R. (Hg.), Internationale Arbeiten zum österreichischen Deutsch und seinen nachbarsprachlichen Bezügen, Wien, S. 1-6.
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch, ⁶2007, Mannheim.
- MUHR R., 1993, Österreichisch – Bundesdeutsch – Schweizerisch. Zur Didaktik des Deutschen als plurizentrische Sprache, in: Muhr R. (Hg.), Internationale Arbeiten zum österreichischen Deutsch und seinen nachbarsprachlichen Bezügen, Wien, S. 108-123.
- MUHR R., 1997, Zur Terminologie und Methode der Beschreibung plurizentrischer Sprachen und deren Varietäten am Beispiel des Deutschen, in: Muhr R.(Hg.), Österreichisches Deutsch und andere nationale Varietäten plurizentrischer Sprachen in Europa. Empirische Analysen, Wien, S. 40-67.
- Österreichisches Wörterbuch, ³⁸1997, Wien.

Aposiopese oder unabsichtlicher Abbruch? Einfluss abgebrochener Äußerungen auf die Dolmetschleistung bei konsekutiv gedolmetschten Gesprächen

Der Beitrag wird dem Einfluss von Abbrüchen der Gesprächspartner beim Konsekutivdolmetschen auf Dolmetschleistung gewidmet. Es wird ein konkretes Beispiel des Abbruchs des Ausgangstextes dargestellt, das die Unterscheidung der absichtlichen von unabsichtlichen Abbrüchen veranschaulichen soll. Eine solche Unterscheidung sollte für den Dolmetscher von Belang sein, was ich nun beweisen möchte.

Die gesprochene Sprache wird von zwei charakteristischen Merkmalen geprägt: der Fragmentarität und der Emotionalität, die stark mit der Erscheinung der Unterbrechung einer Äußerung verbunden sind, und die als Ursachen und Folgen dieser Erscheinung betrachtet werden (vgl. Kita 1989:9). Kita unterscheidet zwei Phänomene der Unterbrechung von Äußerungen. Das erste Phänomen des Abbruchs beruht auf der Unterbrechung einer Äußerung von ihrem Autor selbst¹. Mit dem zweiten Phänomen der Unterbrechung haben wir dann zu tun, wenn eine Äußerung von einem anderen Teilnehmer des Kommunikationsaktes unterbrochen wird. Ein Abbruch ist eine abgebrochene Äußerung, deren Sinn wegen Auslassung der obligatorischen Glieder der Äußerung² unklar wird. Es gibt jedoch auch eine rhetorische Figur, bei der durch die Auslassung von Wörtern oder Satzteilen grammatikalisch unvollständige Sätze gebildet werden: die Satzellipse. Wenn eine Leerstelle, die von der finiten Verbform eröffnet wird, nicht ausgefüllt bleibt, aber der Kontext darüber eindeutig informiert, welcher Bestandteil eliminiert wurde, dann haben wir es mit einer elliptischen Äußerung zu tun, die zwar unvollständig, aber grammatisch korrekt und die Kommunikation nicht störend ist (vgl. Kita 1989:51, auch Baldauf 2002). Der Abbruch einer Äußerung bedeutet dagegen eine lineare, strukturelle, semantische, phonische Unvollständigkeit dieser Äußerung. Der Abbruch kann die Kommunikation erschweren oder sogar unterbrechen, wohingegen

¹In der deutschsprachigen Literatur spricht man im Zusammenhang damit von Satzbrüchen oder Anakoluthen (vgl. Schwitalla 1997:3ff.).

²Baldauf (2002) erläutert ausführlich den Begriff „Knappheit sprachlichen Ausdrucks“, wobei sie die Begriffe „Satz“ und „Äußerung“ separat behandelt.

die Ellipse keinen Einfluss auf die Störung der Kommunikation hat. Kita betont, dass die Ellipse eine regelmäßige, sich wiederholende, vorauszusehende Erscheinung ist, im Gegensatz zum Abbruch, der ein vereinzelt, spontanes, zufälliges, nicht vorauszusehendes Phänomen ist. Nach der Ansicht von Schwitalla (1997:83-93) gehört der Abbruch mit danach folgenden verschiedenen Verfahren zu den Realisierungsformen des Anakoluths. Als Anakoluth versteht er ein syntaktisches Phänomen der gesprochenen Sprache, das nicht zu dem Vorstellungsbild von Geschlossenheit und Ordnung einer von schriftlichen Texten herkommenden Grammatik passt (vgl. Schwitalla 1997:83). Er unterscheidet mehrere Anakoluthsformen, deren fester Bestandteil ein Abbruch ist. Das Kriterium, das die Unterscheidung der Anakoluthsformen determiniert, ist das konkrete Verfahren, das nach dem Abbruch folgt. Zu den Verfahren gehören Pausen, Wiederholungen bestimmter Wörter, Korrekturen und Neuanfänge der Äußerung. Ein Abbruch mit Wiederholung taucht auf, wenn dem Sprecher das Sinn entsprechende Wort nicht einfällt. Dann wiederholt er die Wörter direkt vor der problematischen Stelle (vgl. Schwitalla 1997:84). Wenn der Sprecher sich versprochen hat oder gesagt hat, was nicht zu seinem Äußerungsplan passt, dann bricht er seine Rede ab, korrigiert sie oder formuliert sie neu. Diese Anakoluthsform umfasst also einen Abbruch mit Korrektur oder Neuanfang (vgl. Schwitalla 1997:85). Schwitalla unterscheidet auch einen Abbruch mit Parenthese. Diese rhetorische Figur, die ein selbständiger Einschub in einen Satz ist, tritt in dem Fall auf, wenn „dem Sprecher etwas einfällt, das für das Verständnis der Rede wichtig ist“ (Schwitalla 1997:90).

Unter dem Begriff des Abbruchs werden wir nun eine unvollständige Äußerung verstehen, die von dem Autor dieser Äußerung selbst abgebrochen wird und einen störenden Einfluss auf die Kommunikation zwischen den Gesprächspartnern haben kann. Das syntaktische Phänomen des Abbruchs entspricht nicht dem Vorstellungsbild von Geschlossenheit und Ordnung einer von schriftlichen Texten herkommenden Grammatik. In diesem Sinne umfasst der Begriff des Abbruchs Konstruktionsabbrüche und unterlaufene syntaktische Konstruktionswechsel. Für die Untersuchung der Abbrüche bei konsekutiv gedolmetschten Gesprächen war zusätzlich ihre Aufteilung in unabsichtliche und absichtliche eine Grundlage. Verfahren, die der unabsichtliche Abbruch nach sich zieht, also Korrekturen, Wiederholungen bestimmter Wörter, Neuanfänge können Verwirrung bei der Rezeption des Ausgangstextes durch den Dolmetscher hervorrufen. Wenn nach einem Abbruch eine Pause folgt, ist der Dolmetscher unsicher, ob er nun mit der Verdolmetschung anfangen soll. In einer solchen Situation kann es entweder zu einer Rückfrage kommen (oder zu einem eine Rückfrage ersetzenden nonverbalen Verhalten), oder es kommt zum parallelen Sprechen, das zusätzlich die Aufgabe des Dolmetschers erschwert.

Der Abbruch kann auch dadurch verursacht werden, dass dem Gesprächspartner nicht das Sinn entsprechende Wort einfällt. Er unterbricht die Äußerung mit Wiederholung der Wörter vor der problematischen Stelle. Wenn die auf solche Art und Weise

abgebrochene Äußerung nicht zum Ende geführt wird, dann muss der Dolmetscher ahnen, was der Gesprächspartner gemeint hat. Die Annahme des Dolmetschers deckt sich nicht immer mit der Absicht des Autors der abgebrochenen Äußerung. Einen wesentlichen Einfluss auf die Dolmetschung der abgebrochenen Äußerung eines der Gesprächspartner hat der Bekanntschaftsgrad zwischen dem Autor der Äußerung und dem Dolmetscher. In der Untersuchung konnte ich beobachten, dass in manchen Fällen das Dolmetschen der abgebrochenen Äußerung problemlos verläuft, weil die Dolmetscherin wahrscheinlich an den früher gedolmetschten Gesprächen derselben Partner teilgenommen hat. Der Konstruktionsabbruch kann auch dann stattfinden, wenn einem der Gesprächspartner eine zusätzliche, den Kontext erweiternde Information einfällt. Dann wird die Äußerung abgebrochen, um die Information einzuschieben. Die Einschübe innerhalb einer Äußerung werden von dem Translator manchmal missachtet. Der Dolmetscher kann denken, dass die eingeschobene Information nicht gravierend für die Wiedergabe des Sinnes ist, deshalb konzentriert sich der Translator oft nur auf die syntaktische Basis der Äußerung. Das Verfahren der Parenthese wird als Signal der Nebensächlichkeit betrachtet. Was aber für nebensächlich gehalten und häufig ausgelassen wird, spielt in der Wirklichkeit sehr oft eine große Rolle bei der Weiterführung des Gesprächs. Die Auslassung einer wichtigen Information durch den Dolmetscher beeinträchtigt die Kommunikation zwischen den Gesprächspartnern.

Bei absichtlichen Abbrüchen handelt es sich vor allem um Teilen der Äußerung in kleinere Segmente zwecks Erleichterung der Verdolmetschung. Ob dieses Verfahren jedoch immer im Sinne des Ausgangstextproduzenten die Aufgabe der Dolmetscher erleichtert, ist fraglich, denn die Verkürzung der Äußerung ist nicht immer sinnvoll. Bei der Art des Abbruchs kann es wieder zu einer Rückfrage des Dolmetschers kommen. In diesem Fall haben wir es jedoch nicht mit dem parallelen Sprechen zu tun, denn der Ausgangstextproduzent hat sich bewusst für das Abbrechen, und demzufolge für das Warten auf seinen nächsten Schritt entschieden. Bei den absichtlichen Abbrüchen kann man eine gemeinsame Ursache der Entstehung des Abbruchs nennen. Die Äußerung wird bewusst abgebrochen, um die Dolmetschung zu ermöglichen. Die Gesprächspartner teilen ihre Äußerungen in kurze Segmente mit der Absicht, die Wiedergabe der Informationen zu erleichtern. Bei der Untersuchung der absichtlichen Abbrüche spielt das Thema des Gesprächs eine wichtige Rolle. Zwei Transkriptionen von dem Textkorpus³ boten besonders viele Beispiele der absichtlich abgebrochenen Äußerungen an. In dem Gespräch mit einem Wohnungsvermieter wird die Äußerung partiell dargeboten, weil der Wohnungsvermieter beim Herumführen will, dass die

³ Die untersuchten Beispiele der Abbrüche stammen von einem Korpus von 6 authentischen Gesprächen, die aufgenommen und transkribiert wurden: teilweise von mir, teilweise von Studentinnen der Angewandten Linguistik in Poznań. Das ganze Korpus wurde der Diplomarbeit von Joanna Łabęcka („Abbrüche in deutsch-polnischen konsekutiv gedolmetschten Gesprächen“, ILS UAM Poznań, 2008, Betreuerin Dr. Magdalena Jurewicz), die sich mit dem Thema der Abbrüche in ihrer Diplomarbeit beschäftigt hatte, angehängt.

von ihm aufgezählten Wohnungseinrichtungselemente richtig gedolmetscht wurde. Das Gespräch mit einem Professor wird auch partiell dargeboten. Hier ist die Ursache die Kompliziertheit des Themas. Die Gesprächspartner diskutieren nämlich über die rechtlichen Grundlagen der Gründung einer GmbH in Deutschland. Wenn die Gesprächspartner großen Wert auf die Dolmetschung aller Informationen legen, dann produzieren sie kürzere Segmente der Äußerung. Zur Betonung dieser Tatsache kann der Vergleich mit einer anderen Transkription dienen. Im Unterschied zu den oben beschriebenen Texten finden wir in der transkribierten Konversation über Urlaubspläne keinen absichtlichen Abbruch, denn die Gesprächspartner sprechen ein weniger relevantes Thema an. Wenn die Äußerung doch partiell dargeboten wird, dann verlangen die Gesprächspartner von dem Dolmetscher eine sehr wortgetreue Dolmetschung. Bei der Rezeption der kurzen Segmente des Ausgangstextes hat der Dolmetscher weniger Zeit, um das richtige Äquivalent in der Zielsprache zu finden. Die partiell abgebrochene Äußerung verhindert den Dolmetscher bei der Sinnerfassung. Im Fall des absichtlichen Abbruchs muss der Dolmetscher oft, wie bei den unabsichtlichen Abbrüchen, ahnen, was der Autor mit seiner kurzen, unvollständigen Äußerung gemeint haben könnte. Die absichtlichen Abbrüche haben auch einen negativen Einfluss auf den Empfang der Informationen durch den zweiten Gesprächspartner. Wenn der erste Gesprächspartner seine Äußerung ständig abbricht und nicht zu Ende führt, dann kann es zur Verwirrung bei der Verdolmetschung kommen. Der Empfang der Informationen wird durch das Teilen der Äußerung gestört. Die zweite negative Folge des andauernden Abbrechens der Äußerung beruht darauf, dass der zweite Gesprächspartner kaum eine Chance hat, an dem Gespräch aktiv teilzunehmen, während die Schritttöbernahme konstant zwischen dem ersten Gesprächspartner und dem Dolmetscher stattfindet.

Interessant ist hier noch eine Art von absichtlichem Abbruch: die Aposiopese⁴. Die Aposiopese trägt nämlich auch zur Unvollständigkeit der Äußerung bei, die dann aber nicht immer in der Zielsprache so unvollständig bleiben kann, wenn der kulturelle

⁴ „Die **Aposiopese** (vom griechischen **aposiopao**, ‚abbrechen, verstummen‘, lateinisch **reticentia**) ist als Sonderform der Ellipse (phatische Ellipse) eine rhetorische Figur, bei der ein Satz abgebrochen wird, bevor er beendet ist, und der letzte Teil durch eine Pause ersetzt wird. Der Abbruch kann z.B. emotionale Überwältigung (vgl. Pathos) oder eine unausgesprochene Drohung zum Ausdruck bringen. Manchmal kann man auch den Faden verloren haben, oder nach einem Wort suchen. Dann ist es eine Aufforderung zur Hilfe. Oft ist es auch ein Abbruch, der auf gemeinsames Wissen und die Unnötigkeit der Fortsetzung des Satzes hinweisen soll. Der Dialogpartner soll den Satz in Gedanken oder laut ergänzen. In der heutigen Umgangssprache sehr häufig ist auch der Abbruch eines an einen Hauptsatz angeschlossenen Nebensatzes unmittelbar nach der Konjunktion und der Anschluss eines weiteren Hauptsatzes, z.B.: *Die Idee ist ganz gut, obwohl ... völlig überzeugt bin ich noch nicht*. Eine Sonderform ist die apotropäische Aposiopese: Der Satz bleibt unvollendet, um einen heiligen oder verfluchten Namen nicht aussprechen, ‚berufen‘ zu müssen“ (<http://de.wikipedia.org/wiki/Aposiopese>).

Hintergrund beider Interaktanten unterschiedlich ist, was das Erraten der Intention des Ausgangstextproduzenten erschweren kann. So verlangt das Verwenden der Aposiopese zusätzliche Erklärungen des Dolmetschers, die doch aus rhetorischen Gründen nicht von dem Ausgangstextproduzenten gewünscht waren. Hier ein Beispiel aus einem „Gespräch mit einem Mülltonnenproduzenten“⁵:

26	S1:	najlepiej'+ po niemiecku'+ am besten'+ auf deutsch'+
	T:	ale że rozmawiać można z panem=+ pan rozu...= aber dass man mit ihnen sprechen kann=+ sie versteh'
	S2:	glaube ich schon=
27	S1:	mi się rozmawia ze szwedem przy tym'+ to wtedy się dogadujemy'+ na ogół mag ich mit den schweden sprechen dabei' dann verständigen wir uns miteinander'+
	T:	tak'+ a' am' ja'
28	S1:	szwedzi rozumieją po niemiecku'+ tak jak JA'+ i wtedy' im allgemeinen verstehen die schweden deutsch'+ so wie ich'+ und dann'
	T:	jak' am besten'+ eee'+ kann er wie'
29	T:	sich verständigen mit'+ leuten aus schweden'+ weil die sprechen deutsch so wie er
30	T:	ungefähr und dann schsch trink der noch irgendwelche drink also'+ und dann geht es
	S2	jaaa'
		(LACHEN) (MIT LACHEN)
31	S1:	i potem se człowiek myśli' und dann denkt man'
	T:	
	S2:	oder hat man keine hemmungen oder'+ schämt sich nicht= scheinbar mir' ja'+ ja'+ man wusst'
32	S1:	hamuje=+ tak= hemmt=+ ja=
	T:	że to jest najczęściej ten problem jeżeli się wstydzi= das ist meistens das problem wenn man sich schämt=
	S2:	ja=+ das'+ das ist meistens das problem'+ das man hemmt sich=

⁵Das Transkript wurde von Studentinnen des dritten Jahres der Angewandten Linguistik der UAM Poznań 2008 im Rahmen ihrer Diplomarbeiten (Betreuer Dr. Magdalena Jurawicz) angefertigt und den Diplomarbeiten beigelegt. Das angeführte Fragment stammt aus dem Transkript: „Gespräch mit einem Mülltonnenproduzenten“ (Ort: Poznań, Büro einer Firma, die Mülltonnen produziert; Zeit: 21.01.05, 14:00 Uhr; Dauer: 41'47"; Gesprächspartner: S1 - ein Pole, der Leiter der Firma; S2 - ein Deutscher, der Mülltonnen kaufen will; T - eine Polin, die von dem Deutschen angestellt wurde, ca. 40 Jahre alt, Studentin des Fernstudiums der Angewandten Linguistik an dem Institut der Angewandten Linguistik in Poznań; situativer Rang: S2←→S1 ist als Kunde in einer übergeordneten Position, Bekanntschaftsgrad – nicht bekannt; S1←→T ist in einer übergeordneten Position, Bekanntschaftsgrad – nicht bekannt; S2←→T ist in einer übergeordneten Position, Bekanntschaftsgrad – gut bekannt, sie duzen sich.

33	S1:	po prostu' <i>einfach so'</i>	bremsen=
	T:	to hamuje=++ das'+ ee' <i>das hemmt=++</i>	nö=+ das ist hemmt=
	S2:		das harmonierung= hemmt=+ also'+ hemmt'
34	S1:		bo to jest'+ człowiek wie że nie mówi <i>das ist so'+ dass man weiß dass man nicht so gut spricht</i>
	T:	brems=	
	S2:	brems=+ ist bremse'+ ja ja=+ (2)	
35	S1:	dobrze i się wstydzi tego= <i>und dann schämt man sich=</i>	
	T:	weil man weiß dass man'+ ee'+ spricht nicht so gut und deswegen	
36	T:	schämt man sich auf deutsch zu sprechen=	tak samo jemu idzie' <i>und das betrifft auch ihn'</i>
	S2:	ja= so geht's mir auch'+ so geht's'+ so geht's mir auch	

In diesem Fall spricht ein Pole (S1, Fläche 26-28) von seinen Problemen mit der Verwendung der deutschen Sprache. Er sagt, dass er am besten mit Schweden auf deutsch spricht, denn sie verstehen deutsch so wie er. Dann bricht er seine Äußerung ab (er konnte in dieser Weile ein Emblem⁶ zeigen, das vom gemeinsamen Alkoholkonsum zeugt, das würde die Hinzufügung der Dolmetscherin erklären), und die Dolmetscherin fängt dann (ein bisschen verwirrt, wovon die gefüllte Pause zeugt) mit der Verdolmetschung seiner Äußerung an. Sie bricht jedoch ihre Verdolmetschung nicht an derselben Stelle ab wie S1, sondern gibt eine Interpretation seiner Geste und Intentionen: und dann trinkt man Alkohol, was einen von der Befangenheit befreit. Die Übertragung der weiteren Äußerung von S1 ist noch verwirrender. Der Pole sagt: *und dann denkt man*, was die Dolmetscherin als: *oder man hat keine Hemmungen, schämt sich nicht* wiedergibt, was als Weiterführen ihrer Interpretation der früheren Äußerung des Polen erklärt werden kann. Ihre Erklärung führt dann zu einer kleinen Sequenz, in der sogar die Bedeutung des Begriffs *hamować* (von dem Deutschen als Harmonierung verstanden) geklärt wird.

Wie oben dargestellt, hat der absichtliche Abbruch von S1 der Dolmetscherin Schwierigkeiten bereitet, die sich vor allem auf der Gesprächsorganisationsebene manifestiert haben. Die Dolmetscherin sah sich nämlich gezwungen, in Worten, die von dem Polen doch auch nicht ausgesprochen worden waren, seine Intentionen wiederzugeben, was vielleicht in dem Fall gar nicht nötig gewesen wäre, wovon das Lachen und eine das Verständnis zeigende Reaktion des Deutschen hätten zeugen können. Die Dolmetscherin hat also die Intention des Polen – mal etwas nur anzudeuten – nicht erkannt, was sie dann zu einem nicht notwendigen Ausbauen ihrer Äußerung geführt

⁶Ein Emblem ist eine Geste, die eine direkte Erklärung oder Wörterbuchinterpretation aufweisen kann (vgl. Pstrąg 2004:47). Von Gefahren falscher Interpretation der Gestik, die in zwei Kulturkreisen unterschiedlich interpretiert werden können, siehe Knapp/Hall 2000:315-362.

hat. Auf der Grundlage der Analyse des gesamten Textkorpus stellt man fest, dass die Entstehung der Abbrüche in einem konsekutiv gedolmetschten Gespräch meistens negative Auswirkung auf die Dolmetschleistung mit sich bringt. Die Kommunikation störende Auswirkung auf die Dolmetschleistung können vor allem die Abbrüche der Äußerungen der Gesprächspartner haben. Für einen Dolmetscher wäre es relevant, ob der Autor einen unabsichtlichen Abbruch gemacht hat, was man an Neuanfängen, Wiederholungen und Korrekturen oder an einer Pause nach gleich bleibender Intonation feststellen kann. Diese Erkenntnis ist insofern wichtig, weil, wie früher angedeutet, das Dolmetschen nach unabsichtlichen Abbrüchen zum parallelen Sprechen, also weiteren Verwicklungen in der Gesprächsorganisation führen kann. Oder ob der Abbruch absichtlich passiert ist, wobei hier bei der Trennung der Rede in Segmente gleich bleibende Intonation und syntaktisch geschlossene Strukturen typisch sind. Im Falle der Aposiopese muss man dann auch entscheiden, ob zusätzliche Erklärungen für den Ziltextempfänger wirklich immer obligatorisch sind.

Literaturverzeichnis:

- BALDAUF H., 2002, Knappes Sprechen, Tübingen.
- BRINKER K. / SAGER S. F., 1989, Linguistische Gesprächsanalyse: eine Einführung, Berlin.
- KITA M., 1989, Wypowiedzi przerwane we współczesnym polskim języku potocznym: na materiale autentycznych tekstów potocznych i tekstów beletrystycznych, Katowice.
- KNAPP M.L. / HALL J.A., 2000, Komunikacja niewerbalna w interakcjach międzyludzkich, Wrocław.
- PSTRĄG J., 2004, Werbalne i niewerbalne techniki i strategie konwersacyjnego oponowania na materiale debat telewizyjnych, Kraków.
- SCHWITALLA J., 1997, Gesprochenes Deutsch: eine Einführung, Berlin.

Podiumsdiskussion: Welchen Referenzrahmen braucht die germanistische Translationsdidaktik?

Diskussionsleiter: Prof. Dr. habil. Jerzy Żmudzki (Lublin/Polen);

Diskussionsteilnehmer:

Prof. Dr. habil. Zofia Berdychowska (Kraków/Polen),
Dr. Artur Dariusz Kubacki (Katowice/Polen),
Dr. Richard Rothenhagen (Brno/Tschechische Republik),
Prof. Dr. habil. Burkhard Schaeder (Siegen/Deutschland),
Dr. Rafał Szubert (Wrocław/Polen),
Prof. Dr. habil. Eugeniusz Tomiczek (Wrocław/Polen),
Prof. Dr. hab. Zenon Weigt (Łódź/Polen),
Dr. Lech Zieliński (Toruń/Polen).

Diese Podiumsdiskussion fand am 14. September 2008 während der Internationalen Tagung „Germanistische Linguistik extra muros – Inspirationen, Aufgaben, Aufforderungen“ statt, die vom Institut für Germanische Philologie an der Universität Wrocław veranstaltet wurde. Die Diskussion war als gemeinsame Überlegung aller Interessierten über die Grundbedingungen der germanistischen Translationsdidaktik bedacht. Zu Beginn stellt Prof. Dr. habil. Jerzy Żmudzki als Ideengeber dieser Diskussion die Podiumsreferenten kurz vor und spricht über das zentrale Thema des Inhalts des Referenzrahmens in der Translationsdidaktik. Auf dieser Grundlage soll dann die Brücke geschlagen werden zu den Grundproblemen der heutigen Fremdsprachendidaktik, insbesondere der Translationsdidaktik in den germanistischen Einrichtungen in Polen und zu eventuellen Vorschlägen ihrer Bewältigung.

Prof. Dr. habil. Jerzy Żmudzki

Bevor die erste Runde eröffnet wird, möchte ich vor allem mein Diskussions-Team vorstellen. Es sind sehr engagierte Didaktiker und Wissenschaftler im Bereich der Translationsdidaktik an den universitären Einrichtungen. Aus diesem Grund können sie viele interessante Themen und Aspekte aufgreifen und zur Debatte stellen. Professor

Zofia Berdychowska kommt vom Germanistischen Institut der Jagiellonen Universität in Kraków, Professor Zenon Weigt arbeitet am Germanistischen Institut der Universität in Łódź, Doktor Rafał Szubert ist an der Universität in Wrocław tätig (außerdem auch als aktiver Übersetzer, Dolmetscher sowie sehr erfahrener Translationsdidaktiker). Doktor Artur Kubacki vom Germanistischen Institut der Universität in Katowice ist neben der Translationspraxis auch sehr aktiv sowohl im universitären als auch im außeruniversitären Bereich, d.h. er ist Mitglied einer ministerialen Prüfungskommission, von der die staatlichen Prüfungen zum beeidigten Übersetzer und Dolmetscher abgenommen werden. Diese Kommission fungiert als eine Institution und Instanz zugleich für die Zertifizierung aller möglichen Absolventen von Studiengängen, von translatorischen Aufbaukursen, von diversen anderen Übersetzer- und Dolmetscher-Schulen, die es mittlerweile in Polen fast in einer jeden Universitätsstadt gibt. Zu meiner Person: ich heiße Jerzy Żmudzki, bin an der Maria-Curie-Skłodowska-Universität in Lublin als Universitätsprofessor in der Abteilung für Angewandte Linguistik tätig. Von Hause aus bin ich Germanist und vertrete daher die translatorischen Belange im germanistischen Bereich. Dieses erste Diskussionsereignis, das dem Referenzrahmen für die germanistische Translationsdidaktik gewidmet ist, soll viele interessante und anregende Perspektiven aus dem ganz aktuellen Bedürfnis heraus eröffnen.

Das zentrale Thema des Referenzrahmens gilt als ein Ansatzpunkt, mit dem die Bestimmung ganz konkreter didaktischer Strategie-Profile ermöglicht wird. Es ist allgemein bekannt, dass man im Falle einer jeden Didaktik, und das bestätigt insbesondere die Fremdsprachendidaktik, ohne konkret abgesteckten Referenzrahmen einfach ratlos ist und keine rationalen prognostizierbaren Effekte erzielen kann, weil zu viele didaktische Handlungen und Maßnahmen unkoordiniert, desintegriert und ohne Ziel konzipiert und realisiert werden. Referenzrahmen dagegen enthalten und definieren Ziele. Und wenn man auf dieser Basis aufbaut, dann kann man effektorientierte Strategien davon ableiten sowie Prognosen aufstellen. Dies verleiht also der ganzen didaktischen Arbeit immer einen konkreten Sinn, eine jeweils konkrete Ausrichtung. Und danach zu fragen, ist eigentlich notwendig, nie müßig. Dieses Problem ist insbesondere in einer Pilotstudie in Form der Umfrage zur Sprache gebracht worden, die ich Anfang 2008 in den germanistischen Instituten in Polen durchgeführt habe. Das Bedürfnis nach einem Referenzrahmen sowie nach einer öffentlichen Diskussion darüber haben alle Befragten einstimmig geäußert.

In den Diskussionen der letzten Zeit ist relativ viel über eine gewisse demographische Krise gesprochen worden, in der die polnischen Universitäten, auch die germanistischen Institute mittlerweile stecken. Nach meinem Dafürhalten bildet die Translationsdidaktik eigentlich eine gewisse Antwort oder sogar einen Vorschlag, wie man sich selber aus dieser Krise heraus retten kann, indem man die germanistischen Studienprogramme durch die Einbeziehung der translatorischen Ausbildung lebensnahe gestalten kann. Es ist natürlich nur als eine der vielen Möglichkeiten, nicht als eine Ideallösung zu be-

trachten, die allein und gleich mit vollen Effekten enden muss. Andererseits glaube ich jedoch, dass es ein sinnvoller Versuch ist. Diesen Aspekt können wir auch heute mit zur Diskussion stellen. Die Ergebnisse der erwähnten Pilotstudie sind sehr interessant und informativ, sie haben nämlich zwei Bereiche aufgezeigt: den postulativ-desiderativen und den Bereich der aktuellen Diagnose, die den gegenwärtigen Stand der Translationsdidaktik in den polnischen Germanistikinstituten betrifft. Die Informanten postulierten im Klartext neben einer polenweiten Diskussion zum Problem der Translationsdidaktik auch die Festlegung und Einführung der curricularen Standardisierung entsprechender Ausbildungsprogramme. Und in dieser Standardisierung sollte gerade der Referenzrahmen die zentrale Rolle spielen. Im Mittelpunkt stand also die folgende Frage: was sollte der Referenzrahmen enthalten? Erstens soll er die didaktisch definierten und vollständigen Kompetenzstufen im Bereich der auszubildenden Translationsarten umfassen, die im Rahmen eines germanistischen Programms je nach den kompetenzmäßigen personellen Institutsmöglichkeiten realisierbar sind. Es wurde weiter gefragt, welche Translationsarten in einem Germanistikstudium generell didaktisiert werden sollen? Welche Kompetenzen in welchen Translationsarten sollten herausgebildet werden? Was ist von den genannten Modifizierungen im Rahmen der germanistischen Programme prinzipiell realisierbar, obwohl es ganz konkrete Beschränkungen gibt, die von den ministerialen Standards auferlegt werden. Sie fungieren wie ein enges Korsett, das bestimmte Programmgrenzen setzt, obwohl es andererseits in den germanistischen Einrichtungen auch hinreichend kompetente Lehrkräfte gibt. Welche Kompetenzstufen sollte man weiter unterscheiden und auf welche Programmstufen verteilen, welche Fertigkeiten, welche Teilfertigkeiten sollte man wo ansiedeln? Diese Fragen sind auch im Sinne einer bestimmten und zu bestimmenden Programm- und Stoffprogression wichtig. Es wäre auch weiter zu überlegen, inwiefern die oben genannten ministerialen Standards und die vom Polnischen Justizministerium festgelegten Richtlinien, wo bestimmte Profile und Prüfungsanforderungen formuliert worden sind, in die didaktischen Translationsprogramme einzubinden sind? Man darf sie auf keinen Fall ignorieren. Diese Fragen charakterisieren eine ganz konkrete Realität, die man insbesondere dann zu spüren bekommt, wenn man sich als Absolvent einer polnischen Germanistik der staatlichen Prüfung stellt. Im Bereich der Diagnose kann man sonst noch Folgendes feststellen und zwar bedauerlicherweise die Dominanz der sogenannten einzeltextbezogenen Mikrostrategie in der translationsdidaktischen Realität. Ganz simpel dargestellt heißt es nämlich im Translationsunterricht: „heute nehmen wir vielleicht diesen Text, der ist interessant; ich glaube, er bietet was Schönes an, schöne Ausdrücke und interessante Themen. Und in der nächsten Woche nehmen wir vielleicht was anderes, je nachdem was uns da einfällt, was wir in die Hand bekommen“. Es wird also zu oft eine ausschließlich auf Einzeltext bezogene strategische Perspektive praktiziert, weil es offensichtlich an einer Didaktikkonzeption, an Makrostrategien infolge mangelnder Zielbewusstheit der translationsdidaktischen Belange fehlt. Man vernachlässigt dabei den Wissensfaktor, was andererseits bei fehlender Makrokonzeption nachvollziehbar

und verständlich ist. In Konsequenz wird die von Franciszek Grucza programmatisch geforderte kognitive Translationskompetenz neben der praktischen defizitär ausgebildet und eine jede Translationsdidaktik ohne konkretes Strategie-Profil ist generell durch Kontraproduktivität gekennzeichnet und in einer klaren Effektlosigkeit enden muss.

Einen noch anderweitig interessierenden Aspekt bildet die Verteilung der didaktisierten Translationsarten auf die Semesterwochenstunden. Auch in diesem Befragungsspektrum gibt es auseinander klaffende Differenzen. Dazu gesellt sich noch ein Manko an Evaluationskriterien, die die Ermittlung der Leistungsqualität ermöglichen. Die dargestellte kurze Diagnose soll als ein reeller Hintergrund für die Erörterung des zentralen Fragenkatalogs der Diskussion dienen. Es werden folgende richtungsweisende Schwerpunkte in der Diskussion abgearbeitet.

- A. Inwieweit lässt sich die Translationsdidaktik im Germanistikstudium bzw. im Studium der Angewandten Linguistik installieren? Nennen Sie die Möglichkeiten und Grenzen!
- B. Welche Translationsarten sind im Rahmen der geltenden Bildungsstandards didaktisch realisierbar – Übersetzen von: Gebrauchstexten, Fachtexten, literarischen Texten; Dolmetschen: Blatt-, Konsekutiv-, Simultandolmetschen?
- C. Auf welcher Studienstufe sollte man welche Translationsarten mit welchen Zeiträumen (Semesterwochenstunden) ansiedeln?
- D. Welche Realitätsbereiche/Aktivitätsbereiche sollten in den Übungs-Texten thematisiert und translationsstrategisch didaktisiert werden?
- E. Welche strategischen Modelle der Translationsdidaktik haben den größten applikativen Wert und für welche unterrichteten Translationsarten?
- F. Inwiefern lassen sich die Richtlinien bzw. Standards vom Polnischen Justizministerium translationsdidaktisch umsetzen? Möglichkeiten und Grenzen.
- G. Eventuelle Einbeziehung der Polnischen Norm vom Polnischen Normalisierungskomitee (publiziert am 28.09.2006).
- H. Ist das Problem der Zertifizierung eine universitätsinterne bzw. –externe Angelegenheit?

Prof. Dr. habil. Zofia Berdychowska

Ich möchte mich im Namen wohl aller hier in dem Podium Sitzenden bei Ihnen bedanken, dass sie am Sonntag Morgen hierher gekommen sind und mit uns diskutieren wollen. Ich habe zuerst den Entwurf der Umfrage von Professor Żmudzki gelesen, dann auch die Ergebnisse mit Interesse studiert. Ich habe diese Fragen auch als Informantin adressiert bekommen und mein erster Gedanke war: Ich würde diese Fragen und den Titel selber vielleicht etwas erweitern, denn einen Referenzrahmen braucht nicht nur die germanistische Translationsdidaktik, sondern die Translationsdidaktik schlechthin. Natürlich interessieren wir uns hier hauptsächlich für die Germanistik,

ohne Frage. Und der nächste Gedanke danach war: Eigentlich gibt es keine Grenzen und es gibt auch alle Voraussetzungen dafür, die Translationsdidaktik im Germanistikstudium oder – falls diese Alternative gegeben ist – im Studium der Angewandten Linguistik zu installieren, denn wo sonst, wenn nicht da. Diese Möglichkeiten sind aber natürlich recht differenziert. Es hängt auch damit zusammen, dass das Studium jetzt abgestuft ist. Wir haben nicht mehr ein durchgehendes Fünfjahrestudium, sondern ein Zwei-Stufen-Studium: drei plus zwei Jahre. Es ist gar nicht gesagt, dass diejenigen, die die erste Stufe irgendwo am Ort X machen, dann nicht zu uns in die zweite Stufe kommen und umgekehrt. Wir verfügen also nicht mehr über diese Kontinuität, die es beim einheitlichen Magisterstudium gegeben hatte. Es gibt einerseits keine Grenzen, aber andererseits gibt es Beschränkungen und diese Beschränkungen finde ich nach einigem Überlegen doch recht brauchbar, denn die Standards, die das Ministerium uns aufgezwungen hat, bilden auch einen bestimmten Rahmen. Wir müssen uns darauf beziehen, wie viele Stunden uns zur Verfügung stehen; dann müssen wir uns überlegen, welche Ziele in diesem Zeitrahmen erreichbar sind und uns solche erreichbaren Ziele setzen. Auf keinen Fall dürfen wir Miragen anbieten oder uns vormachen, als könnten wir in der uns so vorgegebenen Zeit einen fertigen Translator auf den Markt schicken. Es ist vielmehr ein Prozess, ein mühsames Werden und dieses Werden muss bestimmte Etappen durchlaufen. Aber ich glaube auch, diese Möglichkeiten und Grenzen hängen zum Schluss von zumindest drei Faktoren ab. Erstens: Wie wird die Translatork als Studienfach begriffen? Handelt es sich als Richtungsziel um eine Berufsausbildung mit entsprechender Befähigung, analog zum Lehrerstudium? Eine andere Möglichkeit ist, dass man das Fach Translatork als eine Vorstufe theoretisch-wissenschaftlicher Beschäftigung begreifen und mit einem praktischen Teil versehen kann. Es ist an und für sich das, was seit einiger Zeit im Germanistikstudium bzw. im Philologiestudium im Rahmen der Spezialisierung mit Schwerpunkt in der Theorie vielerorts gemacht wird. Ich betrachte diese Tendenz als nur einen ersten Schritt in Richtung auf eine sehr gezielte, nicht ausschließlich berufliche Ausbildung von Übersetzern bzw. Dolmetschern. Wenn die Angewandte Linguistik als ein autonomes Studienfach wie zum Beispiel jetzt in Lublin gegründet wird, wo Lehrer und Translatoren ausgebildet werden und wo mit einer sehr hohen Beteiligung der praktischen Sprachübungen am Curriculum gezielt darauf hin gearbeitet wird, so fasse ich das auf als eine neue Form des Philologiestudiums, in dem die Studierenden nicht nur philologisch, aber auch nicht nur beruflich ausgebildet werden. In diesem Studium gibt es eine philologische Grundlage mit zwei berufsorientierten Blocks, die entweder Lehrer oder Translatoren auf einer bestimmten Kompetenzstufe ausbilden. Ganz anders also als in den postgradualen Translationsstudiengängen, in welchen ausschließlich die Berufsausbildung angestrebt wird. Immerhin bleibt Bildung ein unverzichtbarer Bestandteil der Ausbildung zum Translator. Den zweiten Faktor bilden die curricularen Grobziele. Sie sind an das zu entwerfende Berufsbild gebunden, ich würde aber lieber sagen, an das Absolventenbild, denn ich möchte es nicht so sehr an den Beruf selber binden, sondern überhaupt an

die Kompetenzen des Absolventen. An eine bestimmte Stufe der Kompetenzen, denn am Ende eines Hochschulstudiums ist man weder als Lehrer noch als Translator eine fertige Gestalt, man muss sich weiter- und fortbilden. Im Zusammenhang auch mit der Auffassung des Studienfaches Translatork sowie damit, auf welcher Ausbildungsstufe man sie ansiedeln sollte, muss man die Grob- und die Feinziele festlegen und ganz genau ihre Praxisnähe bestimmen. Es erhebt sich also die Frage nach konkreten Ausbildungsprofilen. Für welchen Markt werden die Studierenden vorbereitet? Für den Binnenmarkt oder für den so genannten europäischen Markt? Handelt es sich um die Ausbildung zu vereidigten oder aber zu firmeninternen Übersetzern und Dolmetschern und auch - mit welchem Fachwissen und mit welchen Fachsprachenkenntnissen dann? Oder wollen wir Übersetzer und Dolmetscher für den Translationservice der EU ausbilden? Sollen unsere Studierenden Fremdsprachenassistenten oder europäisch anerkannte Master im Sinne eines europaweit anerkannten Masterabschlusses oder vielleicht Medienübersetzer und -dolmetscher werden? Trotz bestimmter translatorischer Basiskompetenzen, einer Art „translatorischen Propädeutikums“, sind die erwarteten sowie die zu erwerbenden Kompetenzen recht differenziert. Beschränkungen dagegen ergeben sich für mich nicht nur aus den ministerialen Standards, aus Gesetzen, Verordnungen und Normen, die in Polen verbindlich sind, aus den Normen, die durch den so genannten europäischen Masterstudiengang festgelegt werden, aus den Anforderungen, die der Übersetzer- und Dolmetscherservice der Europäischen Union formuliert, auch nicht zuletzt aus der verfügbaren Zeit, sondern vor allem aus der Eignung. Translation ist nicht Jedermannssache und ich glaube, das ist der Punkt, der uns wohl die größten Probleme bereitet. Wir nehmen nämlich heutzutage Studienbewerber auf, ohne sie zuerst überhaupt vors Gesicht zu bekommen. So wird aber nicht zum Beispiel zu einem Musikstudium aufgenommen oder zum Architekturstudium; dort muss man seine Eignung unter Beweis stellen. Genauso ist es m.E. mit bestimmten Begabungen und Voraussetzungen, die ein angehender Translator mitbringen muss. Im Rahmen der Aufnahme-prozedur sollte als ihr obligatorischer Teil ein Eignungsgespräch vorgesehen werden. Ich möchte nicht, dass unsere Studienbewerber eine Enttäuschung erleben, weil sie etwas anderes oder mehr erwarten, als wir tatsächlich anbieten und als sie selber in der knapp bemessenen Unterrichtszeit erbringen können.

Prof. Dr. habil. Zenon Weigt

Kurz zu dem magischen Wort „Möglichkeiten“ gleich im Anschluss an das eben Gesagte. Die Möglichkeiten können hier unterschiedlich verstanden werden und zwar: zuerst einmal als menschliches Potential, das im Unterrichtsprozess des Faches Translatork auf beiden Seiten vorgegeben ist, d.h. auf der Seite der Studierenden und des Lehrkörpers den Haben-Wert bildet. Das sind vor allem die sprachliche Kompetenz der Studierenden und ihre Vorbereitung auf die gesteckten Ziele sowie didaktisches Können und fachliches Wissen des Lehrkörpers in der Übermittlung der Translati-

onsfähigkeit – dazu etwas später. Zum Anderen zählt zu den Möglichkeiten auch die technische Ausrüstung, z.B. Dolmetschkabinen, die von der finanziellen Unterstützung der jeweiligen Hochschule abhängig ist, sowie vorhandene Unterrichtsmaterialien, Textsammlungen, Tonaufnahmen usw.

Den Referenzrahmen für die germanistische Translationsdidaktik veranschauliche ich am Beispiel des Translationsstudiums im Fachbereich Angewandte Sprachwissenschaft am Lehrstuhl für deutsche und angewandte Sprachwissenschaft der Universität in Łódź. Der Übersetzungsunterricht wird bei uns auf zweierlei Art in den didaktischen Prozess einbezogen. Einmal als Bestandteil der sog. praktischen Übungen zur deutschen Sprache (poln. PNJN) oder als zusätzlicher Unterricht „Übersetzen/Dolmetschen“ mit 330 Unterrichtsstunden¹ innerhalb von vier Semestern (7.-10. Semester) im Rahmen des o.e. Studiums. Die Ziele, die in diesem Unterricht gesetzt werden, sind den Studierenden von vorn herein bekannt (durch Informationstreffen, Anschläge, Info-Blätter u.a.). Es geht hier nicht um eine Ausbildung für den Übersetzer- bzw. Dolmetscherberuf; es geht um eine Möglichkeit für die Studierenden, eine zusätzliche, das eigentliche Germanistikstudium unterstützende und erweiternde Ausbildung zu bekommen, die mehr eine Vorbereitung für die weitere Beschäftigung auf dem Arbeitsmarkt als Übersetzer/Dolmetscher gemeint ist. Es ist doch eine bekannte Tatsache, dass der größte Teil der Studierenden nicht als Deutschlehrer tätig sein wird, sondern in die Industrie oder in den Kulturbereich geht. Unser Studium ist kein Übersetzer-/Dolmetscher-Studium sensu stricto². Die Aufnahme in das Studium erfolgt nach dem sechsten Semester des Germanistikstudiums in Form einer kleinen schriftlichen Prüfung und eines Gesprächs, in dem kurze Texte übersetzt/gedolmetscht werden.

Die Studierenden besitzen relativ gute Deutschkenntnisse und Vorkenntnisse in Übersetzungstheorie, sie verfügen über einen relativ umfangreichen allgemeinen Wortschatz, aber nicht über Fachwissen. Die Dozenten besitzen ein erworbenes begrenztes Fachwissen, Erfahrung im Übersetzen von Fachtexten und didaktische Vorbereitung für den Translationsunterricht. Die beigefügte Tabelle illustriert die Fächerzusammenstellung und den Stundenplan im Translationsstudium. Frau Prof. Berdychowska sprach über die eventuelle Rolle der kontrastiven Grammatik im Übersetzungsunterricht. Da die Studierenden dieses Fach im dritten Studienjahr des Germanistikstudiums bereits hatten, konzentriert sich hier der Unterricht auf die Textlinguistik für Übersetzer (30 Unterrichtsstunden im Semester) mit dem Schwerpunkt Fachtexte. Die Frage,

¹ Dazu gehören folgende Übungen (Tłumaczenia konsekwtywne – 90 US, Tłumaczenia symultaniczne – 30 US, Tłumaczenia tekstów specjalistycznych – 90 US), Übungen mit Werkstatt (Techniki notacji i narzędzia pracy tłumacza – 30 US, Tłumaczenia literackie – 30 US), Seminar (Lingwistyka tekstów dla tłumaczy – 30 US), sowie 30 US von Ergänzungsfächern (Jura, Ökonomie, Politologie).

² Als Abschluss dieses Unterrichts bekommen die Studenten eine Bescheinigung im Diplom mit genauer Angabe der Fächer und der Unterrichtsstundenzahl für weitere Zwecke.

welche Fächer im Studium vertreten sein sollten, steht weiterhin zur Diskussion. Zu beachten sind auch Übungen oder Workshops zur Übersetzung von Fachtexten plus 30 Semesterstunden Übersetzung von literarischen Texten. Die Wahl der literarischen Texte und der Fachtexte wird den Dozenten überlassen, da sie die sprachlichen Stärken und Schwächen der Studierenden am besten kennen. Da die Vielfalt von Fachtexten im Übersetzungsunterricht solche Gebiete umfasst wie Wirtschaft, Politik, Recht und Medizin und der Unterricht nicht in einem fachbezogenen Milieu stattfindet, sind die Studierenden verpflichtet, ständig Kontakt mit Fachleuten aufzunehmen, was dazu führen sollte, dass sie auch Vorlesungen und Seminare an Instituten anderer Fakultäten, z.B. Politologie, Internationale Beziehungen, Recht, Verwaltung, Finanz- und Bankwesen usw., besuchen und dort am fachbezogenen Diskurs teilnehmen. Dies betrifft auch Aktivitäten an Einrichtungen außerhalb der Universität, wie z.B. Gerichte, Notar- und Anwaltskanzleien sowie Maklerbüros und Fachrichtungen an der Medizinischen Universität in Łódź („Ergänzender Unterricht“ – 30 US/Sem.). Angestrebt werden Übersetzungsworkshops mit Berufsübersetzern, die an ausgewählten Fachtexten die Übersetzungstechniken und -strategien vorführen sowie die studentischen Übersetzungen beurteilen. Genauso wichtig ist die Ausbildung der Kolleginnen und Kollegen in der Translationsdidaktik und anpassungsfähige Curricula für das Fach Translatork, um sie im Rahmen des regulären Germanistikstudiums einzusetzen.

Dr. Rafał Szubert

Wenn ich an Möglichkeiten und an Grenzen in der Translationsdidaktik in Polen denke, so fällt mir zuerst ein, dass wir große Möglichkeiten haben. Aus meinen Beobachtungen geht hervor, dass wir über enorme Ressourcen verfügen, was die menschlichen Kräfte anbelangt. Wir haben hier im Studium viele Enthusiasten, junge Studenten, die daran interessiert sind, zu übersetzen, zu dolmetschen, und nicht nur zwischen den Sprachen, sondern auch zwischen den Kulturen zu vermitteln. Es geht nun nur darum, dieses Potential entsprechend zu kanalisieren. Kurz zur curricularen Standardisierung der Ausbildungsprogramme und zu ihrer lebensnahen Gestaltung. Aktuelle Medienberichte bezeugen, dass sich das Berufsbild der Übersetzer und der Dolmetscher infolge der Globalisierung verändert. Das stellt auch uns, die Lehrer, vor die Aufgabe, sowohl auf die Steigerung der philologischen Kompetenzen in der Ausbildung der Dolmetscher und Übersetzer als auch auf ihre marktorientierte Vorbereitung Gewicht zu legen. In einem Artikel in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ weist der Präsident des Bundesverbandes der Dolmetscher und Übersetzer (BDÜ) darauf hin, dass Übersetzen ebenso wie Dolmetschen in erster Linie eine Dienstleistung ist. Eine Feststellung, die zu denken gibt. Demnach hieße Übersetzen und Dolmetschen nicht mehr oder weniger als ‚dienen‘ und ‚leisten‘. Daher wird von Übersetzern und von Dolmetschern verlangt, dass sie sich den Erfordernissen des Kunden anpassen und gleichzeitig die Leistung „Übersetzen“ bestmöglich erbringen. Denn das ist praktisch

ihr Job (vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5. Juli 2007, „Frauen haben das letzte Wort“). Man kann nun die Frage aufwerfen, inwieweit Hochschulen und Universitäten in diesem Sinne flexibel sind, dass sie pragmatische Inhalte anbieten. Die Geschichte zeigt, dass diese pragmatische Herangehensweise nicht besonders beliebt war am Anfang der Translationsdidaktik in Deutschland, auch nicht in Polen. Dieser Faktor ist im didaktischen Prozess zu berücksichtigen. Nun noch ein Wort zur Bedeutung der Translation. Ich halte es für sinnvoll, den Begriff Translation inhaltlich abzudecken. Ich denke, dass davon, wie man den Begriff versteht, die Umsetzungsmöglichkeit abhängt, das heißt der Wirkungsgrad jeder didaktischen Planung und der Anschluss daran jeder Aktivität im Bereich der Übersetzungswissenschaft und Übersetzungsdidaktik. Translation als Oberbegriff für Dolmetschen und Übersetzen bedeutet die Übertragung einer Information aus einer Sprache in eine andere Sprache. In einem weiteren Sinne umfasst Translation jede Form von transkultureller Texttransformation einschließlich ihrer interkulturellen Ausprägungen. Dann fällt unter den Begriff Translation ebenso das Konferenzdolmetschen, das Gerichtsdolmetschen, das Übersetzen von Fachtexten, literarischen Texten, Urkunden, wie die Filmsynchronisation und das Unter- und Übertiteln. Ebenso zählt die Lokalisierung von Software dazu. Auch die Erstellung von Dokumentation für unterschiedliche Benutzergruppen. Im Kontext des didaktischen Prozesses ist natürlich die Frage relevant, ob wir über ausreichende zeitliche Ressourcen und über ausreichende Mitteln dafür verfügen, um diesem Spektrum von breitgefächerten Aufgaben gerecht zu werden. Das kann ja schwierig sein, aber das möchte ich nur kurz andeuten.

Dr. Artur Kubacki

Noch ein paar Bemerkungen dazu. Inwieweit lässt sich die Translationsdidaktik im Germanistikstudium bzw. im Studium der angewandten Linguistik installieren? Ich werde diese Frage aus einer anderen Perspektive beantworten, und zwar aus der rechtlichen Perspektive. Zum ersten habe ich alle ministeriellen Richtlinien betreffs der philologischen Ausbildung analysiert und leider keine Hinweise gefunden, die sich überhaupt auf die Bildung der Kandidaten zu einem Fachübersetzer oder zu einem Dolmetscher beziehen. Nach dem Bologna-Prozess mussten in Polen neue Standards für die philologische Ausbildung erarbeitet werden und das ist klar. Im BA-Studium wird die allgemeine translatorische Kompetenz entwickelt, die nur als Bestandteil des praktischen Sprachunterrichts fungieren soll. Leider gibt es keine Hinweise zur Ausbildung der translatorischen Kompetenzen im MA-Studium. In diesem Fall ist nur die Rede davon, dass die Fachsprache beherrscht werden soll. Wie das zu meistern ist, wird leider in der Verordnung verschwiegen. Zum zweiten gibt es auch in der Verordnung des Ministers für Nationalbildung über die Standards zur Ausbildung der Lehrer keine Richtlinien, wie die translatorische Kompetenz bei ihnen zu entwickeln ist. Unbestreitbar ist, dass auch die Deutschlehrer nach dem Studienabschluss von dieser Kompetenz nicht nur

in der Schule Gebrauch machen können. Aus dieser Rechtslage ist zu ersehen, dass die polnische Bildungsbehörde daran nicht interessiert ist, die Ausbildung der Übersetzer und Dolmetscher im Bildungssystem zu regeln.

Prof. Dr. habil. Burkhardt Schaefer

Meine Erfahrungen mit dem Thema „Dolmetscher- und Übersetzerausbildung“ verdanke ich Gastdozenturen an der Universidad Autónoma in Barcelona. In Barcelona gibt es neben der traditionellen Universität zwei weitere, die jeweils über eine eigene Übersetzungs- und Dolmetscherfakultät verfügen. Eine davon ist die erwähnte Universidad Autónoma. Eine traditionelle germanistische Abteilung bietet ohne Zweifel eine breit angelegte Bildung und Ausbildung, kann aber im Hinblick auf eine praxisorientierte Dolmetscher- und Übersetzerausbildung mit hierauf spezialisierten Abteilungen nicht erfolgreich konkurrieren. In Deutschland gibt es z.B. die Akademie in Germersheim, die Dolmetscher und Übersetzer ausbildet und einen guten Ruf hat. Wenn jemand eine solche praxisorientierte Ausbildung anstrebt, geht er nach Germersheim. Universitäten können im Rahmen der Germanistik, der Germanistischen Linguistik oder der Angewandten Sprachwissenschaft allenfalls theoretische Grundlagen des Übersetzens und Übersetzungsübungen anbieten. Das qualifiziert nicht für den Beruf eines Übersetzers, wohl aber für Tätigkeiten, in denen u.a. auch das Übersetzen von Texten bzw. das Verfassen von Texten in der Fremdsprache verlangt wird.

Prof. Dr. habil. Jerzy Żmudzki

So ich glaube, wir haben einige wichtige Punkte angesprochen und uns klar gemacht, dass eben bestimmte Möglichkeiten doch ganz offensichtlich bestehen und dass wir also den Mut nicht verlieren und einfach die ganze Sache nicht aufgeben sollen. Aber andererseits müssen wir uns weiter klar machen, dass wir im Rahmen dieser begrenzten Möglichkeiten natürlich doch ganz konkrete Effekte definieren müssen, bzw. vordefinieren und auf sie dann, auf die Praxis zusteuern. Anderenfalls wäre alles, könnte alles begrüßt werden, was überhaupt so passiert. Ein vorkommender undefinierter Zustand jedoch, gerechtfertigt durch begrenzte Möglichkeiten und praktiziert ohne richtige Grundlagen einer Translationsdidaktik ist, wie aus den Aussagen hervorgeht, in keinem Maße akzeptabel. Wir müssen uns daher individuell und generell realisierbare fundamentale Ziele definieren und sie zu einem Ziel-Profil als Endprofil definitiv integrieren. Und dies gilt gleichermaßen für die beiden Seiten, das heißt für die Didaktiker einerseits und für die Lerner, für die Studierenden andererseits, damit sie auch wissen, was auf sie zukommt und was sie im didaktischen sowie im autodidaktischen Prozess anstreben sollen. Denn es handelt sich in jedem Fall natürlich um eine Zusammenarbeit. Kurz pointiert können wir sagen, dass die Installation

der Translationsdidaktik in einem Germanistikstudium durchaus sinnvoll, machbar, obwohl natürlich begrenzt und nicht ohne Einschränkungen ist, worüber die jeweils lokalen Bedingungen größtenteils entscheiden. Die nächste Frage, die schon kurz angesprochen wurde, heißt, welche Translationsarten überhaupt zu installieren sind, welche sind realisierbar, welche sind in ein germanistisches Ausbildungsprogramm aufzunehmen? In dieser Hinsicht besteht eigentlich Einigkeit, weil sich die didaktisch-praktischen Erfahrungen unter einen Hut bringen lassen.

Prof. Dr. habil. Zofia Berdychowska

Soviel ich weiß, gibt es keine bislang zumindest vom Ministerium abgesegneten Standards für die Dolmetscher- und Übersetzerausbildung. Davon haben wir gerade gehört. Einige von uns können bestätigen, dass ein diesbezüglicher Antrag vorliegt. Es ist daher vorstellbar, dass in Kürze ein neues Programm in diesem Bereich doch zugelassen wird. Für mich bedeutet dies aber, wie ich schon vorher formuliert habe, ein Neubild, oder ein anderes Bild des Philologiestudiums, aber nicht eine Entsprechung dessen, was etwa in Germersheim gemacht wird oder auch, sagen wir, in Wien. Das bedeutet, dass es mehrere Lösungen gibt: den Schwerpunkt Translation als Spezialisierung im Rahmen der philologischen Ausbildung, die translatorische Ausbildung im autonomen Studienfach Angewandte Linguistik sowie ein einzig auf die Ausbildung von professionellen Dolmetschern und Übersetzern eingestelltes Translationsstudium. Ziele und demzufolge Curricula sind dann aber jeweils anders. Es hängt auch mit der Marktlage und mit den Traditionen des jeweiligen Landes zusammen, inwiefern und in welchem organisatorischen Rahmen, mit welcher Zielsetzung die translatorische Ausbildung durchsetzbar ist. Im Rahmen der allgemeinen Standards, die vom Ministerium festgelegt sind, beträgt das Minimum auf der ersten Stufe, also im Bachelorstudium, 2000 Stunden. Es ist auch nicht zu erwarten, dass eine Universität sich sehr viel mehr leisten kann. Meistens bleiben wir bei den Minima, obwohl es bis 2800 Stunden reichen kann. Aber es gibt nicht genug Geld. Wenn wir das dann auf die drei Studienjahre verteilen, dann sind es im Schnitt 22 Semesterwochenstunden. Nur – für eine professionelle translatorische Ausbildung ist das sehr, sehr wenig. Bedenken wir mal, dass noch das ganze theoretische und kulturelle Hintergrundwissen hinzu kommen muss, d.h. die Vielheit und Vielfalt von Kompetenzen und Fragestellungen, die sich zum Beispiel bereits bei der Textanalyse ergeben. Hierzu gehören nicht nur das linguistische und das pragma- sowie das textlinguistische Wissen, sondern auch das psycho- und das soziolinguistische Wissen, das Ausgangs- und das Zielkulturwissen, nur grob aufgezählt. Man muss noch das Gedächtnis trainieren, aber auch das Codeswitching als eine fundamentale Aufgabe betrachten und als Zielfertigkeit praktizieren, geschweige denn das Recherchieren, die Benutzung von lexikographischen und multimedialen Hilfsmitteln verschiedener Art etc. Der tatsächliche Bedarf an Unterrichtszeit deckt also mehr als jene 22 Stunden pro Woche ab, wenn wir das wirklich ernsthaft nehmen

wollen. Für mich sind die Methoden des Autotrainings besonders wichtig, denn die meiste Arbeit müssen die Studierenden zu Hause selber bewältigen. Wir haben in der vorgegebenen Unterrichtszeit nur die Chance, ihnen zu zeigen, wie das gemacht werden kann und sollte. Darüber hinaus ist noch die Rolle der kontrastiven Grammatik in diesem Rahmen zu bestimmen, weil ihr nicht wie bei der Lehrerausbildung das gleiche Gewicht zukommt. Man nimmt häufig an, die Regeln, die sich aus dem kontrastiven Vergleich ergeben, wären direkt auf das Übersetzen und Dolmetschen übertragbar. Aber hier werden noch andere Zuordnungsregeln wirksam, die sich nicht allein aus den festgestellten sprachsystemischen Asymmetrien ergeben, sondern hauptsächlich aus den Fragen der translatorischen Äquivalenz.

Prof. Dr. habil. Zenon Weigt

Nun schon wieder diese zwei magischen Wörter: Möglichkeiten und Grenzen. Möglichkeiten, also das heißt praktisch, dass wir innerhalb dieses Studiums auch die Möglichkeit geben, gerade die Vielfalt des Übersetzens von verschiedenen Textsorten zu zeigen. Aber das ist natürlich auch davon abhängig, welche Möglichkeiten wir überhaupt haben; unter Punkt a) der aufgelisteten Schwerpunkte steht Übersetzen von Gebrauchstexten, Fachtexten und literarischen Texten, unter Punkt b) steht Dolmetschen, u.a. auch Simultandolmetschen (vgl. Anm. 1). Ich glaube, dafür müsste man in der jeweiligen Einrichtung doch eine entsprechende technische Ausrüstung haben, damit diese Möglichkeit überhaupt in Frage kommt. Beim Simultandolmetschen sind das natürlich wieder die Kabinen, und das ist eine Frage der Finanzen. Das ist, wenn es um das Simultandolmetschen geht, die erste Grenze.

Die weiteren Fragen, wie das notwendige Fachwissen, haben wir bei uns auf folgende Weise gelöst (vgl. Anm. 1): Wir haben Ergänzungsfächer ('zajęcia uzupełniające') Wir schicken unsere Studenten an die verschiedenen polnischen Institutionen, damit sie sich dort vor allem erst einmal mit dem polnischen Fachwortschatz bekannt machen. Das bedeutet, dass die Studierenden in einem Gericht oder Notariat den jeweiligen Fachwortschatz in der polnischen Sprache erlernen und die Grundlagen des jeweiligen Fachwissens kennen lernen. Darüber hinaus können sie auch verschiedene Vorlesungen besuchen, zum Beispiel an der Rechtsfakultät, an der ökonomischen Fakultät oder auch an anderen, die sie sich aussuchen. Es wird auch dort das Hintergrundwissen vermittelt, das sie bei der Übersetzung von Fachtexten einerseits nutzen und andererseits erweitern können. Aber die zweite, wichtigere Frage ist, inwieweit wir als Dozenten-Philologen an der Uni, imstande sind, das Fachwissen zu vermitteln. Das wäre natürlich die zweite Grenze. Und noch die dritte Grenze – die entsprechende Ausbildung der Lehrkräfte, um das Fach Translatork zu unterrichten. Es ist die wichtigste Aufgabe für die nächste Zeit – die Translationsdidaktik. Diesem Thema sollte eine internationale Konferenz gewidmet werden, um eine Diskussionsplattform zu schaffen und einen Erfahrungsaustausch zu ermöglichen.

Dr. Artur Kubacki

Die zweite Frage kann wiederum aufgrund der bestimmten rechtlichen Richtlinien beantwortet werden. Welche Translationsarten didaktisch zu realisieren sind, resultiert eigentlich zum Teil aus der Verordnung des Justizministers über die Durchführung der Prüfung zu einem vereidigten Übersetzer und Dolmetscher. Es gibt ministerielle Grundsätze des Zertifizierungsverfahrens für staatlich vereidigte Übersetzer und Dolmetscher. Das Bewertungsverfahren beinhaltet eine schriftliche und eine mündliche Prüfung vor dem Staatlichen Prüfungsausschuss. Die Prüfung besteht aus 2 Teilen. Zuerst wird schriftlich geprüft. Es werden vier Texte zum Übersetzen angeboten, zwei müssen ins Deutsche und zwei ins Polnische übertragen werden. Das sind gerichtliche bzw. amtliche Schriftstücke und juristische Texte. Die Länge eines Fachtextes beträgt 1800 bis 2000 Zeichen. Ermittelt wird diese Anzahl nach folgender Formel: $2 \times 120 \text{ Min.} \times 3 \text{ Autosemantika}$ (ohne Artikel, Präpositionen, Konjunktionen). Als Hilfsmittel sind nur alle mono- und bilingualen Wörterbücher gestattet, die vom Kandidaten zur Prüfung mitgebracht werden. Im mündlichen Teil gibt es vier Texte zum Dolmetschen. Geprüft werden das Konsekutiv- und Blattdolmetschen. Zwei Texte sind konsekutiv ins Deutsche und zwei vom Blatt ins Polnische zu dolmetschen. Die Thematik gleicht dem schriftlichen Prüfungsteil. Es sind gerichtliche, amtliche und juristische Texte. Eine Seite beträgt in diesem Fall 1125 Zeichen. Das Bestehen des schriftlichen Prüfungsteils ist Voraussetzung für die Zulassung zum mündlichen Prüfungsteil. Die konsekutiv zu dolmetschenden Texte werden vom Prüfer vorgelesen. Der mündliche Prüfungsteil wird auf CD aufgezeichnet. Im schriftlichen und mündlichen Prüfungsteil werden alle 4 Texte einzeln bewertet. Das Gesamtergebnis setzt sich wie folgt zusammen: bis zu 10 Punkte für die inhaltliche Übereinstimmung des Translats mit dem Original, bis zu 15 Punkte für die Terminologie und Phraseologie der jeweiligen Fachsprache, bis zu 10 Punkte für die grammatikalische, orthographische und lexikalische Korrektheit in Bezug auf die nicht fachliche Lexik, bis zu 10 Punkte für die Anwendung des Registers (des funktionalen Stils) der Sprache, die der jeweiligen Textsorte entspricht, bis zu 5 Punkte für die Anwendung formaler Grundsätze zur Anfertigung von beglaubigten Übersetzungen im Falle des schriftlichen Prüfungsteils, und für phonetische und Intonationsrichtigkeit, Diktion und Flüssigkeit im Falle des mündlichen Prüfungsteils. Die Höchstpunktzahl beträgt für jeden Prüfungsteil 200 Punkte. Die Prüfung gilt als bestanden, wenn man jeweils mindestens 150 Punkte (75%) erreicht hat. Somit wird angestrebt festzustellen, ob die Qualität der vom Prüfling angefertigten Übersetzung unter translatorischen und formalen Aspekten gesehen den Anforderungen entspricht, die an beglaubigte und Gerichtsübersetzungen gestellt werden. Dementsprechend ist festzustellen, ob der Kandidat zum staatlich vereidigten Übersetzer positiv bewertet werden kann. Eine positive Bewertung des Kandidaten hat zur Folge, dass er berechtigt wird, sich in die vom Justizminister geführte Liste der vereidigten Übersetzer eintragen zu lassen. Diese rechtlich bestimmten Bewertungskriterien definieren das Ziel der Ausbildung künftiger Fachübersetzer (vereidigter Übersetzer) klar: Sie müssen am Ende ihrer Ausbildung

befähigt sein, im Rahmen der internationalen und interkulturellen Kommunikation Sachverhalte in der jeweiligen Zielsprache funktionsgerecht darzustellen.

Prof. Dr. habil. Burkhard Schaefer

Wir sollten offensiv argumentieren: Diejenigen, die Germanistik studieren, sind nach erfolgreich absolviertem Studium Germanisten bzw. Germanistinnen. Sie beherrschen dann, wenn Sie Germanistik extra muros studiert haben, nicht nur die deutsche Sprache in Rede und Schrift, sondern besitzen darüber hinaus zahlreiche weitere Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten. Sie haben auch gelernt zu übersetzen. Jemand, der eine Dolmetscher- und Übersetzerschule besucht hat, kann nur dolmetschen und übersetzen. Als Germanisten haben wir weitaus mehr Kompetenzen. Wichtig erscheint mir, in der Konzeption des Studiums der Germanistik Schwerpunkte zu bilden. Einen Schwerpunkt in der Germanistik extra muros könnte das Übersetzen bilden. Die Ausbildung im Bereich Dolmetschen sollte man Einrichtungen überlassen, die hierauf spezialisiert sind. Wollte man Dolmetschen als Studienziel anbieten, müsste man nicht nur über entsprechend ausgebildete Lehrkräfte, sondern auch über die hierfür notwendige technische Einrichtung verfügen, z.B. über Hörsäle mit Kabinen. So etwas ist an der Übersetzer- und Dolmetscherfakultät der Universidad Autónoma in Barcelona natürlich vorhanden. Stets wird von Studierenden dort gedolmetscht. Und einige Studenten und Lehrer haben Kopfhörer und überprüfen, was übersetzt wird. Ansonsten bin ich aber immer der Meinung, wir sollen nicht zurückschrecken und zu bescheiden sein, was die technische Einrichtung betrifft. Die Leute haben sich viel zu sehr daran gewöhnt, dass wir als Philologen immer nur Bleistift und Papier brauchen. Wir brauchen seit langem auch Computer, und wenn, was inzwischen an 70 deutschen Hochschulen der Fall ist, einen Medienstudiengang einrichtet, die sehr häufig bei den Philologen angesiedelt sind, dann erfährt man, wie viel Geld für die technische Einrichtung benötigt wird; und die muss etwa alle drei bis fünf Jahre erneuert werden. Ein Schwerpunkt Übersetzen ist zum Glück billiger, aber auch nicht umsonst zu haben, weil man nicht nur Computer, sondern auch elektronische Wörterbücher, Datenbanken, Übersetzungsprogramme benötigt. Wie gesagt, wir sollten offensiv argumentieren und praxisrelevante Schwerpunkte einrichten bzw. die vorhandenen ausbauen.

Dr. Richard Rothenhagen

Wenn ich mir überlege, dass also vier Semester zur Verfügung stehen, dann, finde ich, ist eine Diskussion über Kabinendolmetschen oder über Fachsprache völlig müßig. Denn das kann man in vier Semestern in keiner Weise erreichen. Wenn ich außerdem noch darüber nachdenke, dass diese Studenten das eigentlich nur nebenbei machen sollen, dann sollen sie ja auch so Germanistikstudium abschließen. Wenn ich das rich-

tig verstanden habe, ist das so. Dann, wie gesagt, sind das die höchsten Ziele, die man sich überhaupt im Dolmetscherstudium beziehungsweise im Übersetzerstudium stellen kann, Fachsprachen und also Kabinendolmetschen, nicht wahr? Da kann ich gerade an ein gutes bilaterales Dolmetschen am Ende dieser vier Semester oder vielleicht noch an ein kleines konsekutives Dolmetschen denken. Denn wir dürfen ja nicht vergessen, die sprachliche Ausbildung für Dolmetscher und Übersetzer sieht anders aus, als das, was wir hier in der Germanistik eigentlich machen. Das geht schon mit dem ganz normalen Sprachunterricht los. Beim Dolmetschen und Übersetzen muss das so sein, wenn es im Polnischen so ist, ist es im Deutschen so, und das muss immer hin und her, und immer hin und her. Jetzt ist die Sprache als Bildung heutzutage bisschen anders. Wir arbeiten nicht mehr nach der Übersetzungsmethode, wir palavern so ein bisschen dahin und sind froh, wenn die Studenten kommunikativ sind. Das hat aber mit dem Dolmetschen und Übersetzen überhaupt nicht zu tun. Wenn man sich wirklich dies für vier Semester vornehmen kann und das hängt sicher wohl aber auch, wenn ich richtig also informiert bin, damit zusammen, dass es eben in Polen keine Dolmetscher- und Übersetzerausbildung an einer bestimmten, von der Germanistik getrennten Einrichtung gibt. Wenn man germanistisch ausgebildet ist und außerdem Dolmetscher und Übersetzer ist, das ist sehr gut, das ist viel besser als nur Dolmetscher und Übersetzer. Aber es ist natürlich so, wenn ich solche begrenzten Möglichkeiten habe, kann ich mir nicht die Endziele des Dolmetschens und Übersetzens stellen. Ich glaube also, man muss da ein bisschen die Latte so setzen, dass man das auch schaffen kann, denn das können sowieso nur die Besten sein, die dieses Studium machen und die soll man doch nicht kaputt machen. Wir sollen sie doch motivieren und ihnen nicht zu viel zumuten. Ich kann sie auf diese großen Ziele nur vorbereiten und wenn ich diese Vorbereitung gut mache, dann ist das also gut und sinnvoll. Fachsprache sollte man, glaube ich, im Dolmetschen und Übersetzen überhaupt nicht machen. Man soll sie ihnen nur beibringen, wie sie sich darin einarbeiten können. Und es gibt zudem noch so viele Fachrichtungen, die man gar nicht didaktisieren kann. Dazu gesellt sich noch das Problem der Auswahl und ihrer Begründung.

Prof. Dr. habil. Jerzy Żmudzki

Ihr Diskussionsbeitrag hat sich ziemlich pessimistisch angehört, muss ich sagen. Trotzdem sollte man es nicht so pessimistisch anschauen, denn es gibt einerseits viele Möglichkeiten, andererseits dagegen bereits vorliegende Tatsachen und Erfahrungen, die das Gegenteil klar bestätigen. Ich meine, das, was Sie als eine sehr abgetrennte Konstellation formuliert haben, als Nebenfach oder als Etwas, was draußen zu installieren wäre, finde ich höchst unglücklich. Müßig wäre also, wenn man so was nur akzessorisch zum Germanistikstudium betreiben wollte. Ich glaube, wenn man also die Translationsdidaktik in das germanistische Ausbildungsprogramm sinnvoll einbaut und mit anderen Fächern obligatorisch koppelt, mit dem sprachpraktischen Unterricht vor allem, da könnte man also nicht nur zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, sondern auch

Vieles mehr erreichen. Und zwar eben indem man horizontal und vertikal bestimmte Fächer miteinander koppelt, da können bestimmte Texte, auch Fachtexte, ganz schön als sprachlicher Stoff in verschiedenen Unterrichtsstunden thematisch zirkulieren und entsprechend didaktisiert werden. Und es ist sogar im Rahmen der ersten Stufe, also der Bachelor-Stufe machbar, wo man problemlos Übersetzen von Fachtexten lehren, unterrichten kann. Dazu gibt es ganz konkrete Ergebnisse und Beispiele aus dem Bereich der polnischen Germanistik. Dies kann natürlich nur unter einer Bedingung durchgezogen werden, und zwar integriert mit anderen praktischen und theoretischen Fächern, weil die auszubildenden Kompetenzen sehr komplexer Natur sind.

Prof. Dr. habil. Eugeniusz Tomiczek

Erlauben Sie mir ein Wort Kommentar zur Ansiedelung der Translation im germanistischen Ausbildungsprogramm. Im Institut für Germanische Philologie in Wrocław war Marian Szyrocki Anfang der siebziger Jahre auf die Idee gekommen, doch im Rahmen der praktischen Übungen wenigstens zwei Stunden wöchentlich eine Art Translationsübungen einzuführen. Dafür hatten wir einen begabten Assistenten gewählt, der ein spezielles Programm dafür entwickelt hat. Die Übersetzungsübungen waren obligatorisch, jedoch bestand eine gewisse Toleranz. Denn nicht alle Studenten waren fähig, das mitzumachen. Zuerst gab es ganz einfache Reden oder Ansprachen als Übersetzungsmaterial. Der Schwierigkeitsgrad der zu übersetzenden Texte stieg kontinuierlich mit jeder Aufgabe. Die zu übersetzenden Texte behandelten Problematik, in die jeder Germanist, jeder unserer Absolventen versetzt werden kann. Ich wohne seit einigen Jahren auf dem Lande und da bin ich der einzige Professor, der einzige Germanist dazu, der dort wohnt. Und die Gemeinde unterhält rege Kontakte zu einer Gemeinde in Niedersachsen. Ab und zu kommt eine Delegation zu Besuch und dann benötigt man einen Dolmetscher oder einen Übersetzer, der Kontakte anknüpfen hilft bzw. Reden und Gespräche dolmetscht. In der Gemeinde leben auch einige Deutschlehrer. Es beängstigt sie aber, im Öffentlichen übersetzen oder dolmetschen zu müssen. Einmal sprach mich der Bürgermeister in dieser Hinsicht und äußerte dabei die Meinung, als Germanist kann man sicherlich gut übersetzen und dolmetschen. Das illustriert eine weit verbreitete Meinung, die aber falsch ist. Deswegen müssten unsere Absolventen so ausgebildet werden, dass sie imstande sind, sich auch in der Situation einer Übersetzung bzw. Verdolmetschung als Germanist, als Linguist richtig zu verhalten. Die Ausbildung in anderen Fächern benötigt zusätzliche Studien. Wir machen das im Rahmen des postgradualen Studiums. Da kommen nicht nur Germanisten, aber auch Vertreter anderer Fächer, die ihre sprachlichen Qualifikationen entwickeln wollen. Das Studium dauert 2 Semester und es erfreut sich immer großer Popularität. Vor ein paar Jahren hatten wir auch ein Studium für Deutschlehrer errichtet. Da kamen auch viele, aber die wollten eigentlich nur einen Nachweis, dass sie das Studium absolviert haben, um befördert zu werden. Diejenigen aber, die zu dem Translationsstudium kommen, sind tatsächlich Kandidaten, die gut motiviert sind.

Prof. Dr. habil. Jerzy Żmudzki

Bevor wir diese Frage abschließen, möchte ich auch noch kurz sagen, wie meine Erfahrungen in diesem Fall sind. Diese Konzeption einer germanistisch profilierten Translationsdidaktik lässt sich in der ersten Studien-Stufe ganz gut unterbringen, das heißt Übersetzen und Konsekutivdolmetschen hat man in meinem Institut bis zum dritten Studienjahr verteilt auf alle sechs Semester durchgeführt. Diese Verteilung ist eben eine wichtige Voraussetzung. Und es ist andererseits Nichts zu viel, was für die translatorische Ausbildung gemacht werden kann. Dagegen solche Translationsarten wie Simultandolmetschen sollte man gegen jegliche Illusionen erst auf die Magisterstufe verschieben und seine didaktische Realisierbarkeit in den direkten Zusammenhang von Befähigung der Studenten und entsprechender Qualifikation der Lehrkräfte stellen. In den Wortmeldungen haben Sie auch etwas anderes angesprochen, und zwar eben das Problem der Texte, denn ohne Text geht das alles überhaupt nicht. Einen Anhaltspunkt für die Didaktisierung der Texte, insbesondere der Fachtexte bietet der Faktor Frequenz bestimmter Textsorten in der öffentlichen Kommunikation zum Beispiel. In Frage kommen natürlich dabei ganz konkrete Institutionen und speziell die Kommunikation in diesen Institutionen mit ganz konkreten Texten. Den zweiten Faktor bilden die vom Polnischen Justizministerium festgelegten Richtlinien für den Beruf Übersetzer und Dolmetscher. Sie können als wichtige didaktische Orientierungen fungieren und uns zugleich ermöglichen, dass wir dadurch im Rahmen der so oder so betriebenen Translationsdidaktik in einem Germanistikstudium eine gewisse und notwendige Berufswie Realitätsnähe aber v.a. ihre Glaubwürdigkeit und Authentizität erreichen. Erst dann sind wir in der Lage, unsere Studenten auf die Staatliche Prüfung vorzubereiten, da wir selbst als Institution kein Recht auf Zertifizierung in diesem Bereich haben.

Prof. Dr. habil. Zofia Berdychowska

Noch zum Punkt Studienstufe, Translationsart, Zeitraum, womit ja auch die Textauswahl zusammenhängt. Ich glaube, wir müssen nicht alles von Anfang an absolut neu machen. Es gibt Curricula alter renommierter Übersetzer- und Dolmetscherstudiengänge. Ich habe meine Erfahrung mit diesen Curricula Mitte der 1990er Jahre gemacht und verfolge auch weiter, wie sie auf die Bedürfnisse des Marktes und auf die Ergebnisse der Forschung reagieren. Es war zu dem Zeitpunkt, als das postgraduale Übersetzer- und Dolmetscherstudium an der Philologischen Fakultät in Krakau gegründet wurde. Auf dieser Basis entwickelte sich dann der UNESCO-Lehrstuhl für Translationsstudien und Interkulturelle Kommunikation. Warum sollten wir nicht die Erfahrungen der anderen als Hinweis beachten und sie kritisch auf unsere Verhältnisse anwenden, aber auch eigene Marktforschung in diesem Bereich betreiben? Wen braucht man? Fachtextübersetzer sind gefragt, aber die Nachfrage gestaltet sich in jedem Fachbereich etwas anders und die einzelnen Fachtextsorten kommen als

Übersetzungsauftrag in den einzelnen Fachbereichen mit unterschiedlicher Häufigkeit vor. Solange die Marktrelevanz und daher auch die didaktische Relevanz der Realitätsbereiche und Fachtextsorten durch die Marktforschung nicht abgesichert sind, bewegen wir uns im Bereich der Annahmen. Die Marktforschung ist an und für sich etwas, was die gesamte Germanistik, die sich für die Translationsdidaktik unabhängig vom präferierten Ausbildungsmodell interessiert, als ein gemeinsames Projekt starten könnte. Zu den Texten: Es gibt solche, die speziell auf der Anfangsstufe gemacht werden, weil sie als Übersetzungsauftrag häufiger vorkommen. Die Textsortenauswahl für den Unterricht orientiert sich zugleich am Ausbildungsmodell und dem Profil der Ausbildung. Hauptsache ist, dass wir Originaltexte aus Originalaufträgen beziehen. Deshalb ist es von Vorteil, wenn der praktische Kern der Translationsdidaktik von praktizierenden Dolmetschern und Übersetzern übernommen wird. Das ist nicht so einfach, denn in der Zeit, die man für die Ausbildung von jungen Kollegen braucht, kann ein praktizierender Übersetzer oder Dolmetscher manchmal das Mehrfache verdienen. Das muss ganz klar gesagt werden. Es müssen also wirklich engagierte Kollegen sein, für die es wichtig ist, ihr Wissen und Können weiter zu geben. Außerdem brauchen wir Daten aus regelmäßiger Kontrolle, wie der Erwerb der einzelnen Kompetenzen fortschreitet. Diagnosen, Zwischenprüfungen sind nicht für uns, sondern für die Studierenden von Bedeutung, damit sie erfahren, wie weit sie in der Entwicklung der einzelnen Kompetenzen sind. Wir haben solche Probleme noch nicht angedeutet wie z.B. Voicetraining. Viele Bewerber kommen zum Dolmetschstudium mit Problemen, die in erster Linie ein Logopäde zu lösen hat.

Prof. Dr. habil. Zenon Weigt

Das zusätzliche Studium ist kein Muss, es ist eine freiwillige Wahl. Es führt zu einer Kompetenz mehr, mit der man einen Germanisten ausrüsten kann; denn es stellt sich die Frage, welchen praktischen Wert ein Philologe auf dem polnischen Arbeitsmarkt hat – er hat zwar eine umfangreiche Ausbildung in Sprache, Literatur und Landeskunde, aber keinen festen Beruf. Nur die Studierenden, die eine pädagogische (nota bene auch zusätzliche) Ausbildung haben, können als Deutschlehrer arbeiten. Mit den Arbeitsplätzen für Deutschlehrer wird es immer knapper, und deswegen bieten wir den Studierenden noch eine zusätzliche Möglichkeit an, sich auf dem Arbeitsmarkt anders zu profilieren.

Zu der Stimmbildung nur ganz kurz. An meiner Einrichtung gehört die Stimmbildung zum Standard-Programm des Germanistikstudiums. Der Unterricht wird von einem Spezialisten aus einem der Lodzer Theater gegeben, und die Studierenden besuchen diesen Unterricht gern.

Was die Texte betrifft, so gibt es kein Rezept, welche Texte in den Translationsunterricht einbezogen werden sollten. Wir haben ein kleines Textkorpus von typischen Fachtexten

aus den in der Tabelle genannten Fachdisziplinen, aber die Textauswahl überlassen wir gern den Dozenten und ihrem didaktischen Gespür. Darüber hinaus verweise ich hier auf vorhandene Textsammlungen zum Übersetzungsunterricht von unseren Kollegen Dr. Artur Kubacki und Prof. Jan Iluk sowie von Dr. Tomasz Gliwiński und mir. Es muss übrigens auch gesagt werden, dass sich diese Texte von den wirklichen Texten unterscheiden, mit denen ein Berufsübersetzer in seiner Übersetzungspraxis arbeitet.

Die Integration der Fachübersetzung in die universitäre Philologenausbildung schafft eine natürliche Verbindung zwischen Sprach- und Fachwissen, die man während des Studiums erwirbt und im künftigen Berufsleben nutzen kann. Diese Ausbildung ist gleichzeitig eine Alternative bei der Wahl zwischen dem Lehrer- und Übersetzerberuf, die durch die Anforderungen des heutigen Arbeitsmarktes bedingt ist.

Dr. Rafał Szubert

Mit einer ganz kleinen Anmerkung zu den bisherigen Wortmeldungen. Es ist sicherlich keine einfache Aufgabe, zwei anscheinend widersprüchliche Tatbestände in Einklang zu bringen. Denn einerseits begegnen wir der traditionellen Einstellung der Universitäten und andererseits einer Tendenz, die wir heute Kundenorientierung nennen. In diesem Zusammenhang möchte ich einen Gedanken von Wolfram Wilss aus seinem 1999 in Saarbrücken herausgegebenen Buch „Übersetzen und Dolmetschen im 20. Jahrhundert“ kurz zitieren. Zwar entstammt dieser Gedanke dem Kontext der Translationswissenschaft in Deutschland, aber ich meine, es gilt auch für Polen heute. Wilss schreibt auf Seite 164 Folgendes: „Die Einstellung der Universitäten zu ihren Sprachmittlungs-instituten war – jedenfalls in Deutschland – nie ohne Vorbehalte. Sie war bestimmt durch die traditionellen Vorurteile gegenüber der Nutzbarmachung akademischer Tätigkeit für praktische Zwecke“. Mit der heute schon erwähnten kundenorientierten Ausrichtung korrespondiert ein Kommentar von Johann Ankreuz, dem Präsidenten des Bundesverbandes der Dolmetscher und der Übersetzer, den er zu den Textsorten gibt, die von den gegenwärtigen Übersetzern übertragen werden: „Der Arbeitsbereich des Übersetzers erstreckt sich von Urkunden über Fachtexte bis hin zu schöngeistiger Literatur“ (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5. Juli 2007, „Frauen haben das letzte Wort“). Das ist eine breite Palette von Textsorten. Ob man den Studenten auch einen Vorgeschmack von ihrer künftigen Beschäftigung hier anbieten will, hängt davon ab, was wir eigentlich wollen und welche Ziele wir zu verfolgen haben.

Dr. Artur Kubacki

Ganz kurz. Ich stimme völlig mit Frau Prof. Berdychowska überein, dass wir bestimmte Curricula übernehmen können. Das bezieht sich ebenfalls auf die Ausbildung der Fachübersetzer in Polen. In der EU sind mehrere Programme entstanden, z.B. Vorschläge

zur Ausbildung von Fachübersetzern im Memorandum des Bundesverbandes der Dolmetscher und Übersetzer (BDÜ) aus dem Jahre 1986, Socrates-Erasmus-Programm, EU-Grotius 98/GR/131 und Grotius 2001/GRP/015. In Polen gilt dagegen die Polnische Norm PN-EN 15038 – Usługi tłumaczeniowe. Wymagania dotyczące świadczenia usług. (‘Übersetzungsdienstleistungen. Anforderungen an die Leistungserbringung’) aus dem Jahre 2006.

Prof. Dr. habil. Burkhard Schaefer

Ich habe ein schlechtes Gewissen wegen meiner erneuten Einmischung und bitte deshalb um Entschuldigung. Aber das Thema erregt mich, deshalb seien Sie bitte nachsichtig. Genau was Sie sagen, das müssen Sie machen, das können Sie auch. Ich komme von der Universität Siegen. In Siegen machen wir alle zwei bis drei Jahre eine Erhebung unter den Arbeitgebern nach dem in ihren Betrieben vorhandenen Fremdsprachenbedarf. Das können Sie mit Studenten machen. Wir haben zu diesem Zweck einen Fragebogen ausgearbeitet und bekommen auf diese Weise hinreichende Auskünfte für unsere Planungen. Wir bieten nämlich in Siegener Betrieben branchenspezifische Fremdsprachenkurse in Englisch, Französisch und Spanisch an. Das also ist das eine, was man tun kann. Zweitens: Hilfe bei Publikationen. Es gibt an polnischen Universitäten viele Leute, die wunderbar Deutsch können. Ich habe vor kurzem von dem geschätzten Kollegen Dr. Szubert ein kleines Bändchen bekommen, „Postkarten aus dem alten Breslau“. Ich nehme an, der polnische Text ist völlig korrekt, es gibt eine vorzügliche Englischübersetzung und eine miserable deutsche. Das muss nicht sein. Das Überarbeiten von Übersetzungen aus dem Spanischen ins Deutsche war ein Thema meiner Lehre in Barcelona. Ich habe also deutsche Texte, die in Museen für deutsche Besucher ausliegen, gesammelt als Material für meine Kurse. Die deutschen Texte waren in grammatischer, lexikalischer und orthographischer Hinsicht hochgradig fehlerhaft. Nach der Korrektur haben wir die korrigierten Blätter ins Museum zurückgebracht. So hatten von dieser Übung sowohl die Studierenden als auch die Museen einen Nutzen.

Ich habe gerade der unweit von Wrocław gelegenen Stadt Strzegom einen Besuch abgestattet. Dort hat man mir im Rathaus eine Broschüre geschenkt, in der die Stadt vorgestellt wird, und mit der auch deutsche Unternehmen gewonnen werden sollen, in Strzegom zu investieren. Das in dieser Broschüre präsentierte Deutsch ist furchtbar. Es wäre für einen Kurs an dieser Universität eine ebenso praktische wie verdienstvolle Aufgabe, die offiziellen Broschüren der Stadt Strzegom sprachlich zu überarbeiten. Es gibt also für Übersetzungskurse Felder, auf denen nützliche Arbeit geleistet werden kann und sollte: Werbebroschüren, Veranstaltungskalender, Stadt- und Museumsführer usw. kleinerer Städte, d.h. solcher, die sich keine professionellen Übersetzer leisten können.

Dr. Lech Zieliński

Das, worauf Professor Schaefer hingewiesen hat, bedeutet nur, dass Übersetzungen sehr oft von solchen Menschen „geleistet“ werden, die sich in diesem Bereich entweder kaum auskennen oder eben keine Möglichkeiten haben, die nötigen Kompetenzen zu erwerben. Es ist im Allgemeinen bedauerndswert, dass in Polen, einem relativ großen europäischen Staat, Translatologie als Studienfach nicht studiert werden kann. Unsere heutige Diskussion zeigt in aller Deutlichkeit, dass wir uns in erster Linie überlegen, ob und wie sie im Bereich der Germanistik, also eines anderen Studienfaches verankert werden kann. Die Studenten können heute in Polen gewisse Kompetenzen aus der Translatologie auch im Rahmen der angewandten Linguistik erwerben. Dies bedeutet also, dass wir in Polen immer noch nicht über die in den 1970er Jahren in Deutschland entwickelte theoretische Konzeption (Übersetzungswissenschaft, Leipziger Schule), die Übersetzungswissenschaft als Teil der angewandten Linguistik betrachtete, hinausgegangen sind. Ich will mit meiner Aussage lediglich auf den gegenwärtigen Zustand verweisen, ohne dabei den Ursachen nachzugehen, denn da müsste man ausführlich auf Polens Hochschulsystem zu sprechen kommen.

Wenn das in den anderen Staaten möglich ist, müsste es auch einmal in Polen möglich sein. Und ein anderes Problem, das heute angesprochen wurde, ist die Frage, wie man Philologie als Studienfach attraktiver gestalten kann, was heutzutage notwendig erscheint. Translatologie wird hierbei als eine der möglichen Alternativen diskutiert. Ich denke, dass die Studenten nicht daran glauben sollen, dass die im Rahmen der neuphilologischen Studien erworbenen translatologischen Kompetenzen ausreichen, um nachher sofort als Dolmetscher oder Übersetzer zu arbeiten, sondern dass sie damit einen kleinen Einblick in diese Arbeit bekommen, der nach dem Studium vertieft werden muss. Daher ist es meines Erachtens nicht nötig, sich auf bestimmte Fachtexte zu konzentrieren. Die Studenten sollen lernen, wie sie bestimmte Lösungen finden, also welche Wege sie gehen sollen, um dann am Ende auch einfache Texte übersetzen zu können, denn Probleme gibt es auch in den einfachen Texten. Es ist also nicht nötig, polenweit zu standardisieren, auf welche Texte das Hauptaugenmerk zu legen ist. Und deswegen müssen wir uns auch nicht unbedingt nach dem Kriterium des Ministeriums richten, das Artur Dariusz Kubacki in seiner Einführung so sehr betonte und das für vereidigte Dolmetscher und Übersetzer gilt. Die meisten Dolmetscher und Übersetzer, die zurzeit in Polen ihre Dienstleistungen anbieten, sind nicht unbedingt vereidigte Dolmetscher. Dies dürfen wir auch nicht vergessen. In Toruń versuchen wir seit 2007, die Kompetenzen im Studium für Postgraduierte zu vermitteln, ich glaube, feststellen zu dürfen, mit Erfolg. Die Hörer, die zu uns kommen, sind sehr engagiert und wollen sich wirklich damit intensiv beschäftigen. Viele arbeiten bereits als Übersetzer und wollen ihre Kompetenzen systematisch ausbauen.

Prof. Dr. habil. Eugeniusz Tomiczek

Da unsere Zeit langsam zu Ende geht, möchte ich unsere Gespräche ein bisschen anekdotisch enden. Ich gehöre hier wohl zu den ältesten Germanisten. Ich darf vielleicht einmal auf die Geschichte zurückblicken. Zu Lebzeiten von Ludwig Zabrocki, dem Nestor der polnischen Germanistik und der germanistischen Linguistik vor allen Dingen, beschloss man einmal, dass die Studenten der Neophilologie, also nicht nur der Germanistik, auch Fachtexte studieren sollen. Und da Zabrocki einen großen Einfluss auf unser Ministerium hatte, konnte er bewirken, dass wir tatsächlich diesbezügliche Empfehlungen von Warschau bekamen, als Germanisten und Romanisten, Anglisten auch Fachtexte zu übersetzen. Und der damalige Chef des Instituts Professor Urbanowicz, selbst Literaturforscher, hatte uns dann einmal zu sich gerufen und beauftragte uns, entsprechende Fachtexte mit den Studenten zu besprechen. Ich habe Texte aus der Physik bekommen, mein Kollege Texte aus der Chemie. Und stellen Sie sich vor, wir sollten diese Texte mit unseren Studenten in den Übungen übersetzen, wo keiner eigentlich eine Ahnung von diesen Wissensbereichen hatte. Und die Studenten hatten auch totale Langeweile eben. Also man kann auch auf diese Art und Weise leicht übertreiben. Das war auch sehr gefährlich für die Didaktik.

Dr. Rafał Szubert

Ich möchte noch zur Wortmeldung von Herrn Doktor Lech Zieliński Stellung nehmen. Lech, du sagst, du hast den Eindruck, dass man in Polen eigentlich Translatorik nicht studieren kann. Das ist aber nicht wahr. Denn es gibt in Polen Institute, an denen Translatorik unterrichtet wird. Ich nenne Ihnen jetzt ein Beispiel. Dieses Beispiel entnehme ich meinem Beitrag, den ich für „Rocznik Przekładoznawczy“ in Toruń geschrieben habe, für eine Zeitschrift also, deren Herausgeber Lech Zieliński ist. Die Unterrichtsprogramme aus dem Institut für Germanistik an der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen liefern uns einen Beweis dafür, dass so etwas wie translatorisches Studium oder translatorische Fachrichtung des philologischen Studiums in Polen realisiert werden kann. Es gibt an der Posener Germanistik fünf Profile, die für den dreijährigen Studiengang gelten und in dem sog. Profil 3 haben wir Translatorik. Wir haben hier ferner im zweiten Studienjahr Übersetzungstheorie und Rhetorik, praktische Rhetorik, öffentliches Auftreten, Übersetzung von wissenschaftlichen Texten, Übersetzung von Gebrauchstexten und Übersetzung von literarischen Texten. Den interessierten Studenten wird hier also ein sehr breitgefächertes Studienprogramm angeboten. Ein Beispiel des Unterrichtsprogramms für das dritte Studienjahr: Übersetzung von wissenschaftlichen, Gebrauchs- und literarischen Texten, aber auch Übersetzung von Fachtexten. Noch ganz kurz zu den Fachtexten. Ich meine, es gibt Lebensbereiche, in denen bestimmte kommunikative Fähigkeiten, was das Fachliche anbelangt, von uns nicht nur als Fachleute, aber auch als Laien verlangt werden. Als Paradebeispiel können wir das Recht nennen. Denken wir an alle Geschäfte des täglichen Lebens,

die mit der Jurisprudenz zu tun haben. Das ist doch eine Menge: wir schließen Kauf- oder Beförderungsverträge, wir fordern Dienstleistungen an, wir geben Steuererklärung ab, wir willigen in Operationen ein, schließen Arbeitsverträge, errichten Ehen und Testamente. Das bedeutet offensichtlich, dass man nicht nur das sprachliche Wissen dabei verlangen sollte, sondern das fachliche oder die Kompetenz, diese Texte mindestens oberflächlich zu verstehen. Nicht nur von der sprachlichen Seite her. Professor Schaefer hat darauf auch schon einmal hingewiesen, indem er sagte: Meistens spielt das Psychologische dabei eine sehr große Rolle, dass man Hemmungen vor dem Kontakt mit der Rechtssprache hat. Denn dies bewirkt, dass man Angst hat, mit diesen Texten in Berührung zu kommen. Vielleicht ist das auch ein Grund dafür. Denn die juristischen Texte sind eigentlich in einem sehr schönen Deutsch geschrieben. Das ist keine Fremdsprache, die kann man verstehen und zwar mit ziemlich einfachen Mitteln. Und damit trägt man natürlich auch zur Kultur der breit verstandenen Sprache bei. Diesen kultursprachlichen Faktor muss man auch in dieser Diskussion berücksichtigen, meine ich. Das ist ein sehr wichtiger Faktor.

Prof. Dr. habil. Zofia Berdychowska

Da ich die Chance bekommen habe, das hier bislang Ausgeführte zusammenzufassen – und das sind ja bei Weitem nicht die sämtlichen von Prof. Żmudzki zu Beginn genannten Diskussionsschwerpunkte –, so meine ich Folgendes: Wir sind uns darüber einig, dass es im translationsdidaktischen Bereich mehrere Ausbildungsmodelle gibt mit jeweils unterschiedlicher Zielsetzung. In allen Fällen steckt ein Referenzrahmen, gebildet durch die ministerialen Ausbildungsstandards und/oder gesetzliche Regelungen und Normen für die Berufsbefähigung, Grenzen aber auch Möglichkeiten für ihre Implementierung an einer konkreten Institution und auf einer bestimmten Ausbildungsstufe ab. Das war wohl die Idee von Prof. Żmudzki. Im jeweiligen Ausbildungsmodell müssen Richtungs-, Grob- und Feinziele und die in einem bestimmten Zeitrahmen zu erreichenden Kompetenzen und ihre Verteilung auf die Kompetenzniveaus festgelegt werden, etwa analog zu dem europäischen Referenzrahmen für Sprachen. Dabei sollten wir sowohl die Erfahrungen anderer in der Translationsdidaktik beachten, als auch Ergebnisse unserer eigenen translationsdidaktischen Forschung anwenden.

Prof. Dr. habil. Jerzy Żmudzki

In der ganzheitlichen Betrachtung lassen sich noch weitere synthetische Gesamtkonklusionen aus der Diskussion ableiten und zu folgenden überschaubaren Stichpunkten zusammenfassen.

A. Es müssen individuell und generell realisierbare fundamentale Ziele definiert und zu einem Ziel-Profil als Endprofil definitorisch integriert werden. Und dies gilt gleichermaßen für die Didaktiker einerseits und für die Studierenden andererseits, damit sie auch wissen, was sie im didaktischen sowie im autodidaktischen Prozess anstreben sollen.

Die Installierung der Translationsdidaktik in einem Germanistikstudium ist durchaus sinnvoll, machbar, obwohl sie gleichzeitig durch restriktive standardmäßige ministeriale Regelungen sowie durch die jeweils lokalen Bedingungen größtenteils begrenzt wird.

B. Die Translationsdidaktik kann in das germanistische Ausbildungsprogramm sinnvoll eingebaut werden, wenn man sie mit anderen Fächern, vor allem mit dem sprachpraktischen Unterricht obligatorisch koppelt. Ferner soll sie horizontal und vertikal mit bestimmten anderen Fächern verbunden und vernetzt werden, damit bestimmte Texte, auch Fachtexte, als sprachlicher Stoff in verschiedenen Unterrichtsstunden thematisch zirkulieren und strategisch entsprechend didaktisiert werden können. Und es ist sogar im Rahmen der ersten Stufe, also der Bachelor-Stufe machbar, wo man problemlos Übersetzen von Fachtexten lehren, unterrichten kann. Dazu gibt es ganz konkrete Ergebnisse und Beispiele aus dem Bereich der polnischen Germanistik. Dies kann nur unter einer Bedingung durchgeführt werden, und zwar integriert mit anderen praktischen und theoretischen Fächern, weil die auszubildenden Kompetenzen sehr komplexer Natur sind.

C. Die Konzeption einer germanistisch profilierten Translationsdidaktik lässt sich in der ersten Studien-Stufe relativ effektiv ansiedeln, das heißt Übersetzen und Konsektivdolmetschen kann man erfahrungsgemäß bis zum dritten Studienjahr und verteilt auf alle sechs Semester durchführen. Diese Verteilung stellt eine wichtige Voraussetzung für eine erfolgreiche Herausbildung von notwendigen Fertigkeiten als Bestandteilen der Gesamtkompetenz im Rahmen dieser Translationsart dar. Solche Translationsarten dagegen wie Simultandolmetschen sollte man gegen jegliche Illusionen erst auf die Magisterstufe verschieben und seine didaktische Realisierbarkeit in den direkten Zusammenhang von Befähigung der Studenten und entsprechender Qualifikation der Lehrkräfte stellen.

D. Einen Anhaltspunkt für die Didaktisierung der Texte, für ihre Auswahl, insbesondere der Fachtexte bietet der Faktor Frequenz bestimmter Textsorten in der öffentlichen sowie in der fachspezifischen Kommunikation und in speziellen Institutionen.

E. Einen anderen Faktor bilden die vom Polnischen Justizministerium festgelegten Richtlinien für den Beruf Übersetzer und Dolmetscher. Sie können als wichtige didaktische Orientierungen fungieren und zugleich bewirken, dass durch ihre Beachtung im Rahmen der so oder so betriebenen Translationsdidaktik in einem Germanistikstudium eine gewisse und notwendige Berufs- sowie Realitätsnähe aber v.a. ihre Glaubwürdigkeit und Authentizität erreicht wird. Erst dann können die Germanistikinstitute in der Lage sein, ihre Studenten auf die Staatliche Prüfung vorzubereiten, da sie selbst als Institution kein Recht auf Zertifizierung in diesem Bereich und Beruf haben.

Bearbeitung: Prof. Dr. habil. Jerzy Żmudzki,
Transkriptionshilfe: Dr. Rafał Szubert.

ISSN 1426-7241

ISBN 978-83-7432-636-0

ISBN 978-3-940310-98-9



9 788374 326360



9 783940 310989